Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/journalfrdeuts03berl

Ger. Hist
J.

Journal

für

Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

189303.
8.5.24.

Dritter Band.

Berlin,
bei Haude und Spener.
1815.

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Historische Untersuchungen über die Deutschen. (Fortsetzung.) 1

Geschichte des Bücher-Nachdrucks, von Georgius. (Fortsetzung.) 44

Ueber eine Hauptschwierigkeit bei der Umbildung, welche den politischen Systemen in Europa bevorsteht. 68

Ueber England und die Engländer, von Johann Baptist Say. 89

Der Traum des Lebens. 137

Einige Briefe des ehemaligen Königs Joseph von Spanien. 142

I. An die Königin, seine Gemahlin.
II. An Dieselbe.
III. An den Kaiser Napoleon.

Historische Untersuchungen über die Deutschen. (Fortsetzung.) 145

Geschichte des Bücher-Nachdrucks, von Georgius. (Beschluß.) 198

Anekdoten und Bemerkungen, den russischen Feldzug von 1812 betreffend 217

Selbstvertheidigung der spanischen Minister D. Joseph de Azanza und D. Gonzalo O-Farril. 242

Seite

Die Schlacht von la belle Alliance, beschrieben von einem Augenzeugen in der Französischen Armee. 261

Historische Untersuchungen über die Deutschen. (Fortsetzung.) 273

Anekdoten und Bemerkungen, den russischen Feldzug von 1812 betreffend. (Beschluß.) . . . 308

Selbstvertheidigung der spanischen Minister D. Joseph de Azanza und D. Gonzalo O-Farril. (Fortsetzung.) 337

Die Schlacht von la belle Alliance, beschrieben von einem Augenzeugen in der Französischen Armee. (Beschluß.) 368

Ueber die Schwierigkeiten einer haltbaren Verfassung für Deutschland. 396

Historische Untersuchungen über die Deutschen. (Fortsetzung.) 401

Selbstvertheidigung der spanischen Minister D. Joseph de Azanza und D. Gonzalo O-Farril. (Beschluß.) 433

Betrachtungen über das herkömmliche Europäische Völkerrecht. Von Georgius. 475

Ueber den Zusammenhang der Brittischen Staats-Haushaltung mit der Brittischen Verfassung. 512

Historische Untersuchungen über die Deutschen.

(Fortsetzung.)

Will man von Ludwigs des Vierzehnten Wesen und dem Jahrhundert, welches von ihm den Namen führt, mehr begreifen, als hergebracht ist: so muß man auf zweierlei Rücksicht nehmen; nämlich einmal auf das, was seine Vorgänger auf dem französischen Thron für die Ausbildung der königlichen Macht gethan hatten; zweitens auf die innere Beschaffenheit der europäischen Staaten in der letzten Hälfte des siebzehnten und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

Das französische Reich war, wie das deutsche, um die Zeit, wo Hugo Capet der Nachfolger Ludwigs des Fünften wurde, ein Aggregat von mehreren Staaten. Was man gegenwärtig Stände nannte, wurde nämlich in jenen Zeiten Staaten genannt, und die erste Klasse dieser Staaten von sogenannten geistlichen Vasallen, die zweite von sogenannten weltlichen Vasallen regiert. Ihre Vereinigung auf Reichstagen bildete die General-Staaten. Auf solchen Tagen kam der König nur als allge-

meiner Schutzherr (Suzerain), nicht als Souverän, in Betrachtung; denn von der Souveränetät hatte man in jenen Zeiten gar keinen Begriff, und für einen guten König galt nur der, welcher die meiste Achtung für die Rechte der großen Vasallen blicken ließ. In den Verhandlungen des Reichstages selbst war nichts zu seinem Vortheil, alles hingegen zu seinem offenbaren Nachtheil: denn, so wie die geistlichen Vasallen die weltlichen in ihren Ansprüchen unterstützten, eben so unterstützten die weltlichen Vasallen die geistlichen in den ihrigen; und selbst im Fall des getheilten Interesse blieb die Sache unentschieden. Will man sich einen ganz klaren Begriff von der Macht bilden, welche die ersten Könige des capetingischen Geschlechts ausübten: so muß man auf Thatsachen zurückgehen, welche die Geschichte aufbewahrt hat. Adelbert, Graf von Perigord, belagerte Tours, und anstatt ihn, mit den Waffen in der Hand, daran zu verhindern, begnügte sich Hugo Capet, ihn fragen zu lassen: „Wer ihn zum Grafen gemacht hätte?" Die stolze Antwort des Grafen aber war: „Wer hat Dich zum Könige gemacht?" Gregor der Fünfte excommunizirte Robert, Sohn und Nachfolger Hugo Capets, wegen seiner Vermählung mit Bertha, mit welcher er Gevatter gestanden hatte (damals eine Sünde wider den heiligen Geist); und so groß war der Abfall von dem Könige, daß kein Priester ihm die Messe lesen wollte, und daß die beiden Bedienten, welche bei ihm blieben, alles, was er berührt hatte, aus Vorsicht durchs Feuer zogen. So verhielt es sich mit der Autorität der Capetinger in ihrem ersten Anfange.

Indeß blieben ihre Verhältnisse nicht lange dieselben. Für die Gewinnung eines höheren Maaßes von Autorität war, wie schon oben bemerkt worden ist, ihnen nichts so vortheilhaft, als die Lage der Besitzungen Hugo Capets, welche, nach ihrer Vereinigung mit denen des letzten Carolingers (Ludwigs des Fünften), sich von der Mündung der Somme bis nach Blois erstreckten, und indem sie in Westen die Normandie und Bretagne, in Osten die Champagne, das Nivernesische und das Gebiet von Berri ließen, die Domänen der großen Vasallen durchschnitten. Die Vortheile einer solchen Lage machten sich von selbst geltend. Weltbegebenheiten aber kamen den französischen Königen zu Hülfe. In jener großen Bewegung, welche sich, nach und nach, dem gesammten Europa mittheilte, und deren wahre Absicht bei weitem mehr die Feststellung der päbstlichen Autorität, als die Eroberung des heiligen Grabes war; mit einem Wort: in den Kreuzzügen, war Eudes Arpin der Erste, welcher seine Grafschaft Berri an Philipp den Ersten abtrat, und so die Vereinigung der Vasallen-Domäne mit dem Domän der Krone einleitete. Diesem Beispiel folgten Andere, und das königliche Domän wuchs nach und nach bis zu seiner gegenwärtigen Größe an, theils durch Verträge, theils durch vortheilhafte Vermählungen, theils durch Erbfälle, theils endlich durch das Recht der Eroberung. Eine Gerechtigkeit wenigstens muß man dem Geschlecht der Capetinger wiederfahren lassen: die nämlich, daß sie die Vermehrung ihrer Machtmittel mit ungemeiner Industrie betrieben haben.

Je mehr die großen Vasallen ausschieden, desto

mehr veränderte sich der gesellschaftliche Zustand des französischen Reichs. Leibeigenschaft war nur bei einer großen Getheiltheit möglich. Sie wurde unter Ludwig dem Dicken abgeschafft, der seinen Unterthanen das Recht, unter dem Schutze der Gesetze zu leben und besondere Regierungen zu bilden, um Geld verlieh. So entstand in Frankreich das Municipalitäts-System, das, nachdem es einmal war in Gang gebracht worden, sogar durch Zwang gefördert wurde, so daß es nicht der Willkür überlassen blieb, ob man, gleich den Gefährten des Ulysses, in dem Circe-Stall der Leibeigenschaft bleiben wollte oder nicht. Je mächtiger aber die Gemeinden wurden, desto nothwendiger war ihr Eintritt in die Generalstaaten, welche ihr Wesen im dreizehnten Jahrhundert nur allzu sehr verändert hatten. Die erste Aufforderung dazu gab Bonifacius der Achte in seinen Streitigkeiten mit Philipp dem Schönen. Vergeblich weigerten sich die geistlichen Vasallen, den Grundsatz anzuerkennen, daß ein König von Frankreich seine weltliche Macht nur Gott und seinem Degen verdanke; durch den Eintritt der Gemeinden in die Generalstaaten war das Gleichgewicht zwischen den geistlichen und den weltlichen Vasallen aufgehoben; und da diese sich, in Vereinigung mit den Gemeinden, für die Behauptung des Königs erklärten: so konnten die Geistlichen, wie sehr sie auch das päbstliche Interesse umfassen mochten, nichts mehr ausrichten.

Doch noch in vieler anderen Hinsicht gewann die königliche Autorität durch den Eintritt der Gemeinden in die Generalstaaten; denn was auch immer vorschwe-

ben mochte, da die Gemeinden keine andere Stütze hatten, als den König, so waren sie auch ihrer Seits bereit, den König in allen denjenigen Forderungen zu unterstützen, welche er gegen den Vortheil der großen Vasallen machen konnte. Sie waren also wesentlich das Fußgestell, auf welchem sich die Suzeränetät zur Souveränetät zu einer Zeit erhob, wo man von dem Wesen der Regierung keinen deutlichen Begriff hatte, und es unendlich mehr in das Vorrecht zum Genuß, als in die Ausübung bestimmter Pflichten setzte.

Eine große Probe stand dem französischen Reiche bevor. Durch die Eroberung Englands war dem Könige von Frankreich in der Person Wilhelms des Eroberers (oder seiner Nachfolger) ein König zum Vasallen und zum Nebenbuhler gegeben. Als Hugo Capet den Thron bestieg, ging die Krone auf den mächtigsten Vasallen über; sie konnte also aufs Neue auf den König von England übergehen. Das Interesse der noch übrigen Vasallen erforderte sogar, zwischen den Königen von Frankreich und England ein gewisses Gleichgewicht zu unterhalten, weil hierin das einzige Mittel lag, ihre Unabhängigkeit sicher zu stellen. Ob sie von diesem Mittel Gebrauch machten, ist keine Frage. Einen längeren Zeitraum gelang es ihnen, glückliche Erfolge und Unfälle gegen einander abzuwägen; allein die Niederlage des ersten Königs aus dem Hause Valois (Philipps des Sechsten) und die Gefangenschaft Johanns des Guten bedroheten das Haus Frankreich mit gänzlichem Umsturz, und dieser schien unvermeidlich, als unter einem schwachsinnigen Könige, der sich von einer herrschsüchtigen Frau

regieren ließ, der König von England zum König von Frankreich ausgerufen wurde. Er schien es nur. Carl der Siebente, den man den König von Bourges nannte, appellirte an Gott und seinen Degen; und mit Hülfe einer geringen Anzahl von Tapfern (einer Johanna von Arc, eines Dunois, eines Saintrailles und Lahire) vertrieb er die Engländer nicht nur aus Frankreich, sondern trug das Schrecken seiner Waffen sogar nach England. Carl der Siebente blieb hierbei nicht stehen. Durch Errichtung der sogenannten Ordonnanz-Compagnieen gab er die erste Idee zu einem stehenden Heere, und durch die Einführung der Taille erwarb er das Mittel, dies Heer zu besolden. Ihn muß man als den eigentlichen Schöpfer der königlichen Macht von Frankreich betrachten.

Nach Carl dem Siebenten blieben nur die Herzöge von Burgund und von Bretagne als unabhängige Vasallen zurück. Alle übrigen traten ein in den allgemeinen Staat, welcher aus ihren besonderen Staaten war gebildet worden, und wurden die Stände (die Ordnungen) dieses allgemeinen Staats; die geistlichen Vasallen der Stand der Geistlichkeit, die weltlichen Vasallen der Stand des Adels, und diejenigen, welche bisher die dritte Art von Staaten gebildet hatten, erhielten die Benennung des dritten Standes (tiers état). Indeß behielten, auch nach dem Eintritt in den allgemeinen Staat, diese drei Ordnungen den Geist ihrer besonderen Staaten bei. Die Geistlichkeit fuhr fort, den päbstlichen Despotismus zu unterstützen; der Adel versuchte unablässig, das Band seiner neuen Abhängigkeit zu zerreißen,

und der dritte Stand behielt die Kennzeichen der Unterdrückung, in welcher er so lange geschmachtet hatte. Und hierin lag der Keim der drei Revolutionen, welche Frankreich nach und nach erfahren hat.

Durch jene Kriege, welche am Schlusse des funfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in Italien geführt wurden, befreieten sich die französischen Könige von der Abhängigkeit, in welcher sie noch immer von dem römischen Stuhl gestanden hatten; das Concordat, welches Franz der Erste mit Leo dem Zehnten schloß, war ganz zum Vortheil der königlichen Autorität. Indeß blieb die kirchliche Lehre unangetastet, und folglich die Grundlage alles Pabstthums unerschüttert. In dieser Hinsicht leistete Deutschland dem französischen Reiche durch die Reformation die größten Dienste. Doch diese wurden verkannt, und jene Bürgerkriege, welche unter Franz dem Zweiten begannen, und sich unter Heinrich dem Vierten endigten, waren als eine Folge des Mißgriffs zu betrachten, den die französischen Könige dadurch begingen, daß sie glaubten, den Gehorsam ihrer Unterthanen durch die Beschützung einer besonderen Anschauung des göttlichen Gesetzes sichern zu können. Es war ihnen genug, die Geistlichkeit sich einigermaßen untergeordnet zu haben; von ihrem Herrscherrechte hatten sie allzu übertriebene Begriffe, um ihren Unterthanen irgend eine Freiheit des Gewissens zu gestatten. Nur Heinrich der Vierte machte in dieser Hinsicht eine Ausnahme.

Die Revolution im Geiste des Adels war nicht, wie die im Geiste der Priesterschaft, die Wirkung einer

Explosion, wohl aber eine Folge der unfruchtbaren Versuche, welche er von Zeit zu Zeit machte, sich im Besitz seiner Vorrechte zu erhalten. Von Carl dem Siebenten an bis auf Ludwig den Vierzehnten, verstrich keine einzige Regierung, ohne einen solchen Versuch. Unter Ludwig dem Eilften verband sich der ganze Adel von Frankreich zu einem Krieg, den er den Krieg der öffentlichen Wohlfahrt nannte, dem aber das Volk klug genug war, die umgekehrte Benennung zu geben. Unter Carl dem Achten wurde der präsumtive Thronerbe, der in der Folge die Benennung eines Vaters des Volks erhielt (Ludwig der Zwölfte), der Störer der öffentlichen Ruhe. Unter Franz dem Ersten verbündete sich der Connetable von Bourbon mit Carl dem Fünften zu Angriffen auf das Haus Frankreich. Unter Franz dem Zweiten erwachte die Herrschsucht der Guisen, welche die Ligue gebar, Carl den Neunten zu einem Ungeheuer machte, und Heinrich den Dritten in die Nothwendigkeit versetzte, die königliche Autorität durch eine Ermordung zu retten. Unter Heinrich dem Vierten hatte sich Mayenne kaum unterworfen, als der Herzog von Epernon zu revoltiren begann. Unter Ludwig dem Dreizehnten war es nicht mehr die Parthei der Ligue, welche die Krone bedrohete, wohl aber die protestantische Parthei, welche nach Unabhängigkeit strebte, geleitet von dem Herzog von Rohan. Während der Minderjährigkeit Ludwigs des Vierzehnten schien der Adel seine letzten Mittel zu einem neuen Unabhängigkeits-Versuch zu vereinigen; allein der Factionsgeist hatte seine Frischheit verloren, und die Fronde-Unruhen brachten kaum noch etwas mehr hervor,

als witzige Einfälle, so sehr hatte sich die königliche Macht im Verlauf der Jahrhunderte entwickelt und verstärkt.

Durchläuft man also in Gedanken die Bahn, welche die französischen Könige während des Zeitraums von Hugo Capet bis zu Ludwig dem Vierzehnten zurückgelegt haben: so kann man nicht in Abrede stellen, daß es ihnen nicht geringe Mühe gekostet hat, diejenige Freiheit zu gewinnen, welche das königliche Geschäft erfordert. Ausgehend von dem Ideal der Unumschränktheit, glaubten sie, alles, was sich ihnen als Hemmniß darstellte, nicht genug austilgen zu können. Die Nothwendigkeit einer Gegenkraft leuchtete ihnen um so weniger ein, je feindseliger die Gestalt war, in welcher diese sich ihnen darstellte. Ganz allmählich hatten sich die Generalstaaten in bloße Ständeversammlungen verwandelt, und es kam bloß darauf an, diesen eine solche Organisation zu geben, daß neben der Freiheit des königlichen Willens auch die Moralität desselben gesichert blieb. Doch dies Geschäft consequent verabscheuend, waren sie nur darauf bedacht, der Nation ihren individuellen Willen, als den Nationalwillen aufzudringen; und, indem sie auf diesem Wege zu reinen Despoten wurden, bereiteten sich solche Erscheinungen vor, wie Ludwig der Vierzehnte deren eine ist. Ihn kann man als denjenigen betrachten, der die Früchte der Bemühungen seiner Vorfahren nach Unabhängigkeit einerntete. Nicht groß als Mensch, wird Ludwig unter den Königen noch lange berühmt bleiben, weil keiner seines Standes, wofern man sich so ausdrükken darf, den Geist seiner Profession in einem höheren

Maaße besaß. Er umgab den Thron mit so viel Glanz, daß jede Parallele von selbst wegfiel. Unstreitig erlaubte er sich noch Vertraulichkeiten; doch nur mit solchen Personen, die viel zu tief unter ihm standen, als daß sie auch nur den Gedanken eines Mißbrauchs hätten haben können. Dem Adel, den Prinzen vom Geblüt, seinen Kindern sogar, gegenüber, zeigte sich Ludwig der Vierzehnte nur als König; hierzu vielleicht durch nichts so sehr bewogen, als durch die Eindrücke, welche die Frondeunruhen in seiner frühesten Jugend auf ihn gemacht hatten. Weder die Geistlichkeit noch der Adel drückten auf den Monarchen; allein beide fuhren fort, auf den dritten Stand zu drücken, der, seit seinem Eintritt in den allgemeinen Staat, nicht aufgehört hatte, abhängig zu seyn von den besonderen Staaten, welchen er in früherer Zeit angehört hatte. Das Seltsame der Erscheinung bestand darin, daß die besonderen Staaten aufgehört hatten, und daß es gleichwohl Menschen gab, welche alle mit dem Daseyn dieser Staaten verbundenen Vorrechte genossen.

Dies war die Stellung, welche ein Französischer König um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts in seinem eigenen Reiche gewonnen hatte.

Aber die Vortheile dieser Stellung wurden nicht wenig vermehrt durch die Beschaffenheit der übrigen europäischen Staaten. England, nachdem es eilf Jahre hindurch Cromwells Despotismus ertragen hatte, kränkelte an den Folgen der Restauration; einer von den unglücklichsten Begebenheiten, welche bei der Erblichkeit der ersten Magistratur einen Staat treffen können, weil in diesem System Volk und Dynastie als Eins gedacht

sind, und jede Trennung zwischen denselben zur Ursache von tausend Mißverständnissen und zu einem Grund gegenseitiger Beargwöhnung wird. Spanien, um eben diese Zeit von Philipp dem Vierten beherrscht, gerieth mit jedem Tage in größeren Verfall, und vertheidigte nur noch kraftlos und matt ein Ansehn, das es unter Carl dem Fünften und Philipp dem Zweiten gewonnen und behauptet hatte. Italien, beinahe in allen Theilen von Spanien abhängig, war keines Widerstandes fähig, und Innocenz der Zehnte, Alexander der Siebente und Clemens der Neunte unterlagen, als Päbste, dem Schicksal, das durch den Westphälischen Frieden über sie gekommen war. Deutschlands Vielherrschaft war, wie immer, die Einladung zu großen Unternehmungen von Seiten seiner Nachbarn. In dem Verhältnisse der Reichsfürsten zu dem Kaiser war es durch den Frieden von Münster und Osnabrück dahin gekommen, daß selbst der letzte Schatten politischer Einheit verschwunden war. Provinzen, welche in ihrer Vereinigung ein großes Reich bilden sollten, betrugen sich als unabhängige Staaten, standen nur in völkerrechtlichen Beziehungen zu einander, verbündeten sich mit auswärtigen Mächten nach ihrer Convenienz, und fanden ihr Verhältniß zu dem Reiche nur in den Tractaten wieder, welche sie mit dem Kaiser abschlossen. Die Kurfürsten waren die Gegner der Fürsten, diese die Gegner der Städte, und auf den Reichstagen, welche jetzt nicht mehr von den Fürsten, sondern von ihren Gesandten besucht wurden, zankte man sich vor allen Dingen um Titel und Vorrang, und verschob die Reichsangelegenheiten von einer Zeit zur andern.

Das Haus Oesterreich, fortdauernd von den Türken bedroht, hatte mit Ungarischen Rebellen zu kämpfen, welche eine Verschwörung nach der andern anzettelten, und sich bald dem einen, bald dem anderen Chef in die Arme warfen.

In dieser Lage der Dinge konnte es Frankreich nicht schwer werden, eine Rolle zu spielen. Von allen Europäischen Staaten hatte es sich am meisten zur Einheit erhoben, und der junge ehrgeizige Monarch, dem sein Geschick anvertraut war, hatte noch den besonderen Vortheil, nicht zu wissen, was die europäische Welt zuläßt und was nicht, während die Franzosen selbst sich glücklich schätzten, einen König erhalten zu haben, der sich aufgelegt fühlte, sie zur Vermehrung seiner Größe zu gebrauchen und zu mißbrauchen; denn das war von jeher der Charakter dieser Nation, nur die Macht anzubeten, und wegen des Rechts unbekümmert zu bleiben. So stellt sich das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten in ein eigenthümliches Licht, das sehr wenig gemein hat mit demjenigen, worin man es in der Regel zu betrachten pflegt. Eine gewisse Größe drängte sich Ludwigen ganz von selbst auf, und das Lehrreiche in der Geschichte seiner langen Regierung besteht unstreitig darin, daß er von dem, was er wollte, so wenig durchführte, und zuletzt damit endigte, den Frieden, den er in einer früheren Periode so stolz und herrisch versagt hatte, gewissermaßen erbetteln zu müssen.

Durch die Theilnahme der auswärtigen Mächte an dem dreißigjährigen Kriege war das Geheimniß von Deutschlands politischer Schwäche enthüllt worden Noch mehr, wo möglich, wurde es während der Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück aufgedeckt, wo die Gesandten der deutschen Fürsten, sowohl gegen Frankreich als gegen Schweden, eine Deferenz und Nachgiebigkeit bewiesen, welche, wie natürlich sie seyn mochte, sie deswegen nicht weniger verächtlich machte. Männer, welche, ohne auf den Grund der Sache zu dringen, nur ihren patriotischen Gefühlen Raum gaben, führten in jenen Zeiten dieselben Klagen, die wir in den unsrigen vernommen haben; aber alle diese Klagen bewirkten nur das Gegentheil von dem, was dabei beabsichtigt war. „Gerade in Gegenden, sagt Wassenberg in „seiner Lobrede auf Ferdinand den Dritten, wo einst die „stolzen Römer unter Varus die schrecklichsten der Nie„derlagen erfuhren, bieten jetzt unbewaffnete Fremdlinge, „von keinen Legionen unterstützt, den Germanen Hohn, „und triumphiren über ganz Deutschland. Sie rufen, „und wir erscheinen; sie reden, und wir glauben Ora„kel zu vernehmen; sie machen uns Hoffnungen, und wir „vertrauen ihnen, als wären sie Götter; sie drohen, und „wir zittern wie Sklaven. Wenn hier etwas von Pa„ris, dort etwas von Stockholm, nicht etwa von einem „Jupiter, sondern nur von launenhaften Junonen (den „Königinnen Anna und Christina) Zorniges oder Gün„stiges in einem Schreiben anlangt; so werden wir — „pfui der Blindheit! — entweder froh oder zittern. Was „bleibt uns übrig, als der Tod? Vor unseren Augen

„walten sie in Deutschland über Deutschland, und ge„rade als ob Germaniens Testament gemacht werden „müsse, berathschagen sie darüber, was sie uns neh„men, was sie uns lassen, welche Federn sie dem deut„schen Adler ausrupfen wollen, und was davon dem „gallischen Hahn oder dem skandischen Löwen zu Theil „werden soll. Wir wissen nicht einmal, und müssen „noch abwarten, was sie wollen oder nicht wollen, und „müssen uns gefallen lassen, daß sie morgen mit Ekel „und Verachtung verwerfen, was ihnen heute beliebt hat: „und gerade als ob wir in den letzten Zügen lägen, und „noch immer unter uns entzweit wären, opfern wir die„sen fremden Götzen den Geist und das Leben wie un„serer Freiheit, so unserer Ehre auf.“ Doch Reden dieser Art, wie gut sie auch gemeint, ja wie wahr sie auch seyn mögen, nützen zu nichts. Da, wo es eine wahre Nationalität giebt, sind sie vollkommen überflüssig; und da, wo es keine giebt, vermögen sie dieselbe nicht zu bewirken. Denn die wahre Nationalität setzet zwei Dinge voraus, welche durch nichts zu ersetzen sind: nämlich einmal gute natürliche Gränzen, und zweitens eine Verfassung, durch welche eben so sehr für die Einheit, als für die Gesellschaftlichkeit gesorgt sey. Alle Beschwerden über den Einfluß des Auslandes auf Deutschland fallen also auf Diejenigen zurück, welche die Wirksamkeit jener beiden Bedingungen verhindern.

Nichts war natürlicher, als daß im Innern von Deutschlands Staaten seit dem Westphälischen Frieden die auffallendste Veränderung vorging. Von dieser Zeit an datirt sich der Verfall der ständischen Verfassung. Der

anhaltende Krieg hatte das Corporations-Wesen, welches dieser Verfassung zum Grunde lag, noch weit wirksamer zerbröckelt, als es bis dahin durch eine so entscheidende Erfindung, wie die des Schieß-Pulvers, hatte zerstört werden können. Hiermit stand die Zunahme der Fürstenmacht in der engsten Verbindung. Wäre das Zeitalter aufgeklärt genug gewesen, um die Nothwendigkeit einer Gegenkraft in dem Regierungs-System zu erkennen: so würde man auf die Erhaltung derselben durch andere Mittel, als welche das ständische Wesen darbot, bedacht gewesen seyn. Statt dessen dachte man, nach dem von Frankreich gegebenen Beispiele, nur auf gänzliche Vernichtung dieser Gegenkraft; und so entstanden, nach und nach, in dem ganzen Umfange von Deutschland neben den Reichsstädten lauter reine Monarchieen, indem jeder Fürst es darauf anlegte, ein Ludwig der Vierzehnte im Kleinen zu seyn.

So sehr riß dieser Monarch Alles mit sich fort, daß man nur französischen Geist und französische Sitten für Geist und Sitten hielt; ein Wahn, der das ganze achtzehnte Jahrhundert fortdauerte, und nur allzu viele Anhänger, vorzüglich in den vornehmeren Classen der Gesellschaft, fand. Die deutsche Sprache selbst verlor mit ihrem Werth ihre Reinheit, und wurde durch die Albernheit Derer, welche durch eine papageienartige Fertigkeit in der französischen Sprache einen Vorzug mehr zu besitzen glaubten, ein buntes Gemengsel, von welchem die Vorfahren nichts verstanden haben würden. Es fehlte nicht an Eiferern gegen eine solche Verletzung alles Vaterländischen; allein, was hätten diese wohl über Fürsten

vermocht, die an ihren eigenen Höfen sich mit einem solchen Schwarm von Franzosen aller Art umgaben, daß sie nicht selten an denselben für die einzigen Fremdlinge galten? Männer, die in den wichtigsten Geschäften grau geworden waren, wurden zurückgesetzt, weil ihnen das den Franzosen eigene Feine und Geschliffene im Umgange fehlte. Französische Köche, französische Maitressen, französische Erzieherinnen, kamen beinahe an allen Deutschen Höfen an die Tagesordnung, und man berechnete, daß für französische Moden und Flittertand jährlich vier Millionen Thaler aus Deutschland wanderten. Die Franzosen in Deutschland selbst fühlten, wie wenig sie zum deutschen Wesen paßten, und wie ungern man sie sah; aber durch die Fürstenmacht beschützt, fehlte es ihnen sogar nicht an witzigen Einfällen, die Deutschen mit ihrer Gegenwart auszusöhnen; das deutsche Blei, meinten sie, müsse ein wenig mit französischem Queckſilber versetzt werden, wenn ein gutes Temperament zum Vorschein kommen sollte. Was sich nicht läugnen läßt, ist, daß der Charakter der Deutschen durch sie wesentlich verändert wurde: zu seinem Vortheil nach dem Ermessen Derer, welche einmal in französische Sitte verliebt waren; doch gewiß mit Aufopferung der Gediegenheit und achtungswerthen Eigenthümlichkeit, die fremden Einwirkungen instinktmäßig widersteht, und die einzige wahre Grundlage ächter Nationalität ist *).

Ste-

*) Ein Deutscher Schriftsteller, der sich Constantinus Germanicus nennt, sagte gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts:

Stehende Heere, vor dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland etwas Unerhörtes, wurden so allgemein verbreitet, daß jeder größere Fürst ein solches aufzuweisen hatte. Mit der Einführung derselben veränderten sich die Finanz-Systeme, oder vielmehr, bekamen diese ihr Daseyn. Die Ausstattung der Fürsten reichte nicht mehr hin, den Aufwand zu bestreiten, der von ihnen gemacht werden mußte. Man sah sich also genöthigt, auf neue Quellen des Einkommens bedacht zu seyn: und so ward die Erwerbfähigkeit der Unterthanen die vornehmste Anweisung der Fürsten. Die Staatswirthschaft nahm immer mehr den Charakter der Geldwirthschaft an; und weil man fühlte, wie nothwendig ein freier Verkehr für die Behauptung eines solchen Charakters sey, mußte die alte Gesetzgebung einer neuen weichen. Die Bande der Leibeigenschaft wurden daher gelöset, und an ihre Stelle trat für den gedrücktesten Theil der Gesellschaft jene Erbunterthänigkeit, welche den Unterthanen wenigstens zur Hälfte zu einem Staatsbürger machte. Immer unfähi-

---

derts: Pauci hodie in Germanorum Principum aulam recipiuntur, nisi qui Gallissantes Germani audiunt, id est, gallicis moribus et lingua imbuti. Quod an venerabili Germanorum gravitati conveniat, iudicent alii. Gravitas sane cum levitate quid habet commercii? An e re reipublicae et principum Germaniae sit, quod Galli hodie aulas germanicas adeo penetrent, ut et ante primarios Ministros habeantur, in ipsa Gynecaea, immo in thalamum sequior e Gallia sexus adsciscatur, liberique Germaniae principum iuxta modulum gallicanum educentur, quilibet bonus cordatusque civis facile subodorari poterit. Ut in quam domum vespillones veniunt, signum est funeris, sic reipublicae labentis, ad quam fulciendam admittuntur peregrini.

ger, der Fürstenmacht zu widerstehen, sah der Adel sich genöthigt, einen großen Theil seiner Vorrechte fahren zu lassen; glücklich, daß er theils in den stehenden Heeren, theils in der Staats-Hierarchie die Mittel fand, sich und die Seinigen zu versorgen. Eine nicht geringere Fügsamkeit fand von Seiten der Städte Statt, nachdem sie durch Drangsale des Krieges um ihren Wohlstand gebracht waren. Unmittelbar nach dem Westphälischen Frieden stand, wie nach allen anhaltenden Kriegen, die Zahlungsfähigkeit der Unterthanen im umgekehrten Verhältnisse zu der Bedürftigkeit der Regierungen; dies dauerte aber nicht lange, indem der Deutsche Fleiß nach und nach alle die Forderungen erfüllte, welche an ihn gemacht wurden. Schon zehn Jahre nach Beendigung des Krieges, waren die Fremdlinge darüber erstaunt, die Spuren desselben beinahe ganz ausgetilgt zu sehen. Für ganz Deutschland hob eine neue Periode an, welcher, damit sie eine beglückende würde, nichts fehlte, als der Untergang der Vielherrschaft.

Der hervorstechendste Charakter, den Deutschland in diesen Zeiten aufzuweisen hatte, war unstreitig der Brandenburgische Kurfürst Friedrich Wilhelm. Er war einer von den seltenen Fürsten, welche durch den Umfang ihrer Ideen weit hinausreichen über den ihnen vom Schicksal bestimmten Wirkungskreis. Mit welchen Augen er seinen Staat ansah, ist schon oben berührt worden. Genöthigt, auf Pommern zu verzichten, und sich durch Magdeburg, Halberstadt und Minden entschädigen zu

lassen, zeigte er, wenige Jahre nach dem Westphälischen Frieden, wie entschlossen er sey, das Schicksal zu bestimmen, nachdem die meisten seiner Vorgänger es ruhig abgewartet hatten. Sein Marsch nach Westphalen im Jahre 1651, und sein Ueberfall der Jülichschen Staaten erregten das größte Erstaunen nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich; und ob er gleich als ein kluger Fürst das Aeußerste vermied, so hatte er doch gezeigt, was man von ihm zu erwarten hätte, im Fall man es auf eine Kränkung anlegte. In dem Kriege, welchen Carl Gustav von Schweden mit der Krone Polen anfing, zeigte er alle Gewandtheit eines Fürsten, der das, was die Vorsehung ihm anvertraut hat, vor allen Dingen zu behaupten sucht, und wenn ihm dies gelungen ist, hinterher kein Bedenken trägt, die Umstände zur Erwerbung einer größeren Unabhängigkeit zu benutzen. So wurde der Grund zu dem nachmaligen Königreiche gelegt, als dessen vornehmsten Stifter man ihn betrachten muß. Er trug kein Bedenken, gegen Ludwig den Vierzehnten in die Schranken zu treten; er trug eben so wenig Bedenken, sich mit diesem Könige gegen den Kaiser zu verbinden. Das Letzte könnte getadelt werden an einem Fürsten, der deutscher Reichsstand war; allein was ist tadelhaft in einer Verfassung, die großen Kräften den freiesten Spielraum läßt? was tadelhaft nach einem Frieden, der durchaus nicht die Absicht hatte, Deutschlands Stärke durch Einheit zu vermehren, wohl aber die, Deutschlands Schwäche durch Trennung und Getheiltheit zu verewigen?

Nach einem solchen Frieden durfte man begierig seyn, zu erfahren, wie sich die Kaiserwahlen gestalten würden. Auf der einen Seite war Deutschland noch immer, durch seine Getheiltheit in so viele und so verschiedene Staaten, ein politisches Ungeheuer, welches ein englischer Schriftsteller, nicht unangemessen, mit einer Gesellschaft von Schlangen vergleicht, von welchen die eine die andere fressen möchte, wenn nicht etwas da wäre, was sie daran verhinderte. Auf der andern Seite war der, in dessen Beruf es lag, dieses Verschlingen zu hintertreiben, so gestellt, daß seine Autorität weniger als jemals wirkte. Der Einfluß auswärtiger Mächte vermehrte die Nachtheile, welche hiermit verbunden waren; denn Schweden sowohl als Frankreich, nachdem sie den Westphälischen Frieden zu Stande gebracht hatten, legten es immer nur darauf an, diesen Frieden für sich zu benutzen, welches nur dadurch geschehen konnte, daß sie die natürliche Verwirrung in Deutschland vermehrten.

Die Wahl Ferdinands des Vierten war mit keinen sonderlichen Schwierigkeiten verbunden; und dies beruhete auf dem doppelten Umstande, daß sie wenige Jahre nach dem Westphälischen Frieden, d. h. zu einer Zeit, wo die allgemeine Schwäche noch sehr fühlbar war, zu Stande kam, und daß Frankreich, durch die Unruhen in seinem Innern, an aller Einmischung in dieselbe verhindert wurde. Da aber Ferdinand der Vierte bald nach seiner Krönung starb und sein Vater ihm folgte, ohne seinem zweiten Sohne noch etwas mehr verschafft zu haben, als die Succession in Böhmen und in Ungarn:

so gewann die Ränkesucht Schwedens und Frankreichs desto freieren Spielraum. Zwar entschied ein großes Bedürfniß zuletzt für das Haus Oesterreich, indem man fühlte, wie gefährlich es für Deutschland sey, dem Hause Baiern die Kaiserwürde zu übertragen; allein ehe das Gefühl recht lebendig werden konnte, suchte sich jeder Deutsche Fürst dem Erzhause wichtig zu machen, ohne zu erwägen, wie viel Nachtheil daraus für Deutschland hervorgehe.

Hier ist der Ort, die Politik des Hauses Frankreich zu beleuchten.

Die allgemeine Voraussetzung ist, Ludwig der Vierzehnte habe nach der Deutschen Kaiserkrone gestrebt, und nur, nachdem er sich von der Vergeblichkeit seiner Bemühungen überzeugt, sich so nachdrücklich für Baiern verwendet. Seiner Persönlichkeit nach genommen, war dieser König damals noch viel zu jung, um beurtheilen zu können, in wiefern die Vereinigung der deutschen Kaiserkrone mit der von Frankreich möglich sey, oder nicht. Es war also der Cardinal Mazarin, der in diesen Zeiten das französische Cabinet leitete. Welche Vorstellungen nun dieser Staatsmann von dem Wesen der Macht hatte, läßt sich zwar nicht genau bestimmen; soll aber der Erfolg entscheiden: so legte er es weniger auf Territorial-Umfang, als auf innere Stärke an. Frankreich, von der Natur so herrlich ausgestattet, war in der Benutzung seiner Küsten hinter Spanien und England zurückgeblieben; hier mußte sehr viel nachgeholt werden. Um aber das Bedürfniß einer Seemacht zu befriedigen, gab es nur Ein Mittel: nämlich Bekämpfung Spaniens

mit der bestimmten Absicht, auswärtige Colonieen zu gewinnen. Verwundbar war Spanien besonders in den Niederlanden. Dahin also richtete Ludwig der Vierzehnte seine Waffen, nicht um einige Städte zu erobern, sondern um in ihnen Compensations-Gegenstände zu gewinnen. Eine bis dahin unerhörte Politik ging demnach darauf aus, mitten auf dem festen Lande von Europa Inseln zu erwerben, welche in bedeutender Entfernung ganz anderen Welttheilen angehörten. Je weniger aber dieser Hintergedanke erkannt wurde, desto sicherer mußte man sich über die wahren Beweggründe des französischen Hofes irren. Darf der Erfolg, so wie dieser sich in dem Frieden von Ryswick entfaltete, entscheiden: so hatte Ludwig sein Augenmerk auf etwas ganz anderes gerichtet, als was man ihm zutraute. Es dauerte ziemlich lange, ehe er das Ziel seiner Wünsche erreichen konnte; aber von dem Augenblick an, wo er seine jenseit der Pyrenäen und in den Niederlanden gemachten Eroberungen zurückgab, um einen Theil von St. Domingo erwerben zu können, war entschieden, was er in seinen Kriegen gegen die spanischen Niederlande, gegen den deutschen Kaiser und gegen Holland gewollt hatte. Die Art und Weise, wie er auf Deutschland bis dahin eingewirkt hatte, gewinnt die Außenseite bloßer Neckerei; und schwerlich war sie noch etwas mehr, nur daß die Deutschen für bitteren Ernst nahmen, was von seiner Seite ganz anders gedacht war. Man bedarf in solchen Fällen der Vorwände: und ein solcher war die Macht, zu welcher das Haus Oesterreich aufsteigen würde, wenn es aufs Neue dahin gelangte, die spanische Krone mit

der deutschen Kaiserkrone zu vereinigen, worauf bei dem nahen Aussterben des spanischen Zweiges einige Aussicht gegeben war. Mit den Waffen in der Hand schien also der König von Frankreich die älteste Tochter Philipps des Vierten erobern zu wollen, damit sie dem deutschen Kaiser nicht zu Theil werden möchte. Eine sehr bestimmte Erfahrung sagte aus, wie wenig die Vereinigung der spanischen Königskrone mit der deutschen Kaiserkrone für die Macht des Hauses Oesterreich gewirkt hatte; allein diese Erfahrung war nicht für Diejenigen da, die, indem sie in der ganzen Welt nur sich selbst sahen, sich nur von derjenigen Politik einen Begriff machen konnten, welche sie in ihrem kleinlichen Interesse berührte; ich meine die deutschen Fürsten, welche sich glücklich schätzten, es bald mit Frankreich, bald mit Oesterreich zu halten, ohne im Mindesten zu wissen, worauf es in diesem Kampfe ankam. Wahrlich, seit Ludwigs des Vierzehnten Regierung ist Deutschland schwerlich noch etwas mehr gewesen, als das, was man den Narren im Spiele nennt, der sich in der Regel für die Hauptperson hält und seines Irrthums nicht eher inne wird, als bis Alle auf ihn losschlagen; wobei das Auffallendste gerade darin besteht, daß die aufgeklärtesten Fürsten Deutschlands den meisten Widerstand gefunden haben, sobald es darauf ankam, die übrigen für eine bessere Ordnung der Dinge zu gewinnen.

Im Allgemeinen kann man sich nichts Kläglicheres denken, als die Rolle, welche Deutschland in dem Zeit-

raum von 1648 bis 1713 gespielt hat. Immer mit sich selbst uneins, immer nur mit der Gegenwart beschäftigt, immer vom Schicksal überrascht, und eben deswegen auch unfähig, demselben zu begegnen oder die Stirne zu bieten, sank es mit den Ansprüchen, die es fortdauernd als das heilige römische Reich Deutscher Nation machte, bis zur Lächerlichkeit und Verachtung herab. Nicht daß es nicht noch immer außerordentliche Kräfte in sich getragen hätte; diese starben niemals ab. Allein indem alle diese Kräfte vereinzelt waren, nur gegen sich selbst wirkten, und sich, so oft eine Veranlassung dazu da war, zu vernichten droheten, war ein Zusammen- und Füreinanderwirken derselben unmöglich; und hierin lag, bei aller dem Deutschen zugeschriebenen Vernunft, seine politische Unvernunft, vermöge welcher er Zweck und Mittel nie in Uebereinstimmung zu bringen verstand, und sich beredete, die organischen Gesetze eines Reichs könnten, ohne Nachtheil, auch die umgekehrten von denen seyn, welche die Erfahrung aller Zeiten als die einzig richtigen preiset. Giebt es in moralischen Dingen eine Evidenz — und wer zweifelt wohl daran? — so ist es eine eben so große Absurdität, zu behaupten, ein Reich könne in der Getheiltheit stark seyn, als wenn man behaupten wollte, die Winkel eines Dreiecks könnten noch mehr oder weniger als zwei rechte Winkel seyn. Das Dynastieen-Wesen in Deutschland hat bewirkt, daß man die gesunde Vernunft in politischen Dingen immer unter die Füße getreten hat; und dies wird nicht eher aufhören, als bis das Empfinden jener Absurdität die Deutschen Fürsten zu Kodrussen macht, die sich der Rettung des Va-

terlandes aufopfern, oder bis, nach Harringtons Erwartung, irgend ein Fürst die alte Verfassung mit dem Hammer des Kriegs zerschlägt, und eine neue, der Natur der Dinge angemessenere schmiedet *).

Und was war in den ersten dreißig Jahren nach dem Westphälischen Frieden aus dem Pabste geworden?

Dieser ehemalige Schiedsrichter aller europäischen Angelegenheiten war zu einer solchen Unbedeutsamkeit herabgesunken, daß von ihm kaum noch die Rede war. Die Jesuiten, seine ersten Stützen, hielten es nicht länger der Mühe werth, eine verlorne Sache zu vertheidigen, und warfen sich von der Theokratie in die entschiedenste Kosmokratie, mit nichts so sehr beschäftigt, als mit Geldspekulationen und Vermehrung ihrer Reichthümer. Der Pabst selbst mußte es sich zur Ehre anrechnen, daß Ludwig der Vierzehnte in dem Tractat von Ryswick festsetzte: „Die Ansprüche, welche seine Schwägerin, die Herzogin von Orleans, auf die Pfalz machte, sollten der schiedsrichterlichen Entscheidung des deutschen Kaisers und des Königs von Frankreich unterworfen werden, und im Fall beide Souveräne sich nicht einigen könnten, sollte der Pabst als Schiedsrichter in

*) Germany, antiently the seminary of nations, through a defect of her Policy (which intending one Commonwealth has made a hundred Monarchies in her bowels, whose crofs interests twist her guts) is not curable, unleſs some Prince falling to work her with the hammer of war, be able totally to destroy the old, and forge a government entirely new.

Harrington's Prerogative of pop. Govern. Chapt. X.

höchster Instanz darüber erkennen.“ Dies geschah in der Folge wirklich, nachdem die Sache von den Commissarien der beiden Monarchen erfolglos zu Frankfurt am Main war verhandelt worden; der Pabst ließ sie durch eine Congregation von Auditoren der Rota entscheiden, und rettete auf diese Weise wenigstens eine Zurückerinnerung an das, was seine Vorfahren gewesen waren.

Wie hätten aber die Päbste ein solches Schicksal haben können, wenn sie jemals gewesen wären, wofür sie sich ausgaben: wahre Ausleger des göttlichen Gesetzes?

Der spanische Successionskrieg hängt auf das Innigste zusammen mit der Vertreibung der Stuarts aus England und mit der Gelangung Wilhelms des Dritten, Fürsten von Oranien, auf den englischen Thron. Von ewiger Denkwürdigkeit aber wird dieser Krieg dadurch bleiben, daß sich in ihm und durch ihn jenes System von Gegenkräften oder Gegengewichten, das man schlechtweg das europäische Gleichgewicht nennt, zugleich entwickelte und befestigte. Wie dieses System unmittelbar aus der Verfassung Großbritanniens hervorgegangen ist, und wie ihm alle die fehlerhaften Ideen zum Grunde liegen, die man noch jetzt von einer Theilung und Aequilibrirung der Gewalten unterhält: dies hier zu entwickeln, würde allzu weit führen; genug daß Wilhelm der Dritte als der wahre Urheber desselben betrachtet werden muß, und daß Wilhelm König von England war.

Carl der Zweite, König von Spanien, Sohn König Philipps des Vierten und letzter männlicher Descendent des spanisch-österreichischen Hauses, hatte noch nicht die Augen geschlossen, als die spanische Erbfolge ein Gegenstand des Streites unter den europäischen Mächten zu werden begann. Unmittelbare Ansprüche auf dieselbe machten der König von Frankreich und der deutsche Kaiser; jener als Gemahl der älteren Schwester Carls des Zweiten; dieser als Gemahl der jüngeren Schwester. Maria Theresia, Ludwigs des Vierzehnten Gemahlin, hatte in ihrem Ehe-Contrakte zwar auf die Erbfolge Verzicht geleistet, und diese Verzichtleistung war durch den pyrenäischen Frieden bestätigt worden; allein die Franzosen behaupteten: eine solche Verzichtleistung könne den Kindern der Königin nicht zum Nachtheil gereichen, da diese ihr Anrecht nicht durch ihre Mutter, sondern durch das Grundgesetz des Königreichs Spanien hätten, welches die Thronfolge in den Seitenlinien verordnete. Wurde die Gültigkeit des von der französischen Königin geleisteten Verzichtsleistung zugegeben: so bestimmte die Erbfolge nach der Linie die spanische Thronfolge ihrer jüngeren Schwester, Margaretha Theresia, die aus ihrer Ehe mit dem Kaiser Leopold dem Ersten eine einzige Tochter, Namens Maria Antoinetta hinterlassen hatte, welche die Gemahlin des Kurfürsten von Baiern und Mutter Joseph Ferdinands, Kurprinzen von Baiern, war. Da aber der Kaiser die spanische Monarchie bei seinem eigenen Hause zu erhalten wünschte: so berief er sich auf den von seiner Tochter, der Erzherzogin Maria Antoinetta, geleisteten Verzicht, um selbst als Kron-Präten-

dent aufzutreten, und die Rechte seiner Mutter, Maria Anna, Tochter Philipps des Dritten, und Tante Carls des Zweiten, geltend zu machen. Er führte für sich an, daß die Thronfolge in der spanischen Monarchie, der letzten Prinzessin sowohl durch ihren Ehe-Contrakt, als durch die Testamente der Könige von Spanien gesichert sey; und da er zwei Söhne, die Erzherzöge Joseph und Carl, aus seiner Ehe mit einer Prinzessin von Pfalz-Neuburg hatte: so bestimmte er dem älteren den deutschen Kaiserthron, dem jüngeren die spanische Monarchie.

So lagen die Sachen, und ein heftiger Krieg war im Anzuge, als England und Holland (1698) ins Mittel traten, und in Uebereinstimmung mit Ludwig dem Vierzehnten zwei Jahre vor dem Hintritte des Königs von Spanien einen Theilungs-Tractat schlossen, Kraft dessen, auf den Todesfall Carls des Zweiten, dem Kurprinzen von Baiern, Joseph Ferdinand, die spanische Monarchie, dem Dauphin von Frankreich das Königreich beider Sicilien nebst den toskanischen Häfen, die Markgrafschaft Finale und die Provinz Guipuscoa, dem Erzherzoge Carl endlich das Herzogthum Mailand zugesichert wurden. Die Absicht Englands bei diesem Theilungs-Tractate war nicht zu verkennen; sie bezog sich auf den alten Grundsatz, daß, wer herrschen will, zu theilen verstehen müsse. Einen Strich durch die Rechnung machte der frühzeitige Tod des baierschen Kurprinzen. Bei einer zweiten Theilung, welche dadurch nothwendig wurde, bestimmte man dem Erzherzog Carl die spanische Monarchie; dem Dauphin, nebst dem Königreiche beider Sicilien und der Provinz Guipuscoa, das Herzogthum Loth-

ringen; dem Herzog von Lothringen aber als Schadlos-haltung das Herzogthum Mailand. Die nächste Auf-gabe war, diesen neuen Theilungs-Tractat dem Kaiser annehmlich zu machen. Doch die Unterhandlungen, welche man darüber mit ihm pflog, waren vergeblich, indem er die ganze spanische Monarchie an sein Haus zu bringen wünschte; und so geschah es, daß Carl der Zweite, auf Zureden des Pabstes und der gelehrtesten Theologen und Rechtsgelehrten seines Königreichs, am 2 Oct. 1700 ein Testament machte, worin er die Rechte seiner älteren Schwester, Maria Theresia, anerkannte, und erklärte: die Verzichtleistung dieser Prinzessin habe keinen anderen Zweck gehabt, als die Vereinigung Spa-niens mit Frankreich zu verhindern; und da dieser weg-falle, wenn er die spanische Monarchie einem von den jüngeren Söhnen des Dauphin vermache: so ernenne er zu seinem Nachfolger Philipp Anjou, zweiten Sohn des Dauphin, und substituire ihm den Herzog von Berri, seinen jüngeren Bruder, diesem aber den Erzherzog Carl, und diesem den Herzog von Savoyen, mit dem aus-drücklichen Verbot, die Monarchie zu theilen.

Unmittelbar darauf starb Carl der Zweite. Der Herzog von Anjou, von den Spaniern zum König aus-gerufen, hielt im April des folgenden Jahres seinen feier-lichen Einzug in Madrid, und die meisten europäischen Souveräne erkannten ihn an, als die Besetzung einiger niederländischen Städte im Namen der Junta von Ma-drid das Zeichen zu einem langwierigen Kriege gab, des-sen Zweck von Seiten der Gegner Frankreichs, wenig-stens dem Vorgeben nach, die Feststellung eines billigen

Gleichgewichts war. Der deutsche Kaiser, England, die Vereinten Provinzen, das Reich, die Könige von Portugal und von Preußen, und der Herzog von Savoyen schlossen, nach und nach, ein Bündniß, wodurch sie sich verpflichteten, dem Hause Oesterreich die spanischen Niederlande, das Herzogthum Mailand und das Königreich beider Sicilien, nebst den toskanischen Häfen wieder zu verschaffen, und niemals zuzugeben, daß die beiden Monarchieen, Frankreich und Spanien, mit einander vereinigt würden.

Die Wendungen dieses Krieges müssen hier als bekannt vorausgesetzt werden. Indem man für ein billiges Gleichgewicht stritt, wurde es mehr als einmal der Fall, daß man Gefahr lief, die Monarchie Carls des Fünften zurückzuführen, und folglich das Gegentheil von dem zu bewirken, was man sich vorgesetzt hatte. Die Rolle, welche Prinz Eugen und Marlborough in diesem Kriege spielten, zeigte zur Genüge, daß, wenn es den Generalen überlassen ist, das Gleichgewicht zu Stande zu bringen, dieses zu einem babylonischen Thurme wird, den man nie vollendet. Zuletzt bewirkt eine allgemeine Abschwächung, daß man sich mit einander vergleichen muß; und bei diesem Geschäfte trägt nicht selten Derjenige, der sich im größten Nachtheile befindet, vorausgesetzt, daß er den nöthigen Verstand anwendet, den Sieg auf eine so unbezweifelte Weise davon, daß man nach Kurzem die Feststellung des Gleichgewichts von Neuem beginnen muß. Bekanntlich kam es im spanischen Successionskriege nach dem schrecklichen Winter von 1709, und nach der für die Franzosen verlornen Schlacht von

Malplaquet dahin, daß Ludwig der Vierzehnte geneigt war, seinen Gegnern Alles zu bewilligen, was sie verlangen konnten; aber, obwohl er das Interesse Philipps des Fünften aufgab, und sich zur Zurückgabe aller der Eroberungen verstand, welche Frankreich seit dem Münsterschen Frieden gemacht hatte: so setzte man doch den Krieg so lange fort, bis unerwartete Ereignisse in Deutschland und in England die Gestalt der Dinge verändert hatten, und der Friede von Utrecht für Ludwig den Vierzehnten bei weitem vortheilhafter ausfallen mußte, als er es hatte erwarten können. Die Hauptbedingung für ihn war, daß die beiden Königreiche, Spanien und Frankreich, nie vereinigt werden sollten; eine Bedingung, die, wenn Ludwig jemals das Gegentheil von derselben hätte beabsichtigen können, vermöge des Gegensatzes des französischen und spanischen Charakters, sein Königreich zu Grunde gerichtet haben würde.

Der spanische Successionskrieg endigte sich so, daß Philipp der Fünfte im Besitz der spanischen Monarchie mit allen Colonieen blieb, welche dieselbe außerhalb Europa's besaß; daß die spanischen Niederlande, das Königreich Neapel, nebst den toskanischen Häfen und dem Herzogthum Mailand, dem Hause Oesterreich zugestanden wurde; daß Frankreich die Hudsons-Bay und die Hudsons-Meerenge, desgleichen die Insel St. Christoph, Acadien und die Insel Newfoudland in Amerika, an England abtrat, und sich zugleich anheischig machte, den Hafen von Dünkirchen, welcher Englands Eifersucht

erregt hatte, auszufüllen, den Prätendenten nicht länger in seinen Schutz zu nehmen, und die Thronfolge des Hauses Hannover in Großbritannien anzuerkennen; daß Spanien Gibraltar und die Insel Minorka an England überließ, und dieser Macht auf 30 Jahre den sogenannten Asiento-Tractat, d. h. die Befugniß zugestand, die spanischen Colonieen in Amerika mit Negern zu versehn; daß der König von Preußen den spanischen Antheil von Geldern und die Herrschaft Kessel als Ersatz für das an Frankreich abgetretene Fürstenthum Oranien erhielt; daß Sicilien an den Herzog von Savoyen, und Sardinien an den Herzog von Baiern, Frankreichs Verbündete in diesem Kriege, abgetreten wurde.

Von dieser Zeit an war England der anerkannte Schiedsrichter in allen europäischen Angelegenheiten, d. h. der europäische Universal-Monarch. Was ihm aber die Rolle, welche es in dieser Hinsicht zu spielen hatte, sehr erleichterte; waren die wesentlichen Veränderungen, welche gerade in dieser Periode mit Deutschlands Verfassung vorgegangen waren: Veränderungen, welche diesem Reiche den Charakter der Einheit noch weit mehr raubten, als es bisher geschehen war.

Durch den Westphälischen Frieden war die achte Kurwürde für die Pfalz gestiftet; eine nicht unbedeutende Veränderung, da die ungleiche Zahl sieben in Wahlangelegenheiten nicht ohne Kraft ist, wenn man dabei auch nicht an die sieben Leuchter der Offenbarung denken will. Der achten Kurwürde folgte die neunte, dem Hause Braunschweig-Lüneburg von dem Kaiser Leopold selbst bewilligt, um die Unterstützung desselben zu dem Kriege

gegen

gegen die Türken zu gewinnen. Der neue Stoß, welchen der Westphälische Friede den Reichsständen nach Unabhängigkeit und Souveränetät gegeben hatte, blieb nicht ohne Wirkung, wiewohl diese sich nur allmählich entwickeln konnte. In einem Zeitraum von 17 Jahren gelangten drei Kurfürsten zur Königswürde: zuerst 1697 der Kurfürst August der Zweite von Sachsen, als erwählter König von Polen; dann 1701 der Kurfürst Friedrich der Dritte von Brandenburg, als souveräner König von Preußen; zuletzt 1714 der Kurfürst George von Hannover, als König von Großbritannien. Veränderungen dieser Art mußten auf Deutschlands Verfassung um so stärker zurückwirken, da die in einer und derselben Person vereinigten Würden eines Kurfürsten und eines Königs sich nicht in jedem Augenblick so trennen ließen, daß da, wo der erstere allein hätte hervortreten sollen, nicht auch der letztere mitgesprochen hätte. Friedrich der Zweite selbst gesteht in seinen Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg: „Die Königswürde habe sein Haus von dem Joche der Knechtschaft befreit, worin das Haus Oesterreich damals alle deutsche Fürsten gehalten habe.“ Unstreitig wollte der gekrönte Schriftsteller nichts weiter sagen als: die Königswürde sey seinem Hause von großem Nutzen gewesen; und dies ist eine Wahrheit, die sich nicht bestreiten läßt, während nicht erwiesen werden kann, daß das Haus Oesterreich die deutschen Fürsten jemals in irgend einer Art von Knechtschaft gehalten habe. Durch höhere Titel werden größere Ansprüche begründet; und ist nur erst der Anspruch da, so ruhet er auch nicht eher, als bis er sich

in Recht verwandelt hat. Der Verfasser jener Denkwürdigkeiten bemerkt also mit Recht, „daß Friedrich der Dritte seinen sämmtlichen Nachkommen nur eine Lockspeise hingeworfen habe, als hätte er sagen wollen: Ich habe Euch einen Titel verschafft, macht Euch seiner würdig; ich habe den Grund zu Eurer Größe gelegt, Ihr müßt nun das Gebäude vollenden.“ Was durch die Annahme des Königstitels von Seiten des Kurfürsten von Brandenburg geschah, war in der That in Beziehung auf Deutschland von einer so eigenthümlichen Beschaffenheit, daß der Prinz Eugen sich wohl veranlaßt fühlen konnte, zu sagen: „der Kaiser solle die Minister, die ihm einen so verderblichen Rath gegeben hätten, hängen lassen;“ allein, wenn dieser Ausspruch gleich beweiset, daß es selbst am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts nicht an Personen fehlte, welche die Rückwirkung höherer Titel zu beurtheilen verstanden: so muß man doch zugleich eingestehen, daß es mit dem deutschen Kaiser dahin gediehen war, daß er dergleichen nicht füglich vorenthalten konnte.

Während, außer den Königen von Dänemark und Schweden, noch die Könige von Polen, Preußen und England deutsche Fürsten waren, und folglich in einer wunderbaren Complikation von Pflichten Deutschlands Geschick bestimmten, konnte es wohl nicht fehlen, daß die allgemeine Regierung von Deutschland zu einer immer auffallenderen Schwäche herabsank, und daß folglich die Einheit dieses Reichs sich in einen leeren Dunst auflöste. Der Reichstag, von den Fürsten nicht länger *besucht*, sondern nur *beschickt*, ward zu einem Colle-

gium, das Alles in Ueberlegung nimmt, aber nichts entscheidet; in seiner Permanenz ein bloßes Beschickungs-Büreau, wo jeder das Recht hat, seine Nothdurft zur Sprache zu bringen, ohne auf irgend eine Erleichterung rechnen zu können, und wo man oft geflissentlich täuscht, um seine Absichten desto besser zu erreichen. Nicht minder überflüssig und sogar unnütz waren das Reichskammergericht und der Reichshofrath; sie mußten es werden zu einer Zeit, wo keine nur einigermaßen bedeutende Macht für eine deutsche gelten wollte, und sich durch die Benennung einer europäischen am meisten geschmeichelt fand. Nacheifernd den Kurfürsten, wollten die Fürsten auch ihren Theil an der Kaiserwahl haben; und um zu ihrem Zweck zu gelangen, stellten sie es als ungesetzlich dar, daß die Kurfürsten sich allein das Recht anmaßten, die Wahl-Capitulationen zu entwerfen: nicht ohne Grund behaupteten sie, daß, da diese Kapitulationen die Kraft von Fundamental-Gesetzen haben sollten, sie auch nothwendig von den sämmtlichen Mitgliedern des Reichstags überlegt und gebilligt werden müßten. Hiernach verlangten sie, daß ein Plan zu einer immerwährenden Kapitulation entworfen würde, der den Kurfürsten bei jeder neuen Wahl zur Regel dienen sollte. Wer erkennt nicht das Unpassende dieser Forderung? Der Westphälische Congreß hatte sie zurückgewiesen, und die Entscheidung dem nächsten Reichstage überlassen; aber sie blieb unentschieden, trotz allen darüber angestellten Berathschlagungen, bis endlich nach Josephs des Ersten Tode das Interregnum die Veranlassung zu einem Vergleich über die Hauptpunkte einer immerwährenden Ka-

pitulation wurde. Sind, wir wiederholen es, die Dinge einmal im Zuschnitte verdorben: so besteht die Weisheit in einem Stückeln und Flicken ohne Ende, bis das verderbte Gewand endlich von selbst auseinander fällt. Was man deutsche Freiheit nannte, war im Wesentlichen nichts weiter, als deutsche Anarchie; als ein Wort, das nur einen Sinn für die Mächtigen hatte, und für den Deutschen im Allgemeinen ganz verloren ging. Die Kapitulation, die man im Jahre 1711 zu Stande brachte, wurde dem Kaiser Carl dem Sechsten und dessen Nachfolgern im deutschen Reiche vorgelegt; und eine Haupt-Clausul derselben war, daß nur in Fällen dringender Nothwendigkeit die Kaiserwahl bei Lebzeiten des regierenden Kaisers Statt haben sollte, und daß ein Kurfürst, Fürst oder sonst ein Reichsstand nicht anders als mit Zustimmung des Reichstags und mit Beobachtung der von der neuen Wahl-Kapitulation vorgeschriebenen Formen sollte in die Acht erklärt werden dürfen. So glaubte man in den Ring gestochen zu haben.

Es läßt sich indeß nicht läugnen, daß bei dieser gänzlichen Auflösung der Reichsverfassung, als solcher, die einzelnen deutschen Völkerschaften zu einem höheren Genuß von Freiheit gelangten. In der Natur der Sache lag, daß sie als Deutsche sich einander ganz fremd wurden, und als unmittelbare Nachbarn traten sie sogar in einen solchen Antagonismus gegen einander, daß sie die Feindschaft nicht weit genug treiben zu können glaubten; wobei sich zeigte, daß die Einheit der Sprache ein sehr schwaches Einigungsmittel ist. Allein, indem sich die ständische Verfassung immer mehr auflöste, und folg-

lich der Corporationsgeist immer mehr von Deutschland wich, indem zugleich durch stehende Armeen und umfassendere Polizei-Systeme immer mehr für die innere Ruhe geschah, und eine bessere bürgerliche Gesetzgebung wenigstens vorbereitet wurde, konnte es nicht fehlen, daß man sich immer freier bewegte, wenn gleich damit noch keine Achtungswürdigkeit verbunden war, die nur aus dem Respect für das Gesetz hervorgehen kann. Die Erscheinungen waren sich gleich in allen deutschen Staaten, und Sachsen wurde, während der Regierung seiner Auguste, sogar fremden Zwecken aufgeopfert; doch gab es einige, in welchen eine regelmäßige Verwaltung Raum gewann, vielleicht nicht ohne einen starken Zusatz von Despotismus, aber im Ganzen doch zum Vortheil der Unterthanen und zur Emporbringung der Staatskraft. In keinem deutschen Staate war dies mehr der Fall, als in dem Königreiche Preußen, welches sich unter Friedrich Wilhelm dem Ersten zu der großen Rolle vorbereitete, die es unter dessen nächstem Nachfolger in Europa spielte.

Auf diese Weise wurde die Auflösung der reichsständischen Verfassung das Corrosiv für die Landstandschaft; aber, indem die Elemente der Gesellschaft nicht nur blieben, sondern sich auch mehrten und stärkten, ward, wenigstens von fern her, der Grund zu einem ganz neuen Gesellschaftsgebäude gelegt, für dessen Aufführung es zwar noch immer an einem Schema fehlte, doch so, daß man darauf rechnen konnte, dies werde sich, wie alles Gute, mit der Zeit finden.

Rechnet man den Zeitraum von Albrecht dem Zweiten bis auf Carls des Sechsten Regierungsantritt zusammen: so gewinnt man zweihundert und drei und siebzig Jahre, innerhalb welcher die deutsche Kaiserkrone unverändert bei dem Erzhause Oesterreich blieb. Auf eine unverkennbare Weise ist dies mehr, als irgend einem deutschen Fürstenhause bis dahin begegnet war. Im Obigen sind die Ursachen dieser Erscheinung entwickelt worden. Zwar hielt man die Idee einer Kaiserwahl noch immer fest; allein die Würde selbst näherte sich der Erblichkeit immer mehr, nicht etwa, weil ihre Natur dies mit sich brachte, sondern weil sie von einem Jahr zum andern immer unschädlicher, und eben deswegen immer gleichgültiger wurde. Es ist daher unstreitig der Mühe werth, die Geschichte dieser Würde noch besonders zu berühren.

Bei den Römern, von welchen der Kaisertitel auf europäische und nicht europäische Nationen übergegangen ist, bezeichnete der Imperator einen glücklichen Feldherrn. Sie sollen diesen Titel von den Etruskern angenommen haben, deren Verfassung uns allzu unbekannt ist, als daß wir mit einiger Sicherheit darüber urtheilen könnten, wiefern der Imperator ein wesentlicher Bestandtheil derselben war. In Rom selbst blieb die Imperator-Würde der Consul-Würde untergeordnet, so lange ihre städtische Verfassung in Kraft war. Als diese sich in der Größe des Reichs auflöste, wurde, nach Beendigung der Bürgerkriege, die mit der Zurückführung des den Römern so verhaßten Königstitels verbundene Schwierigkeit die nächste Veranlassung zur Annahme des

Titels eines Imperators, welchen Octavian und dessen Nachfolger vorzugsweise führten. Er bezeichnete von Stund' an aber nicht mehr den glücklichen Feldherrn, sondern den Staatschef, in dessen Hände sowohl das Gesetz, als die Vollziehung desselben gegeben war.

Im Römerreiche war indeß nichts charakteristischer, als das Verhältniß, worin die Hauptstadt zu dem Reiche blieb, selbst nachdem die alte städtische Verfassung zu Grabe getragen war. Indem nämlich Rom, als Stadt genommen, seine alten Ansprüche festhielt, und mehr in der Vergangenheit, als in der Gegenwart lebte, war es schier unmöglich, daß das römische Reich zu einer seiner Größe angemessenen Verfassung gelangen konnte. Hiermit nun stand die Rolle, welche die römischen Imperatoren spielten, in dem engsten Zusammenhange. Gleich sehr angezogen von dem Reiche auf der einen, und von der Stadt auf der anderen Seite, konnten die wenigsten von ihnen jene Mittellinie finden, auf welcher sie beiden zugleich genügt hätten; und dies mehr, als alles andere, machte sie zu Despoten, besonders in Beziehung auf Rom. Der Mangel einer guten Verfassung brachte es mit sich, daß sie mit ihrer Persönlichkeit für Alles einstehen mußten; und da diese in den wenigsten Fällen — man kann, ohne die Wahrheit zu verletzen, geradezu sagen: niemals — ausreicht: so war wohl nichts natürlicher, als daß die Imperator-Würde niemals erblich gemacht werden konnte; denn die Erblichkeit ist nur da möglich, wo sie, die selbst nur das Produkt eines Gesetzes seyn kann, durch die übrige Gesetzgebung unterstützt und gehalten wird.

Welche Schicksale das Römerreich bei solchen Anordnungen hatte, muß als bekannt vorausgesetzt werden. Als es in seiner Kraftlosigkeit im Westen unterging, dauerte die Erinnerung an dasselbe fort; und diese war es, was unter Carl dem Großen den Titel eines Imperators, wie den Schatten Samuels, wieder hervorrief. In wie fern nun dieser Titel im neunten Jahrhunderte zu dem gesellschaftlichen Zustande paßte, welcher das Resultat der Völkerwanderung war: dies untersuchte niemand; genug, daß es noch ein Oströmisches Kaiserthum gab, dessen zweite Hälfte man bilden zu müssen glaubte. Nichts ist dabei so merkwürdig, als daß bei dem Territorial-Familien-Wesen, durch welches in jenen Zeiten der gesellschaftliche Zustand gebildet wurde, der Kaiser-Titel den Vorzug vor dem Imperator-Titel erhielt; die Sache selbst erklärt sich aber, wenn man bedenkt, daß der Imperatortitel, als solcher, ohne Sinn war, und nur in dem Kaisertitel noch eine Bedeutung behielt. Cäsar oder Kaiser war ursprünglich ein bloßer Familien-Name, nicht irgend ein Titel; und nur der Umstand, daß Octavian ein naher Verwandter des Julius Cäsar war, und seine Ansprüche auf Oberherrschaft von dieser Verwandtschaft herleitete, hatte dem Familien-Namen eine solche Bedeutsamkeit verliehen, daß er mit dem Imperatortitel synonym werden konnte. So wie nun im Mittelalter das Familien-Wesen vorherrschte, so gab man auch dem Kaiser-Titel den Vorzug vor dem Imperator-Titel; aus keinem anderen Grunde, als weil jener dem Territorial-Familien-Wesen besser entsprach, als dieser; wenigstens war dies da der Fall, wo die

lateinische Sprache nicht den Sieg über die deutsche davon trug. Hiermit hing, auf eine sehr begreifliche Weise das Bestreben zusammen, den Kaisertitel in einer gewissen Familie erblich zu machen; doch alle Bemühungen dieser Art scheiterten an der Kraft des Territorial-Familien-Wesens, welches viel zu mächtig war, um sich eine bleibende Oberherrlichkeit gefallen zu lassen. Nur zur Hälfte bedurfte man eines Imperators; die andere Hälfte sollte durch das Familienartige, was der Kaisertitel in sich schloß, dargestellt werden, und gerade damit aus demjenigen, der den Kaisertitel führte, kein Imperator werden möchte, hielt man den Gedanken der Wahl fest, nämlich um zu verhindern, daß die Kaiserwürde nicht in Despotismus ausarten möchte.

Die moderne Kaiserwürde (nur nicht die modernste, wie Napoleon Buonaparte sie aufgefaßt hatte) war also in vieler Hinsicht das Umgekehrte von dem, was sie unter den Römern gewesen war. Bei dieser verhinderte kein Gesetz die Erblichkeit derselben; es blieb vielmehr dem Verstande des jedesmaligen Imperators überlassen, wie viel er aus seiner Würde machen, und ob er derselben den Charakter der Erblichkeit geben wollte, oder nicht. Ferner war der Imperator als die einzige Quelle des Gesetzes nach dem Grundsatz betrachtet, daß sein Wille Gesetzeskraft habe. Von allem diesen findet sich keine Spur bei den Kaisern des Mittelalters, für deren Existenz die Wahl wesentlich nothwendig war, und welche, als Gewählte, nichts weniger hatten, als das Vorrecht, ihren individuellen Willen als Gesetz auszubringen. Und hieraus ersieht ein Jeder den Unterschied des alten

Römerreichs von dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation, welches in sich selbst nicht viel mehr war, als eine Benennung, die von herrschsüchtigen Päbsten herrührte. So wie in jenem alles von dem Stadtwesen ausging, eben so ging in diesem alles von dem Landwesen aus; das Territorial-Familien-Interesse war die einzige Grundlage des letzteren. So wie dieses nun aber immer mehr verschwand, eben so veränderte sich auch das Wesen der Kaiserwürde. Alle moderne Staaten sind das Produkt einer Vereinigung des Landwesens mit dem Stadtwesen; als solches aber bedürfen sie einer ganz anderen Gesetzgebung, als die des Alterthums war und seyn konnte: daher ist diesen Staaten an und für sich nichts fremder als die Imperatur; und wie lange es auch noch dauern mag, bis man sich von dem Alterthum und von allem, was in ihm herkömmlich und natürlich war, losgewunden haben wird: so läßt sich doch vorhersehen, daß das Imperatorwesen immer mehr aus ihnen verschwinden werde; aus keinem anderen Grunde, als weil die Welt schwerlich jemals zu dem Punkte zurückkehren wird, wo es nöthig scheinen konnte, die gesammte Gesetzgebung einem Einzigen zu überlassen. Nichts steht aber in einem stärkeren Widerspruch mit einander, als Repräsentativ-System und Imperatur; beide heben sich gegenseitig auf, und die letztere war überall nur dadurch möglich, daß sie zu einer Zeit entstand, wo an das erstere weder gedacht wurde, noch gedacht werden konnte. Darum nun war in unseren Zeiten nichts widersinniger, als ein französischer Imperator, der, in Kraft des Repräsentativ-Systems, das

occidentaliſche Römerreich wieder herzuſtellen gedachte; ſo ſchlecht war ſein Mittel berechnet, daß er gar nicht begriff, wie gerade das Mittel ſeinem Zweck entgegen wirkte, und ihn in allen ſeinen Erwartungen betrog. Hieraus erklärt ſich zugleich das Verſchwinden der deutſchen Kaiſerwürde in unſeren Zeiten, wiewohl dieſelbe, in dem Lichte eines bloßen Protectorats für die kleineren Fürſten Deutſchlands betrachtet, noch nicht ohne Beſtimmung und ohne Sinn iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Geſchichte des Bücher-Nachdrucks, von Georgius.

(Fortſetzung.)

Verlagsprivilegien und fictiones juris.

Gleichwie die bisher angeführten Umſtände darthun, daß der Nachdruck bald nach ſeinem und nach dem Urſprunge der Buchdruckerei, für verwerflich erachtet wurde: ſo beweiſen es auch die Verlagsprivilegien.

Es iſt ſehr zu bedauern, daß die Sachwalter des ehrlichen Buchhandels, und daß ſogar die Urheber der neueſten „Denkſchrift über den Büchernachdruck" ſich in Rückſicht dieſes Punktes nicht bloß auf hiſtoriſche Erörterungen beſchränkt, ſondern rechtliche, überaus ſchwache, Nachweiſungen aufgeſtellt haben, welche der guten Sache mehr ſchaden, als nützen können.

So ſagt z. B. halb wahr, halb unwahr, die Denkſchrift (S. 19):

„Aber daß man auch damals ſchon den ausſchließ-
„lichen Verlag als ein, wohl zu verleihendes, Ei-
„genthumsrecht betrachtete, das beweiſen die Pri-
„vilegien, die ſchon ſeit 1494 ertheilt wurden."

„Die damaligen Regierungen traten demnach gleich-
„ſam an die Stelle des, nicht mehr lebenden,
„Schriftſtellers, indem ſie das Eigenthumsrecht an deſ-

„sen Schrift dem Buchhändler verkauften oder schenk„ten *), und den Nachdrucker eines solchen Werks mit „einer Strafe belegten.“

Wenn, um das ausschließende Verlagsrecht des Buchhändlers zu erweisen, ein ausschließendes Eigenthumsrecht des Schriftstellers erst dargethan werden soll: so kann unmöglich, um diesen Beweis zu führen, der Staat als ein Besitzergreifer des zu beweisenden Eigenthumsrechts dargestellt, und noch weniger eine solche Besitzergreifung als eine Beurkundung von dem Daseyn ihres Gegenstandes angesehen werden. Eine solche, wirkungslos sich im Zirkel bewegende, Beweisführung zieht sowohl sich eine verdiente, als ihrem Gegenstande eine unverdiente Verspottung zu.

In Rücksicht der Bücherprivilegien sind, wie schon bemerkt worden, bloß historische Erläuterungen nöthig.

Als Einleitung zu einer solchen Erläuterung muß die Bemerkung vorausgeschickt werden, daß es den Menschen gewöhnlich ist, nicht auf Einmal von einem Abwege, auf den sie gerathen sind, zum rechten Richtsteig zurückzukehren. Wenn sie sich in einer ungehörigen bürgerrechtlichen oder völkerrechtlichen Verfassung befinden, und anfangen, dies einzusehen: so schämen sie sich, es einzugestehen. Sie beginnen nun gleichsam, mit dem Unrechte in Unterhandlungen zu treten, und bringen da-

*) Ein Gleichsam kann zum Beweis des Daseyns eines rechtlichen Verhältnisses oder zur Begründung desselben nie dienen. Außerdem wurden ja auch Privilegien für Bücher lebender Schriftsteller ertheilt, wie bekannt ist, und auch aus den oben angeführten Worten des Erasmus erhellet.

her faſt nie das, wie es ſich gebührt, raſch und ſchnell und auf Einmal hervor, was an die Stelle einer herkömmlichen, alten Unrechtsverfaſſung treten muß.

Solches Umſchweifen findet man in allen Geſetzgebungen, und bemerkt mit Bedauern, daß es ſehr oft zur Veranlaſſung wird, um welcher Willen man nicht den Unrechtsweg ganz verläßt, und den Rechtsweg nicht ganz einſchlägt, ſondern fort und fort Rechtes und Unrechtes mit einander paaret. Das Einſchlagen ſolcher Umſchweife hat von jeher Anlaß zu den ſogenannten Rechtserdichtungen (fictiones juris) gegeben, und wird dies auch in Zukunft thun. Dieſe Erdichtungen kann man allezeit als verſtohlne Beurkundigungen des Bekenntniſſes anſehen, daß alles Fehlerhafte leichter eingeſehen, als eingeſtanden, und mit Widerwillen abgeſtellt wird, wenn dies nicht mit einer Art von Heimlichkeit geſchehen kann. Die Menſchen ſchämen ſich zuweilen des Guten, und unterlaſſen es, wenn ſie geſtehen müſſen, daß ſie es nicht zur rechten Zeit, und nur nach Irrgängen gethan haben.

Wir wollen dies durch einige Beiſpiele erläutern. Auf die angeführte Weiſe geſchah es, daß, bevor und indem man die Teſtamente einführte und als Verfügungen heiligte, die über das Leben eines Menſchen hinaus die Ausübung eines Eigenthumsrechts verſtatten, und Beſitzthümer an geliebte Perſonen zu übertragen berechtigen; daß man, bevor dies geſchah, theils Erbkäufe, theils Geſetzgebungs-Handlungen erdichtete, die von Einzelnen ungehabt und ungeſtabt u. ſ. w. in den öffentlichen Verſammlungen vorgenommen wurden.

Auf gleiche Weise erdichtete das schonende, eigentlich nur Ein Jahr lang gültige, prätorische Edikt das Daseyn eines unpflichtmäßigen Testaments (testamentum inofficiosum), um es zugleich für eine Art von Wahnsinn zu erklären, wenn der, zur unbeschränkten testamentlichen Verfügung über sein Vermögen berechtigte, Vater seinen Kindern kein Erbe hinterlassen hatte; und diese Erdichtung machte den Uebergang zum Verbot gänzlicher Enterbung der Kinder und zur Einführung des Pflichttheils.

Eben so fühlte man in neuerer Zeit das Unrecht der barbarischen Seekaperei, konnte aber nicht dazu gelangen, sie sogleich auf Einmal für ein unrechtmäßiges Kriegsmittel zu erklären, sondern suchte bloß deren Ausübung einzuschränken und abzustellen durch Erdichtung von besondern Rechten neutraler Flagge, und durch die Ertheilung von Licenzen oder Freibriefen.

Eben so wurde der Sklavenhandel, ungeachtet an dessen verderblicher sowohl, als schädlicher Rechtlosigkeit niemand zweifelte, nur allmählich abgestellt, gleichsam als ob der Nutzen neben dem Rechte nicht bloß erwogen, sondern jener auch diesem vorgezogen, und, als ob zwischen beiden eine Art von Unterhandlung zugelassen werden dürfe. Dies geschah noch in dem Pariser Friedensschluß von 1814, ungeachtet Wilberforce, der sechs und zwanzigjährige, unermüdete, und zuletzt glückliche, Bekämpfer des Sklavenhandels, am 28 Junius 1814 in dem Parliamente versicherte: „daß die Erfah„rung gezeigt habe, die angewandte Vorsicht (allmähli„cher Abstellung des Sklavenhandels) sey nicht noth-

„wendig gewesen; und daß man ihm mit einem Zuge „hätte ein Ende machen können.“

An die bisher angeführten Beispiele schließt sich besonders die Geschichte des Buchhandels an.

Weil man nämlich nicht zu dem gebührenden Entschluß gelangen konnte, den Nachdruck durch ein förmliches Gesetz auf Einmal und eben so zu verwerfen, wie er von der öffentlichen Meinung verworfen wird und von jeher verworfen wurde: so nahm man seine Zuflucht zur Ertheilung von Verlagsprivilegien, um das, was letztere gebot, wenigstens zum Theil und in einzelnen Fällen zur Ausführung zu bringen.

Diese machen demnach den Uebergang aus von einer stillen, zu einer lauten Verwerfung des Nachdrucks, von einer noch nicht allgemeinen zu einer ganz allgemeinen, d. i. zu einer solchen, um welche man jetzt flehet, indem um ein allgemeines Verbot des Nachdrucks gebeten wird.

Die Bücherprivilegien sollten, von ihrer Entstehung an, ein Eigenthumsrecht des Staats oder des Schriftstellers an literarischen Werken weder bejahen noch verneinen, weder durch ihr Daseyn erschaffen, noch durch ihre Abwesenheit vernichten, weder ursprünglich stiften, noch unterstützend bestätigen. Sie waren einzig und allein anzusehen, und sollten angesehen werden, als eine Maßregel des öffentlichen Wohls.

Patente.

Patente.

Die Bücherprivilegien glichen daher von ihrer Entstehung an, und gleichen noch, den Patenten, welche in England über neue Erfindungen ertheilt werden. Indem wir diesen, wie es scheint, treffenden Vergleich anführen, bemerken wir, daß er nur bis zu dem Punkte ins Auge gefaßt werden soll, wo er etwa, wie jeder Vergleich, sich hinkend zeigen möchte, obwohl dies kaum zu befürchten ist, weil, wenn man Bücherprivilegien und Englische Patente neben einander stellt, mehr von gleichen, als von ähnlichen Sachen die Rede ist.

Diese Patente werden ertheilt, um dadurch auf mehrere Jahre die Befugniß zur ausschließenden Anwendung neuer Erfindungen zu verleihen, welches keinesweges in der Absicht geschieht, um dem Erfinder dadurch schon vorhandene oder neu gemachte Eigenthums- oder Inhaber-Rechte zu bewilligen oder zu bestätigen, oder Eigenthums- und Verfügungs-Rechte des Staats über neue Erfindungen darzuthun. Diese Patente werden verliehen, weil das Englische Volk den Grundsatz aus der Erfahrung geschöpft und als den seinigen angenommen hat: daß eine neue Kunst, daß ein neues Gewerbe nur dann gehörig gedeihen könne, wenn dem ersten Erfinder auf einige Zeit ein Privilegium zu deren ausschließender Betreibung zugestanden, und der Nutzen eines gelungenen Werks zugewendet werde, zu dessen Hervorbringung er seine Geisteskräfte, sein Vermögen und seine Zeit aufgewendet, und allein die Gefahr des Mißlingens übernommen hat.

Dabei ist man aber auch darauf bedacht, durch solche Begünstigung, auf die jeder Erfinder, als auf sein eigenes Recht, Anspruch zu machen hat, den Eifer, neue Erfindungen hervorzubringen, nicht nur unvermindert zu erhalten, sondern sogar aufzuregen. Wie in der literarischen Welt durch ein großes und ausgezeichnetes Geistesprodukt Viele — das Bewunderungsmit eigenem Kraftvermögen verwechselnd — sich zu dem Versuch bewogen fühlen, ein ähnliches hervorzubringen, weswegen eben ein originaler Geist so viele Nachahmer erweckt: so ist in England (unter günstigern Umständen) dieses rege Leben der Erfindsamkeit in der bürgerlichen Welt der Gewerbe vorhanden, und wird, mittelst der Patent-Ertheilung, auf eine geistvolle Art aufrecht erhalten und befestiget.

Denn es wird nicht die Idee einer neuen Erfindung zum Gegenstand eines Patents gemacht, sondern es werden einzig und allein die individuellen Mittel privilegirt, welche von dem ersten Erfinder angewendet worden sind, um ein neues Werk hervorzubringen. Es wird z. B. bei einer Spinnmaschine nicht die Idee, sie zu verfertigen, sondern die besondere und individuelle Zusammensetzung von einzelnen Rädern, Federn, Spulen u. s. w. privilegirt, und deswegen werden diese patentirten Bestandtheile, so wie ihre Zusammenfügung, genau verzeichnet und beschrieben, und die Nachmachung beider wird jedem Andern, außer dem Erfinder, auf einen bestimmten Zeitraum verboten; aber nach Ertheilung des Ersten Patents kann ein Zweites u. s. w. bewilligt werden, ebenfalls zur ausschließenden Erbauung einer

Spinnmaschine, die aus anderm Räder-, Feder-, Spulen- und Spindel- u. s. w. Werk bestehet, als die schon vorhandene und patentirte.

Es werden demnach zur Anreizung des Erfindungsgeistes Patente ertheilt; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß Mancher als Erfinder auftritt, der vielleicht, ohne das Erscheinen eines patentirten Werks, nicht angelockt worden wäre, ein ähnliches zu verfertigen, und vielleicht noch größern Nutzen zu stiften, als der erste Erfinder. Dies ist leicht möglich. Weil in der Gewerbewelt dieselbe Idee zum zweiten Male und mit neuen Mitteln ausgeführt wird: so müssen immer die später angewendeten, um einen Vorzug zu gewinnen, einfacher, als die früher gebrauchten, seyn; mit geringerem Kraftaufwand müssen größere Wirkungen hervorgebracht, und die Arbeit sowohl, als das Erzeugniß müssen wohlfeiler, und doch werthvoller werden. Wenn dies gelingt, werden den glücklichen Geistes-Nebenbuhlern neue Patente und ebenfalls ausschließende Rechte verliehen, so, daß dieses Verfahren, möglicher Weise, an jedem Tage und in jeder Stunde wiederholt werden kann, um in jedem Augenblicke den Talentvollen eine neue Erweckung zu gewähren, dagegen aber Träge, Talentlose und Unehrliche zurückzuweisen, die in gedankenloser Nachäffung (die den Namen ehrlicher Nachahmung nicht verdient) ohne Gefahr, Sorgen und Schande des Mißlingens, wie die Nachdrucker, lediglich einen gesicherten Gewinn theilen wollen. Eine solche Gewinn-Theilung ist aber, sobald sie zur Regel wird, eine allseitige Gewinn-Verminderung, weswegen man

sich nicht wundern darf, wenn sie von Manchen, aus moralischem Unwillen, eine Beraubung genannt wird.

Vergleichung der Bücherprivilegien und der Patente.

Vergleicht man mit diesen Patent-Geschichten die Buchhändler-Privilegien: so wird, mittelst der letztern z B. eine Messiade patentirt, die aus so und so viel Versen und Bänden bestehet, und von dem und dem Verleger zum Druck befördert worden ist. Aber, gleichwie in England durch die Patente kein Alleinhandel begründet wird: so geschieht dies auch nicht durch die, den Nachdruck ausschließenden, Buchhändlerrechte und Privilegien. Tausend Messiaden sind durch dieselben, in sofern es auf die äußern Bedingungen ihres Daseyns ankommt, neben der Klopstockschen, nicht nur möglich, sondern werden gleichsam zum Daseyn hervorgerufen *).

Die Bücherprivilegien wurden demnach, wie die Englischen Patente, erfunden, und werden noch angewendet, nicht um die, aus der eigenthümlichen Natur der Sache entspringenden, Gerechtsame des Buchhandels zu erschaffen oder bürgerrechtlich zu begründen, sondern

---

*) Wenn der Nachdruck rechtlich ist, warum klagen denn seine Vertheidiger nicht über die Ertheilung der Bücherprivilegien, als über ein unverantwortliches Unrecht? Dürften denn seine Gerechtsame durch Privilegien beschränkt, und dürfte er zu der Anspruchlosigkeit verdammt werden, sein Daseyn in jedem Augenblick durch solche Privilegien beengt, ja gefährdet zu sehen? Wäre solche Beschränkung ein Unrecht, würde er, wenn er sie sich gefallen lassen müßte, nicht wenigstens darüber schreien?

wir wiederholen es nochmals, weil man nicht sogleich und ohne Umschweife zu deren vollständiger Anerkennung gelangen konnte.

Bis demnach ein solches Anerkenntniß durch ein unbedingtes Nachdrucks-Verbot erfolgt, müssen die Bücherprivilegien nicht nur fortdauern, sondern sie sollten auch dergestalt vermehrt werden, daß sie für jedes neue Buch nicht nur verlangt werden dürften, sondern sogar ertheilt werden müßten. Auf solche Weise würden sie eine neue Aehnlichkeit mit den Englischen Patenten erlangen, welche, weil sie durchaus jeder neuen Erfindung, und sogar der halbgelungenen und halbvollendeten, ertheilt werden, als Beurkundigungen anzusehen sind, daß jedes neue, geistige und technische, Werk gleichsam ein öffentliches Heiligthum sey, und mithin nicht leichtsinnig, habgierig und gewinnraubend von Jedem durch voreilige Vervielfältigungs-Versuche in der Geburt zerstört werden dürfe.

Eben so werden durch ein Verbot des Nachdrucks, und durch dessen einstweilige und theilweise Stellvertreter, durch die Bücherprivilegien, Geisteswerke hervorgelockt und mit Leichtigkeit emporgehoben, weil kein Fehlversuch von den Hunderten, die mit Sorgen, Verlust, Schande und Schmerzen gemacht werden müssen, verleidet wird. Dadurch gewinnen die Wissenschaften eben so, wie deren Beförderer, der Buchhandel, welcher nach Verdienst geehrt, und in den Stand gesetzt wird, den verdienten Lohn seiner Arbeiten nicht vom nächsten gefährdeten Augenblick gleichsam zu erkämpfen, sondern von dem ruhigen Gange der Dinge in mehrern

Jahren geduldig zu erwarten: nämlich von dem gesicherten Verkauf Eines guten Buchs, welches den Beifall des Publikums gewinnt, und abgehen wird, wenn hundert schlechte unverkauft liegen bleiben.

Wenn man, um das vorige Beispiel nochmals anzuführen, Anstalten trifft, daß Eine Messiade zum gebührenden Gewinn Dessen erscheint, welcher zuerst deren Herausgabe unternimmt: so erschafft man die äußern Bedingungen und Umstände, unter welchen Hunderte derselben erscheinen, und — in sofern Wohlfeilheit bei Messiaden in Anschlag zu bringen ist — auch wohlfeil verkauft werden können.

Dies ist aber unmöglich, wenn jeder Nachdrucker es für sein Recht ansieht, ein Buch zu vervielfältigen, das mit Kosten und Gefahr an das Tageslicht gebracht werden mußte; wenn jeder sogleich hinzutreten darf, um den verdienten Gewinn von einer Messiade zu theilen, gleichsam als müßte der Buchhändler durch Bezahlung eines Ehrensoldes den Nachdruckern ihren Unterhalt herbeischaffen *).

Episode von dem ehrwürdigen Deutschen Künstler und Buchdrucker, Friedrich König, in London.

Bisher sind die Englischen Patente und die Bücherprivilegien einander gegenüber gestellt, und einander

---

*) Wie kann ein Gewerbe ehrlich genannt werden, welches, wie das des Nachdrucks, nie auf sich selber beruhen kann, und das seine auflauernde Thätigkeit in demselben Augenblicke einstellen muß, in welchem ein anderes sich zur Unthätigkeit ent-

ähnlich oder gleich erklärt worden. Es scheint aber eine sonderbare und fast wundersame Fügung des Schicksals zu seyn, daß gerade in dem Zeitpunkte, in welchem dieses geschieht, sich ein überraschendes Beispiel darbietet, das jene Zusammenstellung rechtfertigen und bewähren, und zugleich warnend darauf aufmerksam machen kann, wie sehr in Deutschland der, mit der Literatur in Verbindung stehende, Kunst- und Gewerbfleiß nicht nur der Beförderung ermangelt, sondern sogar gestört wird.

Ein deutscher Künstler, Fr. König, erzählt in dem Londoner Zeitungsblatte, the Times, vom 8 December 1814, die Geschichte einer, von ihm erfundenen, sich selber bewegenden Buchdrucker-Presse. „Es „sind," sagt er, „jetzo eilf Jahre, seitdem ich auf „Verbesserung der Buchdrucker-Presse zu sinnen anfing. „Damals beschränkte ich mich indessen bloß darauf, das „Auftragen der Druckerschwärze auf die Schriften durch „eine mechanische Vorrichtung zu bewerkstelligen, folglich „an jeder Presse Einen Arbeiter zu ersparen. Bald aber „dünkte mich dieser Vortheil nicht hinreichend, und ich „versuchte daher, was nächst diesem auch zur Beschleu„nigung der Arbeit möglich zu machen sey. Hierzu be„durfte ich aber, weil es auf Maschinerie ankam, Unter„stützung. Nachdem ich diese in Deutschland und „in Rußland zwei Jahre vergebens nachgesucht „hatte, führte mich mein gutes Geschick nach Eng-

---

schließt? Gleichen nicht die Nachdrucker in solcher Rücksicht gewissen peinigenden Insekten, die in Kriegszeiten am zahlreichsten sind, und die den lebenden Menschen verfolgen und den todten verlassen?

„land, dem Lande, wo Kunstfleiß jede Art „von Unterstützung, Schutz und Belohnung findet.“

Daselbst wurde König von einigen Buchhändlern lange Zeit unterstützt, indem sein Werk erst mit dem Ablaufe des vierten Jahres nach seiner Ankunft in London so weit gedieh, daß er sich unter dem 23 März 1810 das erste Patent darüber ertheilen lassen konnte.

Dennoch dauerte es noch Ein Jahr, bis die Maschine zum wirklichen Gebrauch in Stand gesetzt wurde, welches erst im April 1811 geschah, als mit derselben Ein Bogen von dem Journal, Annual Register, in einer Auflage von 3000 Exemplaren abgedruckt wurde. Bei diesem ersten Versuche im Großen zeigte sich aber, daß die Maschine noch allzu künstlich sey und zum täglichen Gebrauch vereinfacht werden müsse. Daher verfiel der Erfinder darauf, den Druck durch ein Walzenwerk zu versuchen. Ungeachtet er diese Verbesserung erst Dezember 1812 vollendete: so empfing er doch schon am 30 Oktober 1812 ein Patent, und hierauf über die ferneren Verbesserungen abermals ein neues unter dem 23 Juli 1813. Diese Begünstigungen, wodurch ihm der Gewinn und Erfolg seiner Unternehmungen gesichert wurde, setzten ihn und seine Unterstützer in den Stand, auch unter wiederholten Fehlversuchen, von der Ausführung seiner Ideen nicht abzulassen. Durch das Zusammentreffen solcher Umstände geschah es, daß König eine Druckmaschine vollendete, die in jeder Stunde, in welcher die bisherigen Pressen nur 300 Drucke hervorbrachten, 800 liefert, und die am 8 Dezember 1814, also

zwei Jahre nach ihrer Herstellung, schon 160,000 gedruckte Bogen an das Tageslicht gefördert hatte.

„Die achtbaren hiesigen (Londoner) Buchdruk„ker, Bensley und Taylor," sagt König, „sind die „Theilnehmer an dem Gewinn, den meine Erfindung zu „geben verspricht. Sie haben mich nicht bloß mit ihrer „Sachkenntniß unterstützt, sondern bei den vieljährigen, sehr „bedeutende Kosten erfodernden, Versuchen einen großen „Theil ihres Vermögens an das Gelingen meines Plans „gewagt! Ihnen sey Ehre und Dank!"

Warum vermochte der so hochachtbare, als bescheidene, sogar die Ehre seiner Erfindung freiwillig theilende, Künstler seinen einfachen und so vollwichtigen Dank nicht an einen seiner Kunstgenossen oder an einen Buchhändler in Deutschland zu richten? —

Wahrlich! nicht deswegen, weil es unter diesen an achtbaren Männern von Einsicht, von Kenntnissen und Talenten, und von Unternehmungsgeist fehlt. Das Lob, diese Eigenschaften, und eine, ihrem edlen Gewerbe entsprechende, ausgezeichnete Bildung, und patriotischen Sinn zu besitzen, kann man dem größten Theile derselben nicht versagen. Sie zeichnen sich sogar, wenn Stand gegen Stand, wenn Gewerbegenossen gegen Gewerbegenossen gestellt werden, fast vor allen andern aus.

Aber menschliche Kräfte sind an menschliche, und deutsche Kräfte sind an deutsche Verhältnisse gebunden.

Weil in Deutschland der lauernden Habgierde kein Einhalt gethan wird, die den Gewinn zu entziehen sucht, bevor noch die Anstalten, ihn gewiß hervorzubringen, vollendet sind; weil in Deutschland dieses Verfahren

durch die fortdauernde Duldung des Nachdrucks in Rücksicht des Literaturwesens vorherrschend ist: so konnte König seine Erfindung in seinem Vaterlande nicht zur Reife bringen; er mußte auswandern, und seiner Talente und Einsichten und der Kunst wegen nach England ziehen.

Dort empfing er sogleich ein Patent für den ersten, noch unvollkommenen Versuch, der kaum zu etwas mehr diente, als zur Nachweisung, daß die Ausführung seiner Idee möglich sey.

Was hätte sich in Deutschland ereignet, bevor eine solche Erfindung zur Vollendung gekommen wäre? Nichts, als Umstände, welche diese Vollendung unmöglich gemacht hätten! Darum konnte eben kein großmüthiger Deutscher Privatmann, kein, von Nachdruckern umlagerter, Verleger zum wagenden Unterstützer Königs werden, weil jeder an die verengenden Verhältnisse gefesselt, und keinem anzusinnen war, unter der Gefahr, das eigene Daseyn zu verlieren, fremdes zu unterstützen.

Den halb gelungenen Versuch würde Jeder nachgeahmt haben, sobald nur die dazu gemachten Anstalten bekannt geworden wären; dadurch würde aber ein ganz gelungener unmöglich geworden seyn.

Betrachtungen.

In dieser Lage befindet sich der Deutsche Buchhandel, indem er seinen Gewinn gleichsam zu erhaschen suchen muß in wenig Monaten, nämlich in denen, die

der Nachdruck nöthig hat, um seine Werke der Finsterniß zu Stande zu bringen.

Alles Gelungene in allen menschlichen Verhältnissen zieht Nachahmer herbei. Dies muß sich bei neuen bedeutenden Erfindungen um so mehr ereignen, jemehr gerade die ausgezeichnetesten von der Beschaffenheit sind und seyn müssen, daß sie, sobald sie bekannt werden, fast von selber entstanden zu seyn scheinen, und überraschen durch die Einfachheit und leichte Durchschaulichkeit der Mittel, womit sie hervorgebracht worden sind. Fast Jeder, welcher diese und ihre wirksame Zusammenordnung zu überblicken vermag, fühlt sich dadurch erquickt und ermuthigt, und wird in dieser Gemüthsstimmung leichtlich zu dem Wahne verleitet, daß er früher nur mehr über die Sache habe nachdenken, und daß er sich nur gehörig habe besinnen dürfen, um selber das, zwar bewunderte, aber auch ganz einfache, Werk hervorzubringen. Dies geschieht, weil Erfindungen einigermaßen poetischen Werken gleichen. Wer von letztern tief durchdrungen ist, der gewahret, daß in ihm Nachklänge entstehen, die ihm als Vorklänge vorkommen, die ihm erscheinen als eigene Original-Erzeugnisse, und die ihn sogar zu der Meinung verführen, er habe jene Nachklänge auch wohl ursprünglich bloß aus sich selber hervorbringen können.

Wie nun dieser Eigendünkel bei poetischen Werken bald genug als lächerlich und kraftlos erscheint: so zeigt er sich bei technischen Erfindungen eben sobald als gefährlich und zerstörend. Denn diese tragen, ungeachtet der angeführten Aehnlichkeit mit den Werken der Poesie,

etwas sehr Verschiedenartiges in sofern an sich, als bei ihnen die Idee, welche ihnen zum Grunde liegt, sogar durch bloße Anwendung der äußern Hülfsmittel hervorgebracht werden kann, welches bei poetischen Werken unmöglich, und nur durch den Nachdruck zu bewerkstelligen ist *).

---

*) Z. B. jede Spinnmaschine, die aus hundert Federn, Rädern, Spulen und überhaupt Bestandtheilen zusammengesetzt ist, kann hervorgebracht werden, wenn man dieselben Bestandtheile nachschnitzet, nachdrechselt, nachgießet, und überhaupt nachmacht und zusammenfügt. Eine Messiade dagegen, die aus tausend Versen besteht, kann nicht erzeugt werden durch Verfertigung einer gleichen Anzahl von Versen, die sogar im Einzelnen gelungen seyn sollen. Dennoch bringt sie der Nachdrucker hervor, aber gleichsam durch Zerlegung der Bestandtheile, nämlich durch Auflösung der Verse und Zeilen in Buchstaben und durch Zusammensetzung der letztern. Er erniedrigt demnach das Geisteswerk zu einem ganz geistlosen, mechanischen, und noch unter dieses. Wenn man sein Verfahren mit dem eines Nachmachers von einer Spinnmaschine vergleichen wollte: so müßte man den letztern — um solchen Vergleich nur möglich zu machen — erst in den Stand setzen, durch Anwendung derselben Quantität von Holz-, Eisen-, Messing-, Kupfer-, u. s. w. Theilen, die in der Originalmaschine enthalten ist, eine dieser gleiche hervorzubringen, ohne sich eine Idee von dem Ganzen der Maschine, oder von den einzelnen Bestandtheilen zu machen, deren jeder ebenfalls ein Ganzes bildet.

Weil dies unmöglich ist: so erhellet, daß der Nachdrucker herabsinkt unter jeden andern mechanischen und geistlosen Nachahmer und Nachmacher. Wenn nun das voreilige und habgierige Thun der letztern zurückgehalten und gebändigt werden muß, wie Englands, von Weisheit erzeugtes und Nutzen bringendes, Beispiel beweiset: um wie viel mehr sind, zum allgemeinen Wohle, allgemeine Aufsichts- und Unterdrückungs-Anstalten nöthig in Rücksicht der Nachdrucker?

Der Buchhandel und die Buchdruckerei stehen zu den Geisteswerken ungefähr in demselben Verhältnisse, wegen dessen technische Erfindungen und Dichterwerke mit einander verglichen worden sind. Die Gefahr, welche durch unzeitige und unberechtigte Vervielfältigung der Werke des Buchhandels entsteht, scheint und ist auch im ersten Augenblick größer für diesen, als für die Literatur; aber im Laufe der Zeit wird sie für die letztere um so größer und verderblicher, jemehr der Nachdruck den Werth der Geisteswerke vernichtend verflüchtiget zu Buchstabenwerth.

Diese Gefahr ist unvermeidlich, weil jede, mithin nicht bloß die geistige, sondern auch die technische Erfindung, je schwieriger sie vor und bei ihrem Beginnen war, und je leichter sie nach ihrer Vollendung erscheint, um so mehr Vorbereitungen voraussetzt, die in dem Geiste der Zeit und in den Gesinnungen und Kenntnissen der Vorfahren und der Zeitgenossen enthalten sind. Von solchen Vorbereitungen wohnt wenigstens eine — mehr oder minder deutliche — Ahnung Allen bey, die, beim Anblick einer neuen Erfindung, zu dem täuschenden Glauben, daß sie, Aehnliches hervorzubringen, selber vermögend seyen, und dadurch zu einer Gewissenstäuschung, wie sie den ehrlichen, allgemeines Wohl suchenden, Nachdruckern eigen ist, verleitet werden, der gemäß sie, auf eine leichtfertige Weise, glauben, daß Nachahmen dem Erfinden, und mechanisches Nachmachen dem geistigen Nachahmen gleich sey. Wäre zur Erläuterung dieses — die Ideen- und die Industriewelt zum Stillstand bringenden — Verhältnisses die Anführung eines literari-

schen Beispiels nöthig: so würde es zu finden seyn in dem Bezeigen der Bekenner eines neuen, dem Zeitgeiste entsprechenden, philosophischen Systems, die gewöhnlich demselben mit eben so großer oder noch größerer Verblendung anhangen, als dessen Urheber, fast vermeinend, Nachbeten sey noch mehr, als Erfinden.

Es mag beim ersten Anblick scheinen, daß die bisher beigebrachten Bemerkungen lediglich als überflüssige Ausschweifungen anzusehen sind; bei näherer Erwägung werden sie aber vielleicht das Unheil des Nachdrucks von einer, gewöhnlich nicht beobachteten, Seite einleuchtend machen, wenn man sie mit den vorausgehenden zusammen-, und alsdann die neue Bemerkung hinzufüget, daß technische Bemühungen dem größten Theile der Menschen einleuchtender sind, als geistige, und daß demnach dem eigennützigen Nachdrucker das Vorgeben gelingen kann, er vermöge durch mechanische Buchstaben-Nachmachung ein verdienstvoller Vervielfältiger der Geisteswerke und der Verdienste nicht nur des Schriftstellers, sondern des Buchhändlers zu seyn.

Wenn auf solche Weise die Unrechtsverfassung des Nachdrucks sogar auf moralischen Täuschungen (wo nicht Derer, welche diesen ausüben, doch Derer, welche jene beurtheilen) beruhen kann: so zeigt sich, daß sie so lange unheilbar seyn muß, bis sie durch ein allgemeines Verbot abgestellt wird.

Weil nun dieses Verbot nicht in den ersten Augenblicken, in welchen es nöthig war, nämlich nicht sogleich nach Erfindung der Buchdruckerei, und weil es bis jetzt noch nicht erfolgt ist: so wurde einstweilen Recht und

Gerechtigkeit verwaltet durch die Ertheilung von Privilegien, welche nicht nur als einzelne Verbote des Nachdrucks, sondern auch als Beurkundungen jener öffentlichen, sich immer mehr und mehr ausbreitenden Meinung angesehen werden müssen, der gemäß der größte und beste Theil der Menschen zum stimmgebenden wurde, und mit moralischem Unwillen den Nachdruck verwarf.

Fragen an die Nachdrucks-Vertheidiger zur rechtlichen Begründung des Buchhandels.

In dem, bisher geschilderten, Zustande befand sich, seit Entstehung der Buchdruckerei, und befindet sich noch jetzt der Buchhandel; und ihm gegenüber steht eine kleine Parthei, die den Nachdruck aufrecht zu erhalten sucht.

Zu dieser kleinen Parthei gehören hauptsächlich und Erstens die Nachdrucker selbst, die, um Ehre und Schande, um Recht und Unrecht unbekümmert, im Dunkeln zu handeln und fremden Verdiensten die gebührende Belohnung zu entziehen, fort und fort trachten; und Zweitens einzelne rechtliche, uneigennützige, und für das allgemeine Wohl bemühte Männer, die gereizt sind durch einige, dem Buchhandel anklebende, Fehler, und die mehr ein rächendes, als besserndes Strafgericht ausüben wollen.

Die letztern machen eigentlich die erwähnte kleine und ehrliche Oppositionsparthei gegen den rechtlichen Buchhandel aus, und sind die Einzigen würdigen Gegner, mit denen, wie bisher geschehen, ein leiden-

schaftloses und ehrliches Wort zu sprechen, und ein rechtlicher und entscheidender Kampf zu führen ist.

Um einen solchen Kampf würdig zu bestehen, müßte man dieser Oppositionspartei die Frage vorlegen: ob sie nicht einräumen und anerkennen müsse, daß, der öffentlichen Meinung und der innern rechtlichen Ueberzeugung des größten Theils der Menschen gemäß, der Nachdruck als etwas Unrechtmäßiges verworfen werde?

Diese Frage würde sie ohne Widerrede bejahend beantworten müssen.

Wenn dies geschehen wäre: so könnte und müßte man sie darauf aufmerksam machen, daß es ja gleichgültig und ohne allen Einfluß auf die Sache selber sey, ob sich jene Mißbilligung des Nachdrucks unmittelbar aus dem Naturrechte ableiten lasse, und ob sie gleichsam ein unmittelbarer Akt des Naturrechts sey, oder nicht.

Dieser Bemerkung könnte man eine zweite Frage beifügen, nämlich die: ob, wenn jene Mißbilligung lediglich ein Erzeugniß der Willkür sey, letztere nicht aus einem, fast allgemeinen, Einverständnisse aller rechtlich und billig denkenden, Menschen entstanden sey?

Nun könnte man ferner fragen: ob denn überhaupt ein solches willkürliches Einverständniß als unrechtlich verworfen werden dürfe, wenn durch dasselbe etwas als ein positives Rechtsverhältniß festgesetzt werde, was man nicht als widersinnig, vernunftwidrig und allgemein schädlich zu erklären vermöge?

Wenn die Wortführer des Nachdrucks auf diese Fragen mit Nein antworten wollten: so würden sie sich in einen Widerspruch verwickeln. Sie

Sie könnten nämlich sagen, daß die, den Nachdruck verwerfende, öffentliche Meinung lediglich eine Ausgeburt des Eigennutzes sey, der entweder dem größten Theile der Menschen, oder sogar nur dem größten Theile der Buchhändler beiwohne. Fände der erste Fall Statt, und es geschähe das, was dem größten Theile der Menschen entweder in der That nützlich ist, oder auch nur als nützlich erscheint: so müßte denn doch eben dieses den Vorzug gewinnen und behalten vor dem, was nur einem geringern Theile vortheilhaft ist, oder zu seyn scheint. Denn Nutzen gegen Nutzen abgewogen, verdient doch der den Vorzug, und befördert der das allgemeine Wohl, durch welchen die größere Zahl beglückt zu seyn wähnt.

Wollte man aber sagen, daß der zweite Fall vorhanden sey, weil sich die gebildete Welt weder um den Buchhandel, noch um den Nachdruck bekümmere, und weil es ihr gleichgültig sey, ob jener oder dieser ihr wohlfeile Bücher darbiete, daß demnach bloß das Interesse des größern Theils der Buchhändler vorherrschend sey: so könnte denn doch nicht geläugnet werden, daß von der Welt, um des Vortheils einer kleinen Zahl der Buchhändler, d. i. der Nachdruckfabrikanten, willen, das nicht aufgeopfert werden dürfe, was der größern Anzahl, nämlich jener der ehrlichen Verleger, nützlich ist. Da nun unstreitig unter den Buchhändlern der kleinste Theil heimlich nachdruckt, und da er es bloß um seines eigenen, aber nicht um des allgemeinen Nutzens willen thut, auch niemals durch ein großmüthiges, im voraus dargebrachtes Opfer ein neues Buch an das Tageslicht

fördert *): so ist einleuchtend, daß dieser Umstände wegen der Nachdruck verworfen werden müsse.

Die öffentliche Meinung, welche sich für eine Widersacherin desselben erklärt hat, möchte sie auch bloß aus Bewegungsgründen des Vortheils entstanden seyn, nennen wir demnach ein Einverständniß, welches auf der Einen Seite zwar willkürlich, auf der Andern aber auch vertragsweise so lange verpflichtend und positiv-rechtlich ist, bis es durch eben die Willkür, welche es eingeführt hat, wiederum aufgehoben, d. i. bis der Nachdruck entweder durch die gänzliche Umwandelung der öffentlichen Meinung, oder durch ein förmliches Gesetz für erlaubt und rechtmäßig erklärt wird.

Eine solche förmliche Ehrlicherklärung kann und darf aber — um im Vorbeigehen dieses Merkmal innerer und unheilbarer Rechtlosigkeit des Nachdrucks anzuführen — dieser auf keine Weise wünschen, weil er, wenn er bestehen und sich seines Daseyns recht erfreuen soll, dieses ein verheimlichtes und verstohlnes seyn und bleiben muß. Sein eigentliches Leben beruhet auf einer parciellen, der Gefahr der Verfolgung ausgesetzten, Dul-

*) In Deutschland hat sich sehr oft, und noch öfter hat es sich in England ereignet, daß von den Buchhändlern die Schriftsteller durch Vorauszahlung der Honorare in den Stand gesetzt worden sind, ihren Schriften eine größere Vollendung, und sich selber (z. B. durch Reisen) eine größere Ausbildung zu verschaffen. So machte Moritz, und außer ihm, einer der größten deutschen Schriftsteller, seine Reisen u. s. w. Es ist aber unmöglich, daß der Nachdruck jemals eine solche Unterstützung verschaffen könne und gewähren wolle. Er giebt nie, sondern nimmt nur.

dung. Allgemeine und öffentliche Erlaubniß würde seinen Tod nach sich ziehen. Dieser müßte erfolgen, theils aus der freien Entwickelung seiner innern Gebrechlichkeit, theils von außen her durch Associationen und Assekuranzanstalten des rechtlichen Buchhandels *).

Wenn man nun — überflüssiger Weise — das, den Nachdruck bis jetzt verwerfende, Einverständniß unter einen rechtlichen Gesichtspunkt stellen, und ihm einen rechtlichen Namen geben wollte: so würde man es für einen stillschweigenden Vertrag erklären können und müssen, um desselben unzweifelhafte Gültigkeit anschaulich zu machen, welche mittelbarer Weise nicht nur aus dem Naturrechte, sondern sogar aus der Moral selber entspringt. Die letztere ist der Grundpfeiler von jenem, Beide gebieten nämlich Wahrhaftigkeit und Treue, und das Halten jedes Versprechens, das auf irgend eine Weise angedeutet worden ist. Dadurch werden eben alle Verträge für heilig erklärt, sie mögen nun ausdrücklich oder stillschweigend, sie mögen durch Worte oder durch Handlungen eingegangen worden seyn, und mögen außerdem willkürliche Bestimmungen in sich enthalten, wenn man diesen nur nicht den Vorwurf der Widerspenstigkeit machen kann.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

*) Es ist zu verwundern, daß diese bis jetzt noch nicht entstanden sind. Jedes nachgedruckte Buch müßte unter dem Papier- und Druckwerth verkauft, und der dadurch entstehende Verlust von allen Verlegern gemeinschaftlich getragen werden. Es wäre leicht, den Plan einer solchen Assekurations-Anstalt zu entwerfen; es gehört dies aber nicht hieher.

Ueber eine Hauptschwierigkeit bei der Umbildung, welche den politischen Systemen in Europa bevorsteht.

Was die Nothwendigkeit einer Umbildung der politischen Systeme in Europa betrifft: so ist man darüber, wenigstens im Allgemeinen, einverstanden.

Der eingestandene Zweck dieser Umbildung ist — Vervollständigung der Regierungen; das Mittel — Einführung einer Volks-Repräsentation, welche bestimmt ist, bei der Abfassung der Gesetze mitzuwirken, damit diese, als allgemeine Willen, den möglich-höchsten Grad von Vollkommenheit erreichen mögen.

So weit ist Alles im Klaren.

Nun aber hebt das eigentliche Problem an; nämlich: wie es anzufangen sey, der Repräsentation eine solche Stellung gegen die Administration zu geben, daß beide in ihren Wirkungskreisen sich mit gleicher Freiheit bewegen, d. h. so, daß weder die Administration der Repräsentation, noch die letztere der ersteren, den mindesten Abbruch thue?

Wer dies Problem gehörig lösen will, der muß es sich vor allen Dingen verallgemeinen; verallgemeinen aber läßt es sich, wie es scheint, nur auf folgende Weise.

Wo wir irgend ein Ergebniß sehen, da ist es das Produkt von Wirkung und Gegenwirkung. Wirkung aber ist in sich selbst nichts weiter, als Kraft, die in Thätigkeit gesetzt ist; so wie Gegenwirkung nichts weiter ist, als in Thätigkeit gesetzte Gegenkraft. Die Natur bedarf also zur Hervorbringung aller ihrer Erscheinungen der Kraft und Gegenkraft, beide so mit einander verbunden, oder in ein solches Verhältniß zu einander gebracht, daß Einwirkung und Rückwirkung (actio et reactio) möglich werden.

Wenn der Fluß in seinem majestätischen Lauf dem Meere zueilt: so geschieht dies in Folge, einerseits der Abdachung, welche ihn fortdauernd fallen macht, andererseits in Folge der hohen Ufer, welche ihn einschließen. Wenn der Baum wächst, oder grünt, oder blüht, oder Früchte trägt: so mag der Organismus, durch welchen alle diese Erscheinungen bewirkt werden, noch so wunderbar seyn, jede dieser Erscheinungen vollzieht sich vermöge des allgemeinen Gesetzes der Wirkung und Gegenwirkung. Die Fortpflanzung der Thiergattungen oder Arten beruht auf der Verschiedenheit des männlichen und des weiblichen Geschlechts; diese aber ist in sich selbst nichts weiter, als in Harmonie gesetzte Kraft und Gegenkraft. So in allen übrigen Dingen; denn man würde nicht endigen, wenn man Alles einzeln durchgehen wollte.

Wie sehr aber auch das Gesetz der Wirkung und Gegenwirkung als das allgemeinste Naturgesetz anerkannt seyn möge: so hat man, wie es scheint, doch immer Bedenken getragen, es auf denjenigen Theil des Univer-

sums anzuwenden, den man die sittliche Welt nennt. Die Frage ist, mit welchem Rechte dies geschehen sey? Im Großen genommen ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß unser Empfinden und Denken nicht nach dem allgemeinsten Naturgesetze erfolge, wenn gleich das Wie für uns in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt seyn mögte. Giebt es einmal ein Universum, und erfolgen die Erscheinungen desselben nach ewigen Gesetzen: so kann derjenige Theil dieses Universums, den wir die sittliche Welt nennen, keine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen; eben weil er nur ein Theil des Ganzen ist. Auch zeigt die tägliche Erfahrung, daß das Gesetz der Wirkung und Gegenwirkung in der Geisterwelt eben so wirksam sey, als in derjenigen, welche wir mit der Benennung der physischen bezeichnen. Was ist das ganze gesellschaftliche Thun und Treiben anders, als ein ewiges Wirken und Gegenwirken? Was bezweckt alle Gesetzgebung anderes, als Regelmäßigkeit und Ordnung in dieses Wirken und Gegenwirken zu bringen? Mit welcher Bestimmtheit rechnen wir auf die Wirkungen, die wir durch Reden und Handlungen in Anderen hervorzubringen gedenken; und wie könnten wir darauf rechnen, ohne mit der Gegenwirkung zugleich die Gegenkraft vorauszusetzen? Alle unsere Klugheit, alle unsere Weisheit, was sind sie zuletzt anders, als Resultate unserer vollkommneren oder unvollkommneren Anschauungen des allgemeinsten Naturgesetzes, angewendet auf Vorfallenheiten und Begegnisse des Lebens? Der beste Menschenkenner ist offenbar der, welcher sich in der Erkenntniß dessen, was allen Menschen eigen ist, nach

allgemeinen Gesetzen eigen seyn muß, über das Einzelne in ihnen am leichtesten zurecht finden kann. Die Art ist im Geschlecht sehr bald erkannt; aber das Geschlecht in der Art zu erkennen, ist unmöglich.

Das Gesetz der Wirkung und Gegenwirkung geht also die sittliche Welt nicht minder an, als die physische. So wie es sich aber in jedem anderen menschlichen Verhältnisse ausspricht: so spricht es sich auch in dem Verhältnisse der Regierung zu den Regierten aus. Angenommen, daß von Seiten der letzteren keine Gegenwirkung Statt finden sollte: so würde auch keine Einwirkung von Seiten der ersteren Statt finden können; denn die Einwirkung ist immer durch die Möglichkeit der Gegenwirkung bedingt. Alles, was man in dem ebengenannten Verhältnisse leidenden Gehorsam von Seiten der Regierten zu nennen pflegt, ist nicht als etwas zu denken, das allen Widerstand ausschließet: weil, wenn dies der Fall wäre, die Regierung, vorausgesetzt, daß sie alsdann überhaupt denkbar wäre, auf der Stelle ihre Bestimmung verändern, und sich selbst dem Bergstrome gleichsetzen müßte, der, nachdem er in seinem unwiderstehlichen Lauf Alles mit sich fortgerissen hat, damit endigt, daß er in sich selbst verschwindet. Der Widerstand der Regierten wird vielmehr auf das Bestimmteste vorausgesetzt. Um nicht von demselben zu leiden, giebt man den Gesetzen, durch welche regiert werden soll, den möglich-höchsten Grad von Vollkommenheit, den man ihnen zu geben im Stande ist; um nicht von ihm zu leiden, trägt man kein Bedenken, einen geschehenen

Mißgriff zu verbessern. Dies ist der Fall gewesen, so lange die Welt steht.

Was nun aber unseren Zeiten ausschließend angehört, und was, gehörig durchgeführt, ihren Triumph für alle künftige Jahrhunderte ausmachen wird, ist die Freiheit, womit man sich zu dem Gedanken erhoben hat, das Regierungsgeschäft könne nur in sofern mit voller Sicherheit getrieben werden, als man dem allgemeinen Naturgesetz der Wirkung und Gegenwirkung einen Einfluß selbst auf den Organismus der Regierung gestatte; und zwar so, daß, in dem Wesen derselben, Kraft und Gegenkraft aufs Innigste verbunden und in bleibender Harmonie gehalten werden. Alle bisherige Regierungs-Systeme, sie mochten republikanische oder monarchische seyn, standen in einer auffallenden Unvollkommenheit da, indem in ihnen entweder die Kraft die Gegenkraft, oder die Gegenkraft die Kraft ausschloß. Jenes war der Fall in den monarchischen, dieses der Fall in den republikanischen Systemen, von welchen jedes, so viel an ihm war, auf dem breitgetretenen Wege des Despotismus sein Ziel zu erreichen suchte, ohne es jemals ganz zu können. Dies nun soll in unseren Zeiten aufhören, nachdem man sich überzeugt hat, daß, wie in allen übrigen Dingen, so auch in der Regierung, Kraft und Gegenkraft mit einander verbunden werden müssen. Gewissermaßen will man eine Republik in der Monarchie schaffen; und zwar so, daß jene in der National-Repräsentation dastehe, und sich, als Gegenkraft, mit der Monarchie, als Kraft, zur Hervorbringung der besten Gesetze

vereinige. Das Band zwischen Dynasticen und Völkern soll enger und inniger werden.

Auf diese Weise glauben wir das Problem, von welchem eben die Rede war, in das gehörige Licht gestellt und von allen Dunkelheiten befreit zu haben.

Es ist aber nicht genug, daß ein Problem gehörig gefaßt und begriffen werde; da es auch gelöst seyn will, so kommt es darauf an, daß man im Besitz aller der Mittel sey, durch welche die Lösung allein gelingen kann. Hier nun stellt sich in Beziehung auf die einzuführende National-Repräsentation die große Schwierigkeit dar: 1) durch welche Mittel ihr Verhältniß zur Administration allein nützlich gemacht werden kann; 2) wer von diesen Mitteln Gebrauch machen soll? Wir wollen wenigstens versuchen, über beides ins Reine zu kommen.

Um Wirkung und Gegenwirkung mit einander zu verbinden, stellt die Natur Kraft und Nebenkraft so neben einander, daß ihr Begegnen auf einem gegenseitigen Bedürfnisse beruht. Dies nun würde ein Wink für den Menschen seyn, wenn sich die menschliche Schöpfung nicht wesentlich von der natürlichen unterschiede. Der Unterschied von beiden besteht darin, daß, während die Natur Kräfte schafft, der Mensch nur geschaffene Kräfte mit einander verbinden kann. Der Mensch ist also zwar Schöpfer; allein er ist es auf eine Weise, welche unablässig an die Unermeßlichkeit seines Abstandes von dem Urheber aller Dinge erinnert: denn er schafft nur mit vorhandenen Materialien, und mit genauer Beobachtung der Eigenschaften, welche die Naturgesetze mit den Din-

gen, die er gebraucht, verbunden haben. Auch als politischer Schöpfer kann er, im Großen genommen, nichts weiter thun, als das Material seiner Schöpfung, den geselligen Menschen, so nehmen, wie die Natur ihn gegeben hat; denn wollte er noch mehr, so würden alle seine Bemühungen vergeblich seyn. Da es ihm nun unmöglich ist, die menschliche Organisation und mit derselben den darin ausgesprochenen Willen der Natur zu verändern: so bleibt ihm nichts anderes übrig, als diese Organisation und den dadurch ausgesprochenen sehr allgemeinen Willen den gesellschaftlichen Zwecken gemäß zu benutzen, welches dadurch geschieht, daß er Gesetze erfindet, wodurch er den Willen modificirt, um ihn jenen Zwecken dienstbar zu machen.

Angenommen nun, es werde, bei der Uebertragung des allgemeinen Gesetzes der Wirkung und Gegenwirkung auf den Organismus der Regierung, erkannt, daß das Verhältniß der Repräsentation zur Administration die größte Aehnlichkeit mit dem Geschlechtsverhältnisse haben müsse: so liegt am Tage, daß die Gesetze, welche den Umfang der Rechte und Pflichten von beiden bestimmen, für beide nicht dieselben seyn können; denn daraus würde nichts weiter hervorgehen, als eine Identifikation von beiden, welche gerade nicht Statt finden soll und darf, nachdem einmal ausgemittelt worden ist, daß die Güte der bürgerlichen Gesetze gerade auf einer Absonderung von beiden beruht. Indem aber die Gesetze für beide verschieden seyn müssen, liegt ebenfalls am Tage, daß sie in einer wechselseitigen Abhängigkeit von einander zu bringen sind, vermöge welcher die eine ohne

die andere nichts ist, und beide zwei Halbkugeln gleichen, die sich gegenseitig ergänzen. Dies nun zu bewirken, ist die große Aufgabe; daß es aber bewirkt werden könne, unterliegt schon um deswillen keinem Zweifel, weil, wenn es sich nicht bewirken ließe, der Mensch eine Bestimmung haben, und doch der Mittel, diese Bestimmung zu erfüllen, ermangeln würde, welches aufs wenigste naturwidrig genannt werden muß. Hier eröffnet sich also ein ganz neues Feld für die Gesetzgebung; denn darüber ist man wohl einverstanden, daß das, was geleistet werden soll, nur durch diese geleistet werden könne. Die, welche darüber lächeln, daß man jetzt, nachdem die Welt so viele tausend Jahre bestanden, noch anfangen wolle, über eine ganz neue Staatgesetzgebung nachzudenken, könnten mit eben so gutem Grunde darüber spotten, daß Newtons Naturphilosophie erst mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in die Welt gekommen sey, und daß man überhaupt in Künsten und Wissenschaften Fortschritte machen wolle. Neigung und Gewohnheit können uns mit dem, was man bisher die Wissenschaft der Regierung zu nennen berechtigt war, zufrieden gestellt haben; daraus aber folgt nicht die herrliche Beschaffenheit des bisherigen Zustandes der Dinge, und wenn ein besserer möglich ist, so liegt es in den Pflichten aller edleren Mitglieder der Gesellschaft, zur Herbeiführung desselben nach ihren besten Einsichten und aus allen Kräften beizutragen. Was wir in dem gegenwärtigen Augenblicke sind, das sind wir durch die Anstrengungen, welche frühere Jahrhunderte für uns gemacht haben. Wollen wir denn allein uns dem Tribut

entziehen, den das frühere Jahrhundert dem späteren darzubringen pflegt, damit das menschliche Geschlecht sich immer mehr vervollkommne? Schon das ist ein Vorzug der gegenwärtigen Zeit vor jeder früheren, daß wir zu der Einsicht gelangt sind, das Wesen der Regierung müsse mit den allgemeinsten Naturgesetzen in irgend einer Verbindung stehen, welche nicht entdeckt und enthüllt werden könne, ohne dem menschlichen Geschlecht einen bedeutenden Vortheil zu stiften, bestände dieser auch nur darin, das mit klarer Einsicht in die Natnr der Dinge zu vollziehen, was bisher nur unter tausend Schwankungen vollzogen werden konnte, und eben deswegen so oft mißrathen mußte.

Wir kennen also, wenigstens im Allgemeinen, das Mittel, durch welches wir zum Ziele gelangen können, sofern dieses in der Schöpfung einer das Regierungs-System vervollständigenden National-Repräsentation besteht. Allein in Wessen Hände soll dies Mittel gegeben werden? Wer sind Diejenigen, von welchen sich annehmen läßt, daß sie den besten Gebrauch davon machen werden, oder, mit anderen Worten, wer sind die politischen Schöpfer der gegenwärtigen Zeit, in welche man volles Vertrauen setzen kann?

Diese Fragen sind schwerer zu beantworten, als diejenigen glauben mögen, denen die Einführung einer National-Repräsentation als etwas Leichtes erscheint.

Personen, welche ihre Ausbildung ausschließend der Administration verdanken, scheinen, wie achtungswerth sie auch im Uebrigen seyn mögen, zu einer Schöpfung dieser Art nicht berufen zu seyn; aus keinem anderen

Grunde, als weil sie es immer nur darauf anlegen werden, das Verhältniß der Repräsentation zur Administration so zu stellen, daß die letztere, so wenig als immer möglich, von demselben beschwert werde. Gewohnt, die kürzesten Wege für die besten zu halten, wiewohl diese nur die bequemsten sind, werden sie die leichteste Manier, den individuellen Willen als den allgemeinen auszubringen, als die vorzüglichste betrachten; und hiervon ausgehend, können sie es nur darauf anlegen, die gesammte National-Repräsentation in einen Haufen von Jaherrn zu verwandeln, deren ganze Tugend im Beifallgeben besteht. Hierdurch aber würde die ganze Schöpfung verdorben werden; denn die Bestimmung einer National-Repräsentation kann niemals eine andere seyn, als allen Uebereilungen in Hervorbringung des allgemeinen Willens in den Weg zu treten; und alles, was dazu beitragen kann, sie diese Bestimmung erfüllen zu machen, muß billiger Weise für heiligen Grundsatz in Beziehung auf die neue Schöpfung gelten. Im Allgemeinen wird der Charakter jeder Administration durch den Wunsch, Zeit zu ersparen, gebildet. Vermöge dieses Charakters aber passen Personen, die ihre Ausbildung in der Administration erhalten haben, nicht zu Gesetzgebern für die Repräsentation; denn der natürliche Charakter der letzteren tendirt nie auf Zeitersparniß, sondern nur auf Vervollkommnung des allgemeinen Willens, indem sie von dem Grundsatze ausgehen muß, daß jede hierauf verwendete Zeit gut verwendet sey. Setzen wir also, daß der Geist der Administration zu dem Geiste der Repräsentation in einem solchen Verhältniß stehe, daß beide

sich nur von einander abstoßen, nicht aber sich gegenseitig anziehen, und daß folglich die erstere nicht füglich eine Gesetzgeberin für die letztere werden könne, wofern es ihr, was auf keine Weise Statt findet, nicht erlaubt seyn soll, nur für sich zu statuiren.

Freilich nicht dieselbe, doch eine nicht geringere Gefahr ist zu besorgen, wenn man Personen, welche nicht zur Administration gehören, und welchen wir, da es noch an National-Repräsentanten fehlt, die Benennung von Notablen geben wollen, die Vervollständigung des politischen Systems überläßt. Mit derselben Beschränktheit, womit jene dem Ziele zufliegen wollen, werden diese darauf bestehen, daß die Hervorbringung des allgemeinen Willens ihnen ausschließend verbleiben müsse. Wenn man sie aber gewähren ließe, so würden sie das Regierungs-System nur verschlimmern. Denn sie würden unfehlbar darauf dringen, daß das Gesetz, wie sie es nun einmal hervorgebracht haben, vollzogen werde; und wenn sich nun die Unmöglichkeit der Vollziehung offenbarte: so würden sie zu Anklägern der Administration werden, und nicht eher ruhen, als bis das Unterste zu oberst gekehrt wäre. Mit einem Worte: sie würden das Gesetzgebungsgeschäft in ein Mittel verwandeln, sich die Administration zu unterwerfen, und dadurch Alles verderben, und die Gesellschaft zu einem Chaos machen.

Was hier behauptet worden ist, entspricht der Erfahrung so genau, daß man sagen könnte: Europa habe in den letzten sechs und zwanzig Jahren kaum noch etwas anderes erlebt, als Thatsachen, welche die Versuche

zur Verbesserung der politischen Systeme als höchst bedenklich darstellen. Wir wollen aufrichtig seyn, nicht um abzuschrecken, sondern um zu warnen, und um es, wo möglich, dahin zu bringen, daß der einzig richtige Weg nicht verfehlt werde.

Die Französische Revolution begann damit, daß Volks-Repräsentanten die Schwäche der Regierung, d. h. der Administration benutzten, um sich zu Staatsgesetzgebern zu machen, ohne von der organischen Gesetzgebung noch etwas mehr zu verstehen, als was ein bloßes Dafürhalten und Meinen mit sich bringt, d. h. ohne irgend einen haltbaren Grundsatz für ihre Verrichtung zu haben. Kaum aber war es ihnen gelungen, das ganze Gesetzgebungsgeschäft an sich zu bringen, und den König auf ein bloßes Veto zu beschränken, als der Thron zusammenstürzte, und alle die Greuel eintraten, welche die Revolution so blutig und so verhaßt gemacht haben. An die Stelle der Monarchie trat eine Republik, welche ganz Europa erschütterte und aus allen seinen Fugen hob. Dies dauerte fort, bis Napoleon Buonaparte in die französische Regierung eintrat. Von diesem Augenblick an veränderten alle Erscheinungen ihren Charakter dadurch, daß die Republik durch die Monarchie verdrängt wurde. Während der Dauer der Republik hatte es dem Staate an Einheit gefehlt, welche, ohne die Centralisation der Macht in der Person eines Einzigen, unmöglich ist. Jetzt, nachdem die Republik verdrängt war, fehlte es an Gesellschaftlichkeit, welche nur Statt findet, wo der individuelle Wille sich nicht als den allgemeinen ausbringen kann. Um den Schein für sich zu haben,

ließ Napoleon Buonaparte zwar zwei gesetzgebende Behörden unter der Benennung von Senat und gesetzgebendem Körper bestehen; allein er nahm seine Maaßregeln so, daß beide gleich unwirksam blieben, nämlich dadurch, daß er 1) die Verhandlungen von der Oeffentlichkeit schied, und daß er 2) die Verhandlungen selbst centralisirte, indem er Commissionen schuf, welchen Abtheilungen des Staatsraths entsprachen. Buonaparte setzte sein ganzes Verdienst in die Zurückführung der Monarchie, ohne zu erwägen, wie nothwendig für den Stifter einer neuen Dynastie die fortdauernde Gunst der öffentlichen Meinung ist. Die Wirkungen dieses Verfahrens blieben nicht lange aus. Wenn die Franzosen sich während der Dauer der Republik übel befunden hatten durch das Uebermaaß von öffentlicher Freiheit, welche diese nicht versagen konnte: so fühlten sie sich unter Buonaparte's Regierung unglücklich durch die allzu starke Compression, welcher sie ausgesetzt waren. Und, als nach und nach aller Gemeingeist unter ihnen ausgestorben war, bedurfte es nur der Unfälle, um sie mit Abscheu gegen einen Mann zu erfüllen, den man nicht aufgehört hatte, ihnen als ihren ersten Wohlthäter, ja als ihren Schutzengel zu preisen. Die ganze französische Revolution bis auf unsere Zeiten ist, wenn wir auf den Grund der Erscheinungen, die sie mit sich gebracht hat, gehen, nichts mehr und nichts weniger, als ein durchaus verunglückter Versuch, die gegenwirkende Kraft in das Regierungs-System einzuführen, und Repräsentation und Administration in Harmonie zu bringen. Jene ist vollendet, sobald das Mittel dazu gefunden

ist;

iſt; ſie iſt nicht zu vollenden, wenn es kein ſolches Mittel giebt.

Was wir an Frankreich erlebt haben, das würde, mit ſehr unbedeutenden Modifikationen, aufs Neue in Spanien zum Vorſchein getreten ſeyn, wenn Ferdinand der Siebente ſich die von den Cortes entworfene Verfaſſungsurkunde hätte gefallen laſſen. Auch in Spanien kam es darauf an, eine National-Repräſentation zu ſtiften; indem aber Perſonen, welchen die oberſten Grundſätze für organiſche Geſetzgebung ein Geheimniß waren, ſich mit dieſem Geſchäfte befaßten, banden ſie der Adminiſtration überall die Hände, und vernichteten die königliche Autorität, deren Stützen ſie hätten ſeyn ſollen, bis zur vollkommenſten Unkraft.

Kurz: die Erfahrung hat uns hinlänglich gelehrt, daß nichts ſchwieriger iſt, als die Verbeſſerung einer Verfaſſung, und daß, wie wünſchenswerth dieſelbe auch ſeyn mag, der Zweck eben ſo ſehr durch Diejenigen verfehlt wird, welche ihre Bildung der Adminiſtration verdanken, als durch Diejenigen, welche ſich nicht in dieſem Falle befinden. Hac urguet lupus, hac canis. Beide wollen vor allen Dingen ihre unbeſchränkte Freiheit feſtſtellen, ohne zu bedenken, daß alles Heil für ſie nur in einer gegenſeitigen Abhängigkeit von einander, und in den glücklichen Wirkungen liegt, welche daraus für die Geſellſchaft hervorgehen.

Aber — wird man fragen — wer ſollen die politiſchen Schöpfer ſeyn, wenn weder jene, noch dieſe berufen ſind, es zu werden? Eine National-Repräſenta-

tion, wird man hinzufügen, soll es nun einmal geben; und da es keine solche geben kann, ohne daß ihr Wirkungskreis vorher ausgemittelt und bestimmt ist: so muß sich auch angeben lassen, nicht nur, wodurch man denselben ausmittelt und bestimmt, sondern auch wem dies Geschäft mit Sicherheit übertragen werden könne. Also, noch einmal, wer sind die politischen Gesetzgeber?

Unstreitig Diejenigen, welche das Talent besitzen, sich zwischen Administration und Repräsentation zu neutralisiren, um jeder von beiden zu geben, was ihr zukömmt, damit sie ihre Bestimmung erfülle; unstreitig Diejenigen, welche den zeitersparenden Charakter der Administration eben so aufrichtig ehren, als den krafterspa-renden der Repräsentation; unstreitig Diejenigen, welche, durchdrungen von der Wichtigkeit der Gesetzgebung, das ganze Geschäft zwischen der Administration und Repräsentation so vertheilen, daß der ersteren die Initiative oder der Entwurf, der letzteren die Ausbildung des bloßen Gedankens, zu einem Gesetze bleibt; unstreitig Diejenigen, die, indem sie beschränken, es nicht auf Schwächung, sondern auf Verstärkung der Administration anlegen; unstreitig Diejenigen, die, nach einer klaren Ansicht von Recht und Macht, und von dem wodurch beide für die Gesellschaft gleich nothwendig sind, dem einen nützen, ohne der anderen zu schaden, überzeugt, daß die stärkste Macht von dem Augenblick an unschädlich wird, wo sie nur zur Vollziehung der besten Gesetze dient; mit einem Worte: die vermittelnden Geister, welche, in der Anschauung des göttlichen Gesetzes lebend,

keine Kraft auf Kosten der Gegenkraft, keine Wirkung auf Kosten der Gegenwirkung gestatten.

Wollte man nun noch fragen: wo diese neutralen Köpfe, diese vermittelnden Geister zu finden seyen? so würde die Antwort auf diese Frage keine andere seyn können, als folgende: Entweder sie sind da, und dann kann man sich getrost auf die neue politische Schöpfung einlassen, voll der Hoffnung, daß sie gelingen werde; oder sie sind nicht da, und dann heißt es: manum de tabula! Denn sind sie nicht da, so kann der Schaden, den man zu heilen gedenkt, nur verschlimmert werden. Eine Repräsentation, die nur gemeinen Administrations-Zwecken dient, und kaum noch zu etwas Anderem da ist, als eine Verantwortlichkeit tragen zu helfen, der man lieber ganz überhoben wäre, ist nicht bloß ein vollkommen unnützes, sondern auch, den Umständen nach, sogar ein höchst schädliches Ding, das zuletzt verderblich auf die Administration selbst zurückwirkt. Ein auffallendes Beispiel davon haben wir am Schlusse des Jahres 1813 kennen gelernt, wo das gesetzgebende Corps des französischen Reichs, um sich wegen der Unterdrükkung, worin es seit Jahren geschmachtet hatte, zu rächen, den französischen Kaiser unter lauter Lobsprüchen der Tyrannei anklagte, und plötzlich die Achtung der Nation von ihm auf sich ableitete; denn auch Körperschaften haben ihre List, und wissen den ihnen vortheilhaften Zeitpunkt zu benutzen. Nicht minder schädlich aber, oder vielmehr noch weit gefährlicher, würde eine Repräsentation seyn, welcher das Recht zustände, das

Gesetz durch sich selbst zu erzeugen, und folglich der Administration zu gebieten; denn durch sie würde, wie schon oben angedeutet worden ist, alles über den Haufen geworfen werden, bis sie vereinzelt dastände und genöthigt wäre, die ganze Regierung, von welcher sie nur einen integrirenden Theil ausmachen soll, zu bilden, was nie geschehen kann, ohne eine solche politische Mißgeburt, wie die französische Republik war, darzustellen. Zwischen diesen beiden Extremen hält die auf guten Gesetzen beruhende National-Repräsentation — und nur sie kann die wahre seyn — die Mitte: dastehend in aller Freiheit, welche ihre Bestimmung nothwendig macht, aber nie hinausgehend über ihren Wirkungskreis; und die königliche Autorität nur beschränkend, um dieselbe zu vermehren, nicht um ihr irgend einen Abbruch zu thun. Die Liberalität, deren man sich in unseren Zeiten so häufig rühmt, hat mit dieser Schöpfung nichts gemein, wenn wir aufrichtig zu Werke gehen wollen. Ein politisches Gebäude will zuletzt nach eben so strengen Grundsätzen aufgeführt seyn, als jedes andere Gebäude; und so wenig der Architekt (in engerem Sinne des Worts) diesen Grundsätzen irgend etwas vergeben kann, um sich liberal zu beweisen, eben so wenig kann der politische Architekt auf Kosten der Grundsätze freigebig seyn. Ist die Volks-Repräsentation den Regierungs-Systemen unserer Zeit nicht nothwendig, so muß man sie in dieselben nicht aufnehmen; ist sie aber nothwendig, so muß man sich nicht ein Verdienst daraus machen wollen, daß man sie ins Leben ruft. Das Wahre von der Sache aber ist, daß

die Zeit sie sehr nothwendig gemacht hat, und daß es jetzt nur darauf ankommt, ihr eine solche Stellung zu geben, in welcher sie absolut nützlich werden muß.

Für die Bildung einer National-Repräsentation ist durch die Versuche, welche man außerhalb des europäischen Continents gemacht hat, zwar Vieles gegeben; dahin gehören alle die Gesetze, welche ihre Abhängigkeit von der Administration sichern, vorzüglich die, welche die Zusammenberufung, die Aussetzung (Prorogation) und die Auflösung betreffen: Gesetze, von welchen man sich nirgend trennen kann, ohne die Idee der Einheit in der Regierung zu zerstören. Vieles ist aber auch nicht gegeben, und muß daher von der Erfindungskraft Derer erwartet werden, welche sich mit der Schöpfung einer National-Repräsentation befassen; dahin gehören die Gesetze, welche die Freiheit der Repräsentanten in ihrer Abhängigkeit sichern: Gesetze, welche durchaus nöthig sind, wenn man bei der Bildung der National-Repräsentation noch etwas mehr beabsichtigt, als einen bloßen Schein von Uebereinstimmung der Regierten mit der Regierung. Weder Großbritannien noch die Vereinigten Staaten von Nordamerika können in dieser Hinsicht zum Muster dienen, weil in beiden Staaten Alles so gestellt ist, daß die Administation der Zustimmung der Majorität der National-Repräsentanten zum Voraus gewiß seyn kann. Hier ist also Vieles nachzuholen von Denjenigen, denen es um ein wahrhaft edles Verhältniß zwischen der Administration und Repräsentation zu thun ist. Auch Körperschaften wollen geordnet seyn, wenn sie, als ge-

ſetzgebende Behörden, nützlich werden ſollen; die Kunſt aber beſteht darin, ſie ſo zu ordnen, daß dem großen Zweck der Uebereinſtimmung des National-Willens mit dem Willen des Regenten kein Abbruch geſchehe: und gerade dies iſt die Aufgabe, welche auf eine den Einſichten des Jahrhunderts entſprechende Weiſe gelöſet werden ſoll von Perſonen, die nicht ſowohl in Dem leben, was die Erfahrung bisher an die Hand gegeben hat, als in dem, was aller Erfahrung zum Grunde liegt; ich meine die Anſchauung der natürlichen oder göttlichen Geſetze, aus welchen mit den Erſcheinungen alles hervorgeht, was wir Erfahrung zu nennen pflegen.

Iſt eine National-Repräſentation das, womit Europa in der gegenwärtigen Zeit ſchwanger geht, und dies ſcheint wirklich der Fall zu ſeyn: ſo müſſen wir uns darauf gefaßt machen, daß noch ein längerer Zeitraum verſtreichen werde, ehe ſie in einer auch nur erträglichen Vollkommenheit daſtehen kann. Die in Deutſchland bisher gemachten Verſuche, eine ſolche einzuführen, ſind fehlgeſchlagen; wie es uns ſcheint, aus keinem anderen Grunde, als weil man die Volks-Repräſentation auf dem abgeſtorbenen Stamm der Ständeverfaſſung hat impfen wollen: ein unglücklicher Gedanke, weil die Ständeverfaſſung, in ihrem Weſen aufgefaßt, auch nicht die entfernteſte Aehnlichkeit mit der Volksrepräſentation hat, und als etwas, das alle freiere Bewegung hemmte, durchaus zu Grunde gehen mußte, wenn die Staaten ſich zu einer kraftvollen Einheit erheben ſollten. In Frankreich hat man freilich keine Verſuche dieſer Art

gemacht; allein, indem man, mit Verzichtleistung auf alle Grundsätze und mit Vorurtheilen aller Art, die brittische Verfassung gewaltsam nach Frankreich verpflanzen wollte: so konnte es schwerlich fehlen, daß der Versuch fehl schlug, und eine Zerrüttung verursachte, die, nachdem sie ganz Europa geängstigt hat, jetzt vernichtend auf Frankreich selbst zurückwirkt. In Spanien wurde das Kind in der Geburt erstickt, weil man den Unhold in ihm erkannte. Italien hat Frankreichs Schicksale getheilt, ohne dadurch auch nur im Mindesten gewonnen zu haben. Im Großen genommen martert sich Europa seit einem Vierteljahrhundert mit der Idee besserer Verfassungen ganz vergeblich. Gleichwohl dauert das Bedürfniß derselben in ungeschwächter Kraft fort, und die Entwickelung, welche die Staaten in dem letzten Jahrhunderte erhalten haben, trägt nicht wenig zu der allgemeinen Unruhe bei, die sich der Völker bemächtigt hat. Wie die Sachen jetzt stehen, können sie nicht bleiben; und wie lange es auch dauern möge, endlich müssen die Garantieen des öffentlichen und des Privat-Wohlseyns in den Gesetzgebungen der Völker gefunden werden. Dreimal glücklich das Volk, bei welchem die neue politische Schöpfung auf den ersten Wurf wenigstens in sofern gelingt, daß sie nicht in der Hauptsache verdorben wird! Wer dazu beiträgt, erwirbt sich ein Verdienst nicht bloß um sein Vaterland, sondern um ganz Europa, dessen Gesetzgebung in diesem Augenblick mehr als jemals erschüttert ist, und das sich nach den heftigen Kriegen, worin es sich seit mehr als zwanzig Jahren

zerfleischt hat, nach Ruhe sehnt. Gewonnene und verlorne Schlachten sind das Werk des Schicksals, das, heute dem Einen, morgen dem Andern hold, für alle Nationen dasselbe ist. Ueber das, was den Völkern nicht bloß inneren Frieden und alle damit verbundene Segnungen, sondern auch Kraft und Tugend gewährt, nachdenken, heißt gewissermaßen, sich über den Zufall erheben und ihn sich unterthan machen.

Ueber England und die Engländer, von Johann Baptist Say.

Die lange Unterbrechung der Mittheilungen zwischen Frankreich und England hat die, seit dem Frieden verflossenen Augenblicke sehr köstlich gemacht. Jenseit des Kanals hat man die Ursache mehrerer Erscheinungen, von welchen man nur die Resultate kannte, aufsuchen, und den Hebel kennen lernen können, der, mehr als einmal, Europa aus seinem Schwerpunkt gehoben hat.

Nicht die Militärkräfte der britischen Nation, auch nicht ihre Marine, haben einen überwiegenden Einfluß auf das feste Land gehabt. Ich möchte nicht einmal behaupten, daß ihr Gold eine so große Wirkung hervorgebracht habe; denn seit 1797 hat sie nur eine Papiermünze, welche auf keinem metallischen Unterpfande beruht, und von allen Nationen der Welt ist sie vielleicht diejenige, welche, nach Verhältniß, den geringsten Vorrath an edlen Metallen besitzt. Nur durch ihren Reichthum und ihren Credit hat sie einwirken können; und da diese mächtigen Waffen das Resultat ihrer gesammten Oekonomie sind: so ist ihr ökonomisches System ihr hervorstechendster Zug, und eben deswegen werth, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln.

Bis zum Jahre 1814 hatte Frankreich das Uebergewicht auf dem festen Lande, und England das Uebergewicht zur See. Die Folge davon war, daß sie nicht

ernstlich aneinander gerathen konnten; und da die zahlreichen Kämpfe, welche sich Beide auf dem einen und dem anderen Elemente lieferten, ihre Existenz, ja nicht einmal ihre Macht in Gefahr bringen konnten, wie betrübend sie auch übrigens für die Menschheit seyn mochten: so konnten sie, dem Erfolge nach, nur als Scharmützel betrachtet werden. Die Gesammtwirkung derselben war indeß, daß England, beinahe zwanzig Jahre hindurch, eines leichten und regelmäßigen Verkehrs mit dem festen Lande, Frankreich dagegen aller seiner außereuropäischen Besitzungen beraubt wurde. Die Colonieen, von ihren Mutterländern gesondert, haben sich entweder unabhängig gemacht, oder sind ein Raub der Engländer geworden. Der ganze überseeische Handel ist in ihre Hände gerathen. Eine sehr geringe Zahl von abenteuernden Fahrzeugen ausgenommen, deren größter Theil ihnen nicht hat entwischen können, sind es nur ihre Schiffe gewesen, auf welchen die Erzeugnisse Asiens und Amerikas in die von uns bewohnte Abtheilung des Erdballs, oder die Erzeugnisse des europäischen Bodens und der europäischen Industrie nach den übrigen Theilen der Welt haben gelangen können. Aufs Wenigste hat es ihrer Erlaubniß bedurft. Mag diese Präponderanz eingestanden seyn oder nicht; mag der Verkehr auf dem Wege der Contrebande oder der Licenzen, unter verlarvter Flagge oder offenen Angesichts, fortgedauert haben: die Thatsache hat deswegen nicht weniger Statt gefunden.

Welches sind die Folgen dieses Monopols gewesen?

Die Handelsvortheile Englands haben sich bis zu

einem erstaunlichen Grade vermehrt. Mehr als 20,000 Fahrzeuge aller Nationen sind, Jahr aus, Jahr ein, in die Häfen von Großbritannien eingelaufen. Neue Handelsleute, neue Kapitalien haben an diesen Vortheilen Theil nehmen wollen. Eine weit größere Zahl von Agenten aller Art ist angestellt worden; und da sich die Familien nach Verhältniß der Mittel vermehren, die sich ihnen zum Gewinn darbieten: so hat die Bevölkerung der englischen Seestädte auf eine sehr merkwürdige Weise zugenommen. London hat aufgehört, eine Stadt zu seyn; es ist eine mit Häusern bedeckte Provinz. Glasgow, welches 1791 nur 66,000 Einwohner hatte, zählt deren gegenwärtig 110,000 *). Liverpool, im Jahr 1801 von 77,000 Seelen bewohnt, enthält deren gegenwärtig 94,000 **). Bristol hat, während desselben Zeitraums, seine Bevölkerung von 63,000 auf 76,000 Seelen erhoben.

Die Errichtung von Bassins und Speichern ***), welche in allen diesen Häfen von den Zollgefällen befreit

---

*) Siehe das Gemälde von Glasgow für das Jahr 1812, Seite 53.

**) Siehe Colquhoun: Ueber den Reichthum des brittischen Reichs, Seite 42.

***) Die starken Gefälle, welche beinahe alle Waaren bei ihrer Ankunft in England bezahlen, und welche einen sehr bedeutenden Theil des öffentlichen Einkommens ausmachen, würden öfters allen Handel verhindert haben, wenn der Kaufmann bei der Ankunft seines Schiffs in dem Hafen den Vorschuß dieser Gefälle hätte machen müssen. Es ist eine große Schwierigkeit damit verbunden, wenn man genöthigt ist, außer den Vorschüssen, welche der Handel erfordert, und ehe man das Mindeste

waren, erleichterte in Europa die Vertheilung von Waaren, die aus allen Winkeln der Welt Tag für Tag anlangten, und die Rückzölle (draw backs) ermunterten zur Ausfuhr der inneren Produkte. Allein eine andere Ursache, an welche man nicht gedacht hatte, begünstigte diesen unermeßlichen Verkehr noch weit stärker.

---

verkauft hat, hunderttausend Franken (mehr oder weniger) als Gefälle einer so eben angekommenen Ladung zu entrichten. Allein, wenn die Regierung die Waare in einen Freihafen oder Frei-Speicher einläßt: so stellen sich die Käufer ein, und je nachdem ein Theil der Waare verkauft wird, und aus dem Freiort hervorgeht, bezahlt man die Gefälle mit größerer Leichtigkeit.

Auf der anderen Seite würden die Kaufleute, da der Geist der englischen Gesetzgebung auf Waaren, welche von außen her anlangen, um wieder ausgeführt zu werden, wenig oder gar keine Zölle legt, damit nämlich diese Waaren im Auslande die Concurrenz der übrigen Nationen aushalten mögen — die Kaufleute, sag' ich, würden, wenn es keine Frei-Magazine gäbe, sich in der Nothwendigkeit befinden, für diese Waaren Einfuhr-Gefälle zu bezahlen, um sich dieselben rückzahlen zu lassen, wenn sie die Waaren wieder ausführten; welches eine Menge Unbequemlichkeiten nach sich ziehen würde. In den freien Magazinen werden sie ausgeladen, verkauft, wieder eingeladen und expedirt, ohne daß sie mit den Gefällen das Mindeste zu schaffen haben.

Zu diesem Endzweck hat man z. B. zu London mit Menschenhänden drei künstliche Häfen ausgehöhlt, welche mit Speichern und Mauern umgeben sind; einen für Schiffe aus Indien, einen anderen für Schiffe von den Antillen, einen dritten endlich für anderweitigen Verkehr. Jeder von diesen Häfen kommt einem beträchtlichen Meereshafen gleich, und mittelst einer unbedeutenden Entschädigung können Schiffe in denselben ein- und auslaufen, ohne Zollgefälle zu bezahlen, vorausgesetzt nur, daß sie nach der Fremde gehen. Die Mauth übt ihre Rechte nur gegen das, was aus ihrem Gebiete tritt, um in den inneren Verkehr aufgenommen zu werden.

Seit Napoleon auf den Französischen Thron gelangt war, bedrohete die erstaunliche Thätigkeit dieses Fürsten, in Verbindung mit seinen großen Talenten und der Tapferkeit der Franzosen, die Unabhängigkeit Europa's. Doch Europa, bereits erschöpft von grimmigen Kriegen und von den Tributen, welche die Republik ihm aufgelegt hatte, konnte nicht alle Kosten einer so schwierigen Vertheidigung tragen. Für einen Theil dieser Kosten sorgte England durch Subsidien. Englische Agenten, auf allen zugänglichen Punkten des festen Landes verbreitet, und bei den Armeen in Portugal, Spanien und Deutschland angestellt, sahen sich genöthigt, die Werthe, welche England hergab, entweder in Natura oder in baarem Gelde anzuschaffen. Sie gaben also Tratten auf London, wodurch Wechsel, in England zahlbar, auf dem festen Lande so gäng und gebe wurden, daß der Cours dabei leiden mußte, und ein Pfund Sterling, welches ursprünglich in Frankreich mit 24 Franken bezahlt wurde, einen längeren Zeitraum hindurch, auf dem festen Lande, für 16 bis 17 Franken zu haben war *). Eine

*) Man würde sich irren, wenn man glauben wollte, daß alle Herabsetzung des Wechsels auf London den Mißkredit der Banknoten zum Grunde hatte, wiewohl dies die einzige Münze ist, womit ein Wechsel auf England bezahlt werden kann. Man hat neuerlich das Pfund Sterling, das man für 16 Franken erhalten hatte, mit 22 bezahlt; und doch weiß man im Jahre 1815 sehr wohl, daß die Englische Bank gegenwärtig nicht mehr Mittel besitzt, ihre Noten mit klingender Münze zu bezahlen, als im Jahre 1813.

Während des Krieges kaufte man mit 93 Guineen in Gold auf dem festen Lande 100 Guineen in Gold zahlbar in London, laut dem Berichte des Hauses der Gemeinen über den

gleiche Herabsetzung fand rücksichtlich der Münze von Hamburg, Wien und Lissabon Statt.

Was war die Folge davon?

Jeder Spekulant, welchem Volke er auch angehören mochte, konnte Waaren aus England beziehen, und sich die Münze, womit er dieselben zu bezahlen hatte, zu einem sehr vortheilhaften Preise verschaffen. Wenn er zu Birmingham eine Waare zu einem Pfd. Sterl. einkaufte: so bezahlte er, anstatt das Pfd. Sterl., welches er zur Tilgung seiner Schuld zu übermachen hatte, mit 24 Franken zu decken, höchstens 18 Franken; er konnte sich also gefallen lassen, an der Waare selbst nicht nur nichts zu gewinnen, sondern sogar zu verlieren, und gewann gleichwohl auf den bloßen Wechsel 25 Pr. Ct., oder ein Viertel des zu übermachenden Werths. Man muß also nicht erstaunen über die Thätigkeit der englischen Werkstätte zu gewissen Epochen; eben so wenig über den Anwuchs, den man in den Manufaktur-Städten, wie in den Handelsstädten Englands hat bemerken können, sollte er auch um einen Grad geringer gewesen seyn *).

---

hohen Preis des Metalls. Dabei war aber kein Mißkredit im Spiele. Der Ueberfluß allein setzte die Englische Münze im Werthe herab, d. h. die in London zahlbare Münze, nicht der Mangel an Vertrauen zu den Banknoten.

*) Die Bevölkerung von Manchester betrug

	im J. 1801.				im J. 1811.			
die von Birmingham	"	"	"	81,000;	"	"	"	98,000
— — Leeds . .	"	"	"	73,000	"	"	"	85,000
— — Sheffield	"	"	"	53,000	"	"	"	62,000
— — Nottingham	"	"	"	31,000	"	"	"	35,000
— — Derby . .	"	"	"	28,000	"	"	"	34,000
	"	"	"	10,000	"	"	"	13,000

u. s. w. S. Colquhoun über den Reichthum des brittischen Reichs.

Dieses sind die Ursachen von den Fortschritten, welche der Handel und die Manufakturen Großbritanniens während des Krieges gemacht haben; aber dies ist nicht alles.

Da die Bevölkerung der Städte mit den Vortheilen der Gewerbthätigkeit stieg: so mußte sich auch die Nachfrage nach allen Arten von Nahrungsmitteln vermehren. Das Korn, dessen Mittelpreis im Jahre 1794 zu 56 Shilling der Quarter *) gestanden hatte, war im Jahre 1813 bis zu 136 Shilling (mehr als 150 Franken) unserer Münze gestiegen.

Da dieser ungewöhnliche Preis die Vortheile der Pächter sehr vermehrte: so wurden, bei jeder Erneuerung der Pacht, die Pachtsummen nothwendig erhöht; und Pächter und Eigenthümer haben beträchtliche Gewinne gemacht.

Allein während der Krieg diese Entwickelung der englischen Gewerbthätigkeit erzwang, hatten die Engländer selbst sehr wenig Vortheil davon. Auflage und Anleihe raubten ihnen alle Früchte derselben. Die Auflage drückte zugleich auf die Produktionen aller Classen, und entzog ihnen den klarsten Theil ihrer Gewinne; und die Anleihe verschlang die Ersparnisse jener großen Unter-

---

*) Der Quarter ist ein Maaß, dessen Gehalt 285 Litres 53 Cent. gleich kommt. Man weiß, daß der Pariser Scheffel gleich ist 152 Litres 34 Cent. Um einen Quarter, dessen Gewicht ungefähr 445 Pfund Markgewicht beträgt, zu bekommen, bedarf es beinahe 1⅞ Pariser Scheffel.

nehmer, jener vortheilhaft gestellten Spekulanten, welche die Umstände am besten benutzten.

Die Leichtigkeit, womit die Regierung borgt, d. h. ein Kapital verwendet, wofern sie nur die Zinsen regelmäßig bezahlt, hat die enormsten Verschwendungen begünstigt. Für England sind die Ausgaben des Kriegs bei weitem stärker, als für jede andere Nation. Zuerst leidet die Administration in Hinsicht der Anschaffung von Lebensmitteln, wie alle übrigen Verzehrer, von dem hohen Preis der Waaren, dessen erste Ursache sie ist. Sie zahlt nicht bloß für die Verpflegung ihrer eigenen Armeen, sondern auch für die ihrer Verbündeten; sie zahlt nicht bloß den Sold ihrer eigenen Soldaten, sondern auch den vieler anderen. Ihre Land- und Seekräfte sind über den ganzen Erdball zerstreut.

Eine Verpflegung, ein Magazin in Asien oder in Amerika, kostet das Doppelte von Dem, was sie in Europa kosten würden; jeder Soldat, den man dorthin sendet, verursacht einen verdoppelten Aufwand: und dies ist ein beträchtlicher Vortheil, den die Vereinigten Staaten immer in ihren künftigen Streitigkeiten mit Großbritannien voraus haben werden.

Ich rede hier nicht von den Mißbräuchen in der Verausgabung, welche im höchsten Grade anstößig sind: nicht von den alten, die sich allmählich eingeschlichen haben; nicht von den neuen, welche absichtlich eingeführt zu seyn scheinen; nicht von denen, welche die Oppositionspartei rügt, weil sie nur den Freunden der Minister zu Gute kommen; noch weniger von denen, welche

sie

sie niemals rügt, weil die National-Eitelkeit sie in Schutz genommen hat *).

---

*) Ich weiß nicht, bis zu welchem Grade die politische Gerechtigkeit gebietet, das Geld einer Nation an einen Bürger zu verschenken, der nichts für dieselbe gethan hat, und sich weder durch irgend ein Talent, noch durch irgend eine Tugend empfiehlt, einzig und allein, weil das Schicksal ihn zum Bruder eines Admirals gemacht hat, der sein Leben in einem Seekampf einbüßte. Folgendes ist ein Verzeichniß dessen, was die Familie Nelson der brittischen Nation, Jahr aus Jahr ein, auf ewige Zeiten kostet:

Dem Grafen Nelson, Bruder des Admirals, außer einer Pairsstelle, eine Pension von 5000 Pfd. Sterl.	120,000 Fr.
Zum Ankauf eines Guts, ein für allemal, die Summe von 100,000 Pfd. Sterl. (2 Mill. 400,000 Fr.), deren jährliche Interessen dem Staate kosten	120,000 —
Der Vice-Gräfin Nelson, seiner Wittwe, 2000 Pfd. Sterl.	48,000 —
Den Frauen Susanne Bolton und Katharine Matcham, seinen Schwestern	48,000 —
Total in Franz. Gelde	336,000 Fr.

Vor Kurzem (20 Febr. 1815) hat sich das Parliament vergeblich über einen Artikel von 4000 Pfd. Sterl. in den Ausgaben beklagt, welche dem Herzog von York gegeben worden sind, um ihn für die Aufnahme des Königs von Preußen zu entschädigen. Dies Mittagsessen kommt der englischen Nation freilich etwas theuer zu stehen.

Der öffentliche Schatz bezahlt noch jetzt dem Herzog von Marlborough, der gar nicht ein Abkömmling des großen Marlborough ist, sondern, als Gemahl einer seiner Enkelinnen, nur seinen Namen angenommen hat, 120,000 Franken jährlich, außer der prächtigen Besitzung Blenheim, welche er geerbt hat. Siehe Colquhoun über den Reichthum des brittischen Reichs.

Allein aus Allem zusammengenommen geht hervor, daß, obgleich die Auflagen seit dem Jahre 1795 vervierfacht sind, die Ausgaben jedes Jahr den Betrag der Einnahme in einer nicht unmerkwürdigen Progression überschritten haben, so daß man genöthigt gewesen ist, das zunehmende Deficit durch Anleihen zu decken, die, indem sie, von einem Jahr zum andern, immer bedeutender geworden sind *), das Kapital der Nationalschuld zu der furchtbaren Summe von 18 Milliarden 649 Millionen französischen Geldes erhoben haben **), deren

---

*) Folgendes ist nach Hrn. Joseph Hamilton (an Inquiry concerning the national debt) der Betrag der englischen Staatsschuld zu Anfang und zu Ende eines jeden Krieges. In diesem Gemälde sieht man, was in den Zwischenräumen des Friedens zurückgekauft wurde, zugleich aber auch das von jedem Kriege verursachte Deficit. Sie betrug um das Jahr, wo Wilhelm und Marie den brittischen Thron bestiegen,

	Pfd. Sterl.		Pfd. Sterl.		Pfd. Sterl.
also 1689.	1,054,925	1748.	78,293,313	1793.	227,989,148
1697.	21,515,749	1756.	72,289,173	1802.	499,753,063
1701.	16,394,701	1763.	133,959,270	1813.	599,590,197
1714.	53,681,076	1775.	122,963,254	1815.	777,460,000.
1740.	46,449,568	1783.	238,231,248		

**) Der Kanzler der Schatzkammer, Herr Vansittart, berechnet sie in seiner, den 20 Febr. im Parliament gehaltenen, Rede zwar nur auf 650,000,000 Pfd. Sterl; allein er versteht darunter sehr wahrscheinlich nur die der Regierung wirklich geliehenen Kapitalien. Die Kapitalien, welche die Regierung bezahlen müßte, um schuldenfrei zu werden, sind aus keinem andern Grunde beträchtlicher, als weil man nach dem Cours des Platzes borgt, d. h. weil man an jährlichen Interessen so wenig Millionen als möglich für ein erborgtes Kapital giebt, und weil man nach dem Cours des Platzes zurückkauft, d. h. weil man so viel Interessen als möglich mit einem gegebenen Kapital zurückkauft.

jährliche Interessen, verbunden mit den laufenden Bedürfnissen, das Total der öffentlichen, von den Händen

---

Da man nun zur Zeit des Krieges borgt, wo der Zinsfuß am niedrigsten ist, und zur Zeit des Friedens zurückkauft, wo der Zinsfuß höher steht: so kann man nie die Rente von einer Million mit demselben Kapital zurückkaufen, das man bei Schöpfung der Rente empfangen hat.

Nach dem Stande, worin sich die Interessen in England befinden, vorzüglich nach dem Stande, worin sie sich befinden würden, wenn man sich ernsthaft mit der Rückzahlung der Schuld beschäftigte, ist es wahrscheinlich, daß man sie im Durchschnitt nicht zu vier Procent (25 years purchase) zurückkaufen würde; setzte man aber den Rückkauf nur auf 5 Procent: so würden die 35 Millionen 973,000 Pfd. Sterl. Interessen, welche Hr. Vansittart eingesteht, ein Kapital von 719 Millionen 460,000 Pfd. Sterl. ausmachen. Dazu muß man für die unbestimmte Schuld 58 Millionen hinzufügen. Man hätte also, wenn man auch noch so niedrig rechnen wollte, ein Kapital von 777,460,000 Pfd. Sterl., d. h. ein wenig mehr als 18 Milliarden und 649 Millionen franz. Geldes zurückzuzahlen.

Der Amortisationsfond ist eine wahre Lockspeise: denn wer sieht nicht, daß, wenn man unabhängig von dem, was, Jahr aus Jahr ein, geborgt wird, um den Ueberschuß der Ausgabe über die Einnahme zu decken, nun auch noch den Betrag desjenigen Theils der Schuld borgt, der zurückgekauft wird, dies gerade so viel heißt, als sie nicht zurückkaufen? Wenn man die Interessen auf das, was man zurückzahlt, genießt: so bezahlen die Interessen für das, was man borgt, weil man das nächste Jahr borgen wird, womit man die Interessen dieses Jahres wird bezahlen können, und man folglich die Interessen von den Interessen bezahlen wird.

Was Diejenigen betrifft, welche eine Staatsschuld für eine Schuld der rechten Hand an die linke betrachten, und sich folglich einbilden, daß der Betrag dieser Schuld nicht ein für die Nation verlornes Kapital sey: so ersuche ich sie in meiner Abhandlung über politische Oekonomie, ihres Irrthums inne zu werden.

der Central-Regierung gemachten Ausgaben im Jahre 1813 zu der unglaublichen Summe von 112 Millionen 391,000 Pfd. Sterl. (mehr als 2 Milliarden 697 Millionen französischen Geldes) gesteigert haben *).

Bemerkt man für die Ausgabe eines einzigen Jahres, welche, allem Anscheine nach, durch die Ausgabe des Jahres 1814 noch übertroffen worden ist, dieses furchtbare Resultat: so glaubt man sich zu täuschen. Allein es ist auf amtlichen Mittheilungen gegründet, und durch Schriftsteller bestätigt, welche mit dem Staatswesen vertraut sind.

Auf diese Summe der jährlichen Ausgabe werden ungefähr 69 Millionen Pfd. Sterl. durch die Contributionen des Jahres herbeigeschafft; den Rest erwirbt man durch Anleihen und Anticipationen. Mit anderen Worten: ungefähr ein Milliard 700 Millionen unseres Geldes werden von dem Einkommen, oder, wenn man lieber will, von dem jährlichen Gewinn der englischen Nation erhoben; und ein Milliard von ihren Kapitalien oder ihren Ersparnissen **), und das unabhängig von allen Beiträgen, welche sie für örtliche Ausgaben zahlt, namentlich für den Gottesdienst und für die Armen: Ausgaben, die sich, wie man weiß, auf sehr beträchtliche Summen belaufen. Man würde sich also vielleicht nicht sonderlich von der Wahrheit entfernen, wenn man sagte: die Regierung verbrauche die Hälfte des Einkom-

---

*) Colquhoun über den Reichthum des brittischen Reichs, Seite 261.

**) Colquhoun am angeführten Orte.

mens, welches der Boden, die Kapitalien und der Gewerbfleiß des englischen Volkes gewähren *).

*) Nichts läßt sich schwerer abschätzen, als das allgemeine Einkommen einer Nation. Wenn die Bevölkerung niemals genau bekannt ist, so ist das Einkommen eines Jeden, das man noch weit leichter verheimlichen kann, und das man, um sich der Last der öffentlichen Abgaben zu entziehen, zu verbergen ein so großes Interesse hat, noch weit schwerer zu erkennen. Indeß kann die Einkommen-Taxe in England einige Grundlagen gewähren. Wahr ist, daß das Gesetz Denjenigen, die unter 150 Pfd. Sterl. jährlich einzunehmen haben, einige Erleichterung, und Denjenigen, welche weniger als 50 Pfd. Sterl. gewinnen, gänzliche Ausnahme gestattet; man kann ferner annehmen, daß eine große Zahl ihr Einkommen geringer angegeben hat, als es war. Aber es giebt auch Viele, die sich schwerlich haben von der Wahrheit entfernen können, z. B. die Besitzer von Grund und Boden, die Rentiers, und die Staatsbeamten aller Klassen; es giebt auch Viele, die, es sey nun aus Schaam, oder aus Eitelkeit, oder auch um einen wankenden Credit zu stützen, ein Einkommen angegeben haben, das noch über die Wahrheit hinausging.

Nun hat in einem Mitteljahre auf diejenigen drei Jahre, welche mit dem 5ten Jan. 1813 abliefen, die Einkommen-Taxe 13 Mill. 281,000 Pfd. Sterl. gebracht; und da diese Taxe auf den Zehnten von dem angenommenen Einkommen berechnet ist: so zeigt sie als Total der Einkünfte von Großbritannien eine Summe von 132 Millionen 810,000 Pfd. Sterl. an. Colquhoun berechnet sie weit höher. Allein seine Grundlagen sind gänzlich unbestimmt und übertrieben. Zugegeben indeß, daß sie sich auf 224 Millionen Pfd. Sterl. (mehr als 5 Milliarden franz. Geldes) belaufen: so ist dies doch nur das Doppelte von dem Betrage des Verzehrs der Regierung, der sich, wie wir gesehen haben, auf 112 Millionen Pfd. Sterl. beläuft. Die Rentiers müssen als von der Regierung bestellte Verzehrer betrachtet werden; außerdem, wenn man ihren Verzehr von der Summe des Verzehrs der Regierung absondern wollte: so müßte man auch ihr Einkommen von der Summe des Einkommens der Partiku-

Im Moralischen, wie im Physischen, gehen die Thatsachen eine von der anderen aus. Was ein Resultat ist, wird zur Ursache eines zweiten Resultats, welches seinerseits wieder zur Ursache wird. Die unmäßige Last, welche das englische Volk trägt, hat alle Erzeugnisse seines Bodens und seiner Gewerbthätigkeit in einem über alles Maaß hinaus gehenden Grade vertheuert. Da jeder Verzehr von Producenten aller Classen, ja, so zu sagen, jede ihrer Bewegungen besteuert ist: so sind die Resultate ihrer Gewerbthätigkeit theurer geworden, ohne daß diese Theurung ihnen im Mindesten zu Statten käme. In jeder Profession sind die Gewinne nicht merklich stärker in Kraft der Vertheurung der in dieser Profession hervorgebrachten Waare: denn diese Vertheurung geht für die Steuern auf, welche der Producent bezahlt, und fügt zu seinen Gewinnen nichts hinzu; und diese allgemeine Theurung nöthigt die Producenten, in ihrer Eigenschaft als Verzehrer, sich fortdauernde Beraubungen an sich selbst zum Gesetz zu machen.

Ein englischer Handelsmann, der das Kapital, das er gebraucht, nicht sein Eigenthum nennen kann, und folglich Zinsen bezahlen muß, ist nicht im Stande, seine Familie zu ernähren. Eine ländliche Besitzung, ein untergebrachtes Kapital, welche anderwärts ein reichliches

---

liers absondern, welches auf Eins hinauslaufen würde. Es bleibt also erwiesen, daß das englische Volk nur die Hälfte seiner Produkte genießt; daß jede Familie genöthigt ist, den doppelten Werth desjenigen hervorzubringen, was ihr ihren Bedürfnissen zuzuwenden erlaubt ist. Nie ist eine Nation, und zwar eine aufgeklärte Nation, mit so viel Unverschämtheit benutzt worden.

Auskommen ohne Arbeit gewähren würden, reichen in England nicht hin, ihrem Besitzer ein Auskommen zu geben; er muß, wenn er beides nicht selbst gelten machen will, noch ein Talent üben, und, es sey nun als Vorsteher oder als Untergeordneter, bei einer anderen Unternehmung concurriren. Kurz: wer nicht im Stande ist, irgend eine Gewerbthätigkeit oder irgend ein Talent zu üben, wer ein mäßiges und bestimmtes Einkommen hat und nicht an die Scholle gebunden ist, reiset in Ländern, wo die Gegenstände des Verzehrs minder kostbar sind; und dies ist der Beweggrund, der die Engländer in so großen Schaaren nach Frankreich, Belgien, der Schweiz und Italien treibt. Unter ihnen giebt es nur Wenige, welche bloße Neugierde in Bewegung gesetzt hat.

Dies ist auch die Ursache des großen Elendes derjenigen Classe, welche man schlechtweg Handwerker nennen muß. Ein solcher Handwerker kann, nach Maaßgabe seiner Familie, trotz allen noch so achtungswürdigen Anstrengungen, welche er macht, in England nicht mehr als drei Viertel, bisweilen sogar nicht mehr als die Hälfte von dem erwerben, was er ausgiebt. Der Kirchsprengel, d. h. das Produkt der Armen-Taxe, muß für das Uebrige sorgen. Ein Drittel der Bevölkerung Englands, sagt man, sey genöthigt, das öffentliche Mitleid in Anspruch zu nehmen. Man stößt auf sehr wenige Bettler, weil die Unterstützung im Hause selbst gewährt wird, und nicht so reichlich ist, daß man dabei nicht noch arbeiten müßte. Ein reisender Engländer, von großer Glaubwürdigkeit, der in der letztern Zeit

durch ganz Frankreich gewandert ist, kann nicht genug darüber erstaunen, daß man in diesem Lande sein Auskommen durch Arbeit gewinnt; und dies Erstaunen zeigt hinlänglich, was in England vorgeht *).

Unstreitig sieht man hier auch große Eigenthümer, überreiche Kapitalisten, welche die Hände in den Schooß legen können, und sich nur mit ihrem Vergnügen beschäftigen; Personen, deren Einkünfte so groß sind, daß sie alle Bedürfnisse übersteigen und jeder Theurung Trotz bieten. Allein ihre Zahl ist immer sehr klein, in Vergleich mit der Totalität eines Volks. Im Allgemeinen genommen, ist die englische Nation, bis auf einige Günstlinge des Glücks, zu einer hartnäckigen Arbeit genöthigt; sie darf sich wenig ausruhen. Müssiggänger von Profession sieht man in England nicht; man wird sogleich bemerkt, wenn man die Miene der Ungeschäftigkeit hat und um sich her schaut. Es giebt keine Kaffeehäuser, die von Morgen bis zum Abend mit Pflastertretern angefüllt wären, und die Spatziergänge sind an jedem Werkeltage leer und nur Sonntags besucht. Versenkt in seiner Angelegenheit, geht Jeder seinen Weg. Wer in seinen Arbeiten nur im Mindesten nachläßt, wird sehr bald von der Armuth und dem Elende eingeholt, und man hat mich zu London versichert, daß Viele von den Fami-

*) Siehe ein Werk unter dem Titel: Notes on a journey through France by Morris Birkbeck. Der Verfasser scheint mit großer Aufrichtigkeit niedergeschrieben zu haben, was in ihm vorging während seines Aufenthalts in Frankreich. Seine Bemerkungen sind immer ernst, mitunter merkwürdig.

lien, welche wenig vor sich gebracht hatten, während des Aufenthalts der verbündeten Souveräne, in die äußerste Verlegenheit gerathen sind, weil diese ihre Neugierde rege machten, und man, um sie zu sehen, bisweilen mehrere Tage nützlicher Beschäftigung aufopferte.

Sogar Diejenigen, welche mit Gemächlichkeit arbeiten und sich nach Belieben ausruhen können, arbeiten mit Anstrengung, um reich zu werden, um allen Ereignissen Trotz zu bieten, um in jeder Art von Verschwendung gleichen Schritt zu halten. In Frankreich ist die größte Schande, keinen Muth zu haben; in England, keine Guineen zu besitzen. Die Meinung ist vielleicht auf der einen Seite eben so wenig vernünftig, als auf der andern.

Diese ökonomische Lage übt einen bejammernswerthen Einfluß auf die Aufklärung aus, und flößt einem philosophischen Beobachter die Besorgniß ein, das Vaterland Bacons, Newtons und Locke's werde schnelle Rückschritte nach der Barbarei hin machen. Ausgemacht scheint, daß man bei weitem weniger lieset, als sonst; man hat dazu nicht Zeit, und die Bücher sind allzu theuer. Die Reichen, welche nur auf Genuß zu denken berechtigt sind, haben andere Genüsse, als die des Geistes, und diese andern Genüsse machen, daß man für die letzteren unfähig wird. Das Wenige, was Leute aus der vornehmen Welt zu lesen pflegen, ist, im Allgemeinen genommen, nicht das Beste; denn wahrhaft nützliche Lectüre erfordert eine Anstrengung, die ihnen lästig ist, und, wenn zufälligerweise gute Bücher in ihre Hände gera-

then: so ist es Saamen, welcher auf erschöpften Boden fällt, wo gute Früchte nicht gedeihen können *)!

Es giebt indessen zwei Arten von Druckschriften, welche zum ersten Bedürfniß gehören: die Bibel, und die Zeitungen. Verdient untersucht zu werden, wie viel Belehrung man daraus schöpfen könne.

Ich habe gesagt, daß, während man in England alles theurer bezahlt, man deswegen nicht mehr gewinnt. Bisweilen gewinnt der Producent einer Waare um so weniger, je theurer sie wird. Die Theurung vermindert die Zahl der Verzehrer, weil sie die Waaren, versteht sich die entbehrlichern, außer dem Bereich gewisser Vermögensumstände setzt. Die, welche sich einen Genuß nicht ganz und gar versagen, schränken sich auf den geringsten Verbrauch ein; und von jetzt an ist die Waare minder gesucht, als sonst. Die Concurrenz der Verzehrer nimmt ab, wiewohl die Concurrenz der Producenten dieselbe bleibt **).

---

*) Wenn von einer großen Nation, wie England, die Rede ist: so müssen immer viel Ausnahmen vorausgesetzt werden. Zu Oxford macht man noch immer ganz gute Studien, wiewohl sie ein wenig gothisch sind. In denen von Glasgow herrscht schon mehr Liberalität. Die gegenwärtigen Professoren von Edimburg behaupten den Glanz dieser berühmten Universität: Philosophie und Vaterlandsliebe vermischen sich hier mit dem Geschmack an den schönen Wissenschaften, und geben der Literatur, welche ohne jene nur ein geschwätziges Kind bleibt, Wichtigkeit und Solidität. Das Edimburg-Review ist vielleicht das beste literarische Journal von der Welt. Auch wird es von Philadelphia bis nach Calcutta gelesen.

**) Man findet in meiner Abhandlung von der politischen Oekonomie, wie und aus welchen Gründen dieselbe Wirkung

Auf diese Weise fühlen die Producenten, indem sie sich Gegenstände *ihres* Verzehrs versagen, ein lebhafteres Bedürfniß zu verkaufen, was sie producirt haben; sogar mit sehr geringem Vortheile. Nirgends werden die Bemühungen, die Aufmerksamkeit der Käufer auf sich zu ziehen, weiter getrieben, als in England; daher der Luxus der Läden mit allen den seltsamen Verzierungen, durch welche man sie bemerklich zu machen sucht; daher die vielen Anzeigen, das Anbieten der Waaren unter dem Marktpreise, und der Ton der Marktschreierei, welcher dem Fremden auffällt. Die Unternehmer der ersten Schauspiele rühmen selbst in dem allerpomphaftesten Stile den Beifall, den ihre Schauspieler *von einem entzückten Publikum* erhalten haben; von einem Publikum, das sie gleichwohl bis zu einem gewissen Grade selbst zusammengesetzt hatten. Um das Publikum von einer neuen Unternehmung, von einer bloßen Veränderung des Wohnorts zu unterrichten, reicht ein Anschlag, der etwa an die Mauer geklebt würde, nicht aus; mitten unter dem geschäftigen Haufen der Londoner trägt man, wie Banner, bewegliche Anschlagszettel umher, welche die Fußgänger lesen können, ohne auch nur eine Minute zu verlieren.

Dies Bedürfniß, zu verkaufen, bringt unter den Produzenten einen sonderbaren Kampf zuwege. Die Frage ist, wer den besten Kauf gewähren, d. h. am wohlfeilsten verkaufen werde; allein da die Production

---

für alle Arten von Consumtions-Artikeln zugleich Statt finden kann, und nicht bloß nominal ist.

wirklich kostspielig ist, wegen der Abgaben, die auf derselben ruhen: so ökonomisirt der Producent an den Eigenschaften *). Auch bemerkt man in England, wie allenthalben, daß die Waaren in eben dem Maaße schlechter sind, als sie theurer werden. Eigenschaften, welche sonst vortrefflich waren, sind abscheulich geworden. Die Strumpfwirkerei der Engländer und ihre Gerbereien, deren Ruf sich über ganz Europa verbreitet hatte, sind bei weitem nicht mehr das, was sie sonst waren. Ihre Seidenarbeiten sind nur noch ein Hauch; und unter der Benennung von Wein muß ein Volk, das man das reichste der Welt nennt, sich mit den aller gefährlichsten Giften abfinden lassen **).

Sieht man eine so thätige, so edle, so erfindungsreiche Nation, von einem schlechten politischen System gezwungen, sich selbst so viel Mühe geben, und doch so viel entbehren: so fragt man sich mit Bitterkeit im Herzen: wozu doch die bürgerliche und kirchliche Freiheit, die Freiheit der Presse, die Sicherheit des Eigenthums und die Herrschaft der Meere?

---

*) Die, welche Künste der Industrie üben, wissen, wie sehr man die Eigenschaften verschlechtern kann, indem man an den Kosten erspart.

**) Man hat mich in England versichert, daß die Einfuhr des Porto-Weines nicht ein Drittel der Quantität beträgt, die daselbst verzehrt wird. Also der größte Theil Derer, welche davon trinken, ist genöthigt, sich mit einem rothen Gebräu zu begnügen, welches sehr theuer ist, ohne ein Atom von Wein zu enthalten. Nur in sehr guten Häusern kann man mit Sicherheit Wein trinken.

Das große Unglück Englands hat nur Eine Quelle, nämlich die, daß dies Land seit vielen Jahren Verwaltungen gehabt hat, die, indem sie alle möglichen Fehler begingen, nie den Fehler begangen haben, den Verbindlichkeiten der Regierung ungetreu zu werden. Diese zum Princip erhobene Regelmäßigkeit, verbunden mit der Oeffentlichkeit der Rechnungen und dem Scheingebäude einer vom Hrn. Pitt consolidirten Tilgungs-Casse, hat den Credit der Regierung zu einer solchen Höhe erhoben, daß ihr gestattet ist, das Kapital der zukünftigen Einkünfte des englischen Volks zu verzehren, den zukünftigen Geschlechtern die Last der Fehlgriffe des gegenwärtigen aufzubürden, und durch die ungeheuren Hülfsquellen, welche dieser Credit in die Hände der Directoren des politischen Cabinets legt, die Gewichte dieser Fehlgriffe zu verzehnfachen, ja zu verhundertfachen.

Man gebe sich die Mühe, dieses Element mit dem Stolze einer Nation zu verbinden, welche man zu allen nur denkbaren Albernheiten bewegen kann, wenn man zu ihr von ihrem Ruhme und von ihren Seerechten spricht *)!

---

*) Diese Meinung ist nicht das Werk eines National-Vorurtheils von entgegengesetzter Art; sie wird in England von allen wahrhaft unterrichteten Männern getheilt, welche wahre Vaterlandsfreunde sind. Ich habe deren eine große Zahl gesehen und gehört; da ich aber keine Unterredungen anführen darf: so werde ich übersetzen, was Herr Joseph Hamilton, derselbe, welchem man die gelehrtesten Untersuchungen über die öffentliche Schuld und die gesundesten Ansichten von Englands Wohlfahrt verdankt, über diesen Gegenstand gesagt hat.

„Könnten, sagt er, die Nationen, irgend einen Vortheil

Unstreitig giebt es in England sehr viel Aufklärung; allein wozu dient alle diese Aufklärung, und was verschlägt es, ob man die echte Natur der Dinge, und die wahre Lage der Sachen kenne, sobald einmal Leidenschaften im Spiele sind? Sieht man nicht unaufhörlich die Spieler ihr Geld gegen Glücksfälle wagen, welche der Calkul ihnen als ungünstig bewiesen hat? Indeß endigt man immer damit, daß man die begangenen Albernheiten mit Wucher bezahlt; und jemehr man sich dem Ziele nähert, wo man nothwendig rechnen muß, desto weniger Spielraum hat man für neue Verirrungen und Fehlgriffe. Die politische Oekonomie ist nicht mehr eine Wissenschaft der bloßen Spekulation und des Luxus; die Geschicklichkeit darin ist zu einer Pflicht geworden, und man kann kühn vorher sagen, daß jede Regierung,

---

„aus der Erfahrung ziehen; könnten sie über unsere gegenwär„tigen Kriege mit eben so viel Kaltblütigkeit urtheilen, wie wir „über vergangene Kriege: so würde man im Allgemeinen weit „friedfertiger seyn. Läugnen läßt sich nicht, daß wir uns häufig „aus sehr geringen Ursachen, und um unerreichbare Dinge zu „gewinnen, in den Krieg gestürzt haben; daß die größten Er„folge nicht die Früchte hervorbrachten, die wir uns davon ver„sprachen; daß, unter dem Vorwande, künftigen und eingebil„deten Gefahren vorzubeugen, wir gegenwärtigen und wirkli„chen Uebeln entgegengegangen sind; daß Zorn und National„Stolz unser politisches Verhalten bei weitem mehr geleitet „haben, als richtige und weise berechnete Absichten; daß wir „uns unüberlegt in den Krieg stürzten; daß wir ihn mit Hart„näckigkeit fortsetzten; daß wir oft vortheilhafte Friedensbedin„gungen ausgeschlagen haben, um hinterher minder vortheilhafte „anzunehmen."

Siehe An inquiry into the national debt of Great-Britain, pag. 37.

welche die Grundsätze derselben verkennen oder verachten wird, an ihren Finanzen zu sterben bestimmt sey.

Doch kehren wir zu unserem Gegenstande zurück.

Die Nothwendigkeit, an allen Produktionskosten zu sparen, hat gleichwohl in England unter sehr vielen schlimmen Wirkungen einige sehr gute hervorgebracht; sie hat, wenn man sich so ausdrücken darf, die Kunst, zu produciren, vervollkommnet, und zur Entdeckung vieler Mittel verholfen, welche schneller, einfacher, und folglich auch mit größerer Ersparniß zum Ziele führen. Wie die Fabrikationen im Großen am wenigsten kostspielig sind, so hat man auch die kleinsten Dinge im Großen gemacht. Ich habe zu Glasgow Meiereien von dreihundert Kühen gesehen, wo man für zwei Sols Milch verkaufte. Die Erziehung des Armen, welche vielleicht die einzige Sicherheit des Reichen ausmacht, war durch den hohen Preis der Bücher und der Lehrer gehemmt, und nach wenigen Jahren würde man im Schooße von einer der allercivilisirtesten Nationen Europa's nicht sicherer gewesen seyn, als unter Kaffern. Plötzlich geräth man auf den Gedanken, Schulen anzulegen, wo ein einziger Lehrer mit Erfolg unterrichtet, und ohne Bücher, ohne Federn und den übrigen Apparat, fünfhundert Kinder zugleich lesen, schreiben und rechnen lehrt *).

---

*) Ich spiele hier auf das an, was man das neue Erziehungs-System nennt, welches, von dem Herrn Lancaster eingeführt, in der Folge durch Andere verbessert worden ist. In allen vorzüglichen Städten Großbritanniens habe ich davon bewundernswürdige Wirkungen gesehen; und hier, wie in tau-

Vorzüglich aber hat die Einführung der Maschinen in den Künsten die Hervorbringung der Reichthümer ökonomischer gemacht. Es giebt in England kaum noch eine größere Wirthschaft, in welcher nicht Dreschmaschinen eingeführt wären, vermöge welcher man bei einer großen Benutzung in einem Tage mehr Arbeit fördert, als bei der gewöhnlichen Methode in einem Monate.

Endlich

---

send anderen Fällen, machen die Bemühungen von Privatpersonen die Fehler der Administration wieder gut und decken dieselben. Die Unfälle kommen von oben, wie Hagel und Ungewitter; die Güter kommen von unten, wie die Früchte eines Bodens, der nicht zu erschöpfen ist. Die Philanthropie der Engländer wird übrigens Nachahmung finden in Frankreich, wo man sich in diesem Augenblick mit der Einführung ökonomischer Schulen nach dem Muster der englischen beschäftigt.

Dies neue System gründet sich auf den Vortheil, der sich von der auf einen nützlichen Zweck gerichteten Nacheiferung, und von dem Ueberschuß des Wissens, welchen ein Zögling vor dem andern voraus hat, zum Besten des letzteren ziehen läßt. Jede Classe einer Schule ist abgetheilt in Mannschaften von acht Zöglingen, welche nach ihrem Wissen geordnet sind, so daß der, welcher die meisten Fortschritte gemacht hat, alles verbessert, was die Uebrigen schlecht machen. Sobald ein Anderer mehr weiß, als er, ist er verpflichtet, seinen Platz zu räumen. Er kommt in eine höhere Classe, sobald er in dieselbe aufgenommen werden kann, erst als Zögling, sodann als Vorstand einer Mannschaft.

Dieselben Mittel sind nicht ausschließend anwendbar auf niedere oder Volksschulen. Herr Millars zu Edimburg hat sie auf höhere Schulen angewendet, und in dem Collegium, welches die hohe Schule genannt wird, reichen fünf Professoren hin, 700 Zöglinge die Schwierigkeiten des Griechischen und Lateinischen überwinden zu machen.

Vielleicht ließen sich dieselben Hebel mit bewundernswürdigem Erfolge in der politischen Ordnung anwenden. Unsere Enkel werden darüber Erfahrungen machen.

Endlich wird die Menschenarbeit, welche der hohe Preis der Gegenstände des Verzehrs so kostspielig gemacht hat, nirgend so vortheilhaft ersetzt, wie durch die Dampfmaschinen, welche Einige, sehr unschicklich, Feuerpumpen nennen.

Es giebt keine Arbeiten, die man durch sie verrichten zu lassen nicht das Mittel gefunden hätte. Sie treiben Spinnereien und Woll- und Baumwoll-Webereien; sie brauen Bier; sie schneiden Krystalle. Ich habe deren gesehen, welche Musselin stickten und Butter schlugen. Zu Newkastle, zu Leeds ziehen wandelnde Dampfmaschinen Wagen mit Steinkohlen nach sich; und nichts ist für einen Reisenden auf den ersten Anblick überraschender, als auf dem Felde jenen langen Wagenzügen zu begegnen, welche sich, wie von selbst, ohne die Hülfe irgend eines lebendigen Wesens bewegen.

Ueberall haben sich die Dampfmaschinen auf eine erstaunliche Weise vervielfältigt. Vor dreißig Jahren gab es deren zu London nur zwei bis drei; gegenwärtig trifft man sie zu Tausenden an. Sie existiren zu Hunderten in den großen Manufaktur-Städten; man findet sie sogar auf dem Lande, und nur vermöge ihres mächtigen Beistandes haben die Arbeiten der Industrie ihren Fortgang. Aber zu ihrer Unterhaltung bedarf es der Steinkohle, dieses brennbaren Fossils, welches die Natur zurückgelegt zu haben scheint, um der Erschöpfung der Waldungen zu Hülfe zu kommen, die eine nothwendige Folge der Civilisation ist. Man könnte also, vermittelst einer einfachen mineralogischen Karte, eine Betriebsam-

keits-Karte von Großbritannien zeichnen. Allenthalben giebt es Betriebsamkeit, wo es Steinkohlen giebt.

Was man aber auch thun möge, die Produktions-Mittel abzukürzen: die Steuer, die schreckliche Steuer, welche auf die jährliche Produktion nicht anders wirkt, als alle übrige Kosten, gleicht dem nächtlichen Alp, welcher immer weiter vordringt, jemehr man ihm entfliehen möchte; sie erreicht, sie überflügelt alle Ersparnisse gewerbthätiger Producenten, und weit davon entfernt, daß die Nation ihrer bewunderungswürdigen Industrie und der anhaltenden Thätigkeit ihrer Arbeiter genießen sollte, läßt man sie das Hervorgebrachte, wie wohlfeil es auch seyn könnte, aufs Theuerste bezahlen *). Und indem man sie in die Unmöglichkeit versetzt, zu eben so guten Preisen zu verkaufen, als andere Nationen, welche weniger von öffentlichen Lasten erdrückt werden, nimmt man ihr das Mittel, die Concurrenz des Fremden in der Fremde auszuhalten. Man schließt ihr jedes fremde Debouché; denn, wenn die Regierung die Macht

*) Das Wort Produktion begreift hier, wie in allen Fragen politischer Oekonomie, jede Art von Thätigkeit, welche, selbst theilweise, zur Vollendung eines Produkts beiträgt. Ist also die Rede z. B. von Indischem Musselin: so sind der Landmann, welcher die Baumwolle gewonnen; der Fabrikant, der sie gesponnen und gewebt; der Kaufmann, der den Musselin verschrieben hat, und selbst der Krämer, der ihn verkauft, die Producenten desselben. Die Industrie des Kaufmanns, obgleich in England mehr begünstigt, d. h. minder belastet, als die der übrigen Producenten, ist es doch noch in einem hohen Grade. Mehrere Nationen Europa's können, es sey zu Wasser oder zu Lande, Waaren bei weitem wohlfeiler transportiren, als die Engländer.

hat, die Dinge über ihren Werth hinaus von Engländern bezahlt zu machen: so übt sie, dem Himmel sey es gedankt, dieselbe Macht nicht über Franzosen, über Deutsche und über Brasilianer aus.

Was würde geschehen seyn, wenn die lange Trennung der englischen Nation von den classischen Ländern Europa's nach und nach ihren Geschmack in den Künsten verderbt hätte; wenn ihre Vasen, ihre Möbel, ihre großen Leuchter, nicht mehr die Reinheit, die Leichtigkeit, die Zierlichkeit der Formen hätten; wenn sie zurückgesunken wären in jenen gothischen und verdrehten Geschmack, in jene schwerfälligen und zusammengesetzten Verzierungen, welche nichts repräsentiren; wenn die Zeichnung der Stoffe, wenn die Wahl der Farben hinter den Fortschritten Europa's zurück wären; und wenn England ohne einen langen und thätigen Verkehr, sich nicht ins Gleichgewicht mit dem festen Lande setzen könnte?

Darf man sich verwundern über den geringen Beifall, den die englischen Waaren auf den großen Märkten von Europa gefunden haben, und kann man ihnen für die Zukunft größeres Heil verheißen, wenn ihr politisches System sich nicht verändert?

Diese kritische Lage, die ich zu zeichnen versucht habe, und deren Ursachen zu entdecken ich bemüht gewesen bin, belebt die Debatten, welche nicht bloß in den beiden Kammern des Parliaments, sondern unter der Nation selbst Statt finden, und giebt den Angriffen der Oppositionsparthei einen Nachdruck, der bei weitem weniger von der Zahl der Partheinehmer, als von der Stärke ihrer Gründe herrührt, und mit den großen Namen,

großen Glücksgütern und großen Talenten Derjenigen zusammenhängt, welche in ihr eine Rolle spielen.

Die Frage über Getreidepreis und die Frage über Papiergeld sind die Veranlassung zu den vornehmsten Erörterungen. Ueber beide Gegenstände hat die Regierung Gesetze gegeben; allein Dekrete helfen den Schwierigkeiten nicht ab, welche von der Natur der Dinge herrühren, und die Verlegenheiten werden mit vermehrter Stärke zurückkehren. Um sich einen deutlichen Begriff von diesen Fragen zu machen, werden einige Erklärungen nothwendig.

Zu Anfang dieser Schrift haben wir gesehen, welche Umstände, ursprünglich nur günstig für die Thätigkeit des Handels und der Manufakturen Englands, den Preis des Getreides in die Höhe getrieben haben. Die Steuern des Landmanns, die Rente, welche der Pächter dem Eigenthümer zahlt, sind in eben dem Verhältnisse gestiegen; und jetzt behaupten Die, welche sich mit der Agrikultur befassen, daß der Preis des Getreides, wofern er dem Landmann seine Vorschüsse ersetzen solle, sich zwischen 95 und 100 Shilling für den Quarter halten müsse, und daß es folglich nöthig sey, die Einfuhr von dem Augenblick an zu verhindern, wo er unter diesen Preis herabzusinken drohe.

Sie fügen hinzu, daß, wenn die Gesetzgebung dies Princip nicht heilige, es dem Pächter unmöglich seyn werde, den Eigenthümern die Pacht, dem Staate die Steuern zu bezahlen; daß, wenn die Erzeugung des Korns mit Verlust verbunden sey, man die Benutzung des mittelmäßigen Bodens vernachlässigen und selbst die

Bestimmung des bessern verändern werde. Sie führen ferner an: die größere Seltenheit des Korns, die Unvermeidlichkeit eines höheren Preises, und die fortdauernde und zunehmende Abhängigkeit des englischen Volks von dem Auslande in Hinsicht seiner Subsistenz.

Auf der anderen Seite behaupten die Manufakturisten und Kaufleute, daß, wenn die Bedürfnisse erster Nothwendigkeit ihre enormen Preise behalten, der Arbeitslohn bei weitem mehr steigen als fallen werde, und daß sie, auf den Märkten des Auslandes, ihre Produkte mit immer zunehmendem Nachtheil anzubieten Gefahr laufen.

Der Wechselfall ist fürchterlich. Steigen die Kornpreise nicht, so ist der Ackerbau, und mit ihm eine große Zahl von Eigenthümern, zu Grunde gerichtet; steigen sie, so sind es der Handel und die Manufakturen.

Indem die Kammern des Parliaments einen Preis festsetzen, unter welchem kein Korn eingeführt werden darf, und diesen Preis auf 80 Shilling bestimmen, wählen sie einen Mittelweg, welcher Niemand befriedigt.

Allein ich denke, daß, wenn das Parliament, ohne dem Landmann wehe zu thun, das Mittel gefunden hätte, den Kornpreis auf 65 Shilling herabzusetzen, man immer noch nicht aus aller Verlegenheit seyn würde. Korn bildet auf den brittischen Inseln nur einen Theil der Nahrungsstoffe für die arbeitende Classe; und Kartoffeln, Fleisch, Fische, machen einen sehr beträchtlichen Theil ihrer Nahrung aus. Man rechnet, daß jede Person im Durchschnitt nicht über einen Quarter Korn das Jahr

hindurch verzehrt *). Nun aber würde der Quarter, um 15 Shilling oder 18 Franken wohlfeiler, dem Arbeitsmann täglich nur einen französischen Sol ersparen.

Der Einfluß auf den Arbeitslohn, welcher, an und für sich, nur einen Theil der Produktions-Kosten ausmacht, würde sehr schwach seyn **); 15 Shilling mehr oder weniger auf den Getreidepreis, würden also nur sehr unmerklich auf den Preis der Produkte und den Verkauf im Auslande zurückwirken.

Es ist nicht der Preis eines einzelnen Lebensmittels, mag dies selbst das Korn seyn, was eine große Wirkung auf den Preis der Produktionen hervorbringt; es ist vielmehr der Preis von Allem. Der Preis von Allem aber wird übertrieben nach Maßgabe der öffentlichen Lasten, welche, unter tausend verschiedenen Gestalten, den Producenten erreichen, und sich mit allen seinen Ausgaben in Verbindung setzen. Die directen Steuern, sogar die Sitten des Landes, legen uns nicht selten Verbindlichkeiten und Lasten auf, denen wir uns

---

*) S. William Jakobs Betrachtungen über den brittischen Ackerbau, Seite 18.

**) Man wird vielleicht sagen, daß, da jeder Arbeitsmann seine Familie zu ernähren hat, er die Ausgabe für seine Kornkonsumtion nach der Zahl der Individuen vermehren müsse, aus welchen jene besteht; allein, weil, in der Regel, Frau und Kinder eben sowohl arbeiten, wie der Vater: so ist bei der Voraussetzung eines ersparten Sols für den Kopf des Arbeitsmannes Rücksicht genommen auf die Ausgabe für die Nahrung der Frau und der Kinder.

eben so wenig entziehen können, wie den wirklichen Steuern *).

Was die Frage betrifft, welche die Banknoten darbieten: so ist sie zwar theoretisch schwer zu beantworten, in der Praxis aber schließt sie weniger Schwierigkeiten in sich. Um sie gehörig zu verstehen, muß man die Grundlage des gegenwärtigen Münz-Systems von Großbritannien kennen: und dies System ist sehr merkwürdig.

---

*) Man könnte auf den ersten Anblick in die Versuchung gerathen, zu glauben, daß die Theurung da wegfalle, wo alles theuer ist, d. h. daß man sich durch den hohen Preis dessen, was man verkauft, entschädige. Dem ist aber nicht also. Man kauft mit dem Einkommen, das man hat; und dieses Einkommen ist das Produkt entweder der Ländereien, die man pachtet, oder der Kapitalien, die man unterbringt, oder der Betriebsamkeit, die man anwendet. Nun aber vermehren sich die Produkte, welche aus allen diesen Quellen der Produktion hervorgehen, nicht in Verhältniß des hohen Preises der Produkte, die sich daraus ergeben. Wenn die Produkte sich noch einmal so theuer verkaufen: so verdoppelt sich deswegen nicht die Verpachtung des Ackers, die dazu mitwirkt. Eine Manufaktur, deren Waaren den doppelten Preis erhalten, giebt Denen, welche ihr Geld darauf angelegt haben, nicht statt der verabreden 5 Procent, deren 10; eben so wenig verdoppelt sie den Lohn derer, die darin arbeiten: sie könnten ihr Unternehmen dabei nicht durchführen, und der Unternehmer selbst gewinnt weniger, wenn seine Produkte theurer sind. Jeder von Denen, welche an einer Unternehmung Theil haben, sieht sich also genöthigt, mit Einkünften, die sich nicht vermehren, Produkte zu kaufen, deren Preis sich verdoppelt hat. Im Ganzen genommen sind alle Produkte, alle Gegenstände des Verzehrs, in Großbritannien noch einmal so theuer, als in Frankreich, wenn man den Durchschnitt macht. Einige verkaufen sich um den dreifachen Preis. Dagegen giebt es einige, welche nicht ganz den doppelten gelten.

Die englische Bank ist eine besondere Gesellschaft von Kapitalisten, welche Wechsel escomptirt, und, vermöge einer Retribution, sich mit mehreren Zweigen des Staatsdienstes befaßt, z. B. mit der Bezahlung der auf den Staat angewiesenen Renten. Sie hat der Regierung nach und nach nicht bloß eine Summe vorgestreckt, welche dem Kapitalsvermögen der Actionäre gleich kommt, sondern auch Summen in Banknoten, welche sie zu diesem Gebrauch angefertigt hat, und welche folglich kein anderes Unterpfand hatten, als die Obligationen, die sie dafür von der Regierung erhielt: Obligationen, welche zwar Interessen tragen, deren Fonds aber nicht eingefordert werden kann, und die eben deswegen nur zur Deckung der Banknoten dienen, deren Emission sie befördert haben *).

Um diesen Preis hat die englische Bank die Fortdauer ihres Privilegiums erkauft, hierin minder weise, als die Bank von Frankreich. Diese hat zwar der Regierung geliehen, was dieselbe ihr, vermöge eines Mißbrauchs, von ihren Kapitalien abgefordert hat; allein diese Kapitalien waren das Eigenthum ihrer Actionäre, welche nach Belieben darüber verfügen konnten, und ihre Weisheit bestand darin, daß sie keine Noten machte, um sie auszuleihen. Was ist nun in Beziehung auf die englische Bank geschehen? Dies, daß die von ihr der Regierung geliehenen, und von der Regierung an deren Gläubiger abgetretenen Noten, mehr oder minder schnell, und besonders in Augenblicken des Mißkredits präsen-

*) Siehe Ricardo, on the high price of Bullion, pag. 64.

tirt worden sind, um dafür baares Geld zu erhalten, und daß die Bank, weil sie keine reellen Werthe *) im Augenblick der Noten-Emission erhalten hatte, nicht zahlungsfähig war.

Von diesem Augenblick an wurde eins von beiden nothwendig: entweder die Regierung mußte der Bank zahlen, damit sie ihre Noten decken konnte, oder sie mußte dieselbe berechtigen, nicht zu zahlen. Der letztere Entschluß wurde im Jahr 1807 gefaßt. Die Einstellung der baaren Zahlungen von Seiten der Bank, damals bewilligt, ist seitdem öfter wiederholt worden; auch noch ganz neuerlich. Hierdurch haben die Banknoten den Charakter einer wahren National-Münze angenommen: denn man hat von Privatpersonen nicht fordern können, was diese von der Bank nicht erlangen konnten. Schulden, Handelseffecten, sind nur in Banknoten bezahlt worden; und wenn man einen Wechsel auf England kauft: so weiß man zum voraus, daß Banknoten die einzige Münze sind, worin er bezahlt wird.

Entstanden ist daraus, was aus solchen Maßregeln immer entsteht. Die Summe der Papier- oder Geldmünzen, welche in Beziehung auf die Summe der übrigen in Umlauf befindlichen Werthe zu stark gewor-

---

*) Gute Wechselbriefe, welche einen Theil des Vermögens Derer darstellen, welche sie unterzeichnet haben, sind reelle Werthe. Mit solchen Wechselbriefen, zahlbar in nicht allzustarken Zwischenzeiten, zieht eine gut geleitete Bank, wenn sie will, ihre gesammten Noten zurück, weil solche Wechselbriefe bald mit Banknoten, bald mit baarem Gelde bezahlt werden.

den ist, und nicht mehr durch die Bezahlung der Noten (welche nicht mehr Statt fand) vermindert werden konnte, hat von ihrem Werthe, in Vergleichung mit dem Werthe aller übrigen Dinge, und folglich auch in Vergleichung mit Gold in Barren, verloren *). Von diesem Augenblick an hat das gemünzte Gold, welches mit den Banknoten zugleich in Umlauf war, bei der allgemeinen Herabsetzung der Münze leidend **), durch eine Verwandlung in Barren gewonnen, und die Guineen

---

*) Wer sich in den Stand setzen will, alle die Erscheinungen zu fassen und zu erklären, die sich in Hinsicht des Geldes darbieten können, muß die Metall- oder Papiermünze als eine von Gold- und Silberbarren durchaus verschiedene Waare betrachten. Die eine dieser Waaren ist fähig, sich in die andere zu verwandeln; allein so lange die Münze im Stande ist, die Verrichtungen der Münze zu erfüllen, ist sie eine andere Waare, als Gold- und Silberbarren. Und dies ist der Grund, weshalb ihr gegenseitiger Werth so vielen Veränderungen unterworfen ist.

**) Das Wort Herabsetzung spricht keinen Mißkredit, sondern nur einen verminderten Preis aus. Papiergeld, gerade wie Zucker, gerade wie Stoffe aller Art, fällt oder steigt im Preise, je nach der Menge, die man davon anbietet, und derjenigen Menge, welche das Bedürfniß darnach erheischt: ganz unabhängig von der Meinung, die man über die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit seiner endlichen Einlösung mit klingender Münze haben kann. Die Metall-Münzen selbst verändern ihren Werth in Vergleich mit dem Werthe anderer Dinge; allein ihre Veränderungen sind minder plötzlich, weil man nicht eben so große Massen von ihnen zugleich in Umlauf setzen kann. In einer früheren Note ist bewiesen worden, daß das Metallgeld selbst in England herabgesetzt war, wiewohl man gewiß nicht aufhören konnte, Vertrauen in die Geldmünze zu setzen.

sind verschwunden *). Die Bankdirectoren haben diese Herabsetzung vermehrt, indem sie sich nie geweigert haben, die von guten Handelshäusern unterzeichneten Wechsel zu acceptiren; ein Verfahren, welches die Spekulationen einiger Partikuliers über die wirklichen Kapitalien hinausgetrieben hat, versteht sich, auf Kosten eines erdichteten Kapitals (der Banknoten), dessen wirklicher und verkäuflicher Werth in Verhältniß seiner Nominal-Vermehrung abnahm **).

Gegenwärtig, wo Gold und Silber, nach der oben erklärten Ursache, aus dem Umlaufe verschwunden sind, und wo, um die Verrichtung der Münze zu erfüllen, nur eine von der Regierung geschlagene, eine einzige Natio-

---

*) Die Menge von Guineen, welche, als Münze, aus der Circulation trat, und, es sey nun vor oder nach der Umschmelzung, als Barren in den Umlauf aufgenommen wurde, hat in England den Werth der Goldbarre, in Beziehung auf alle andere Waaren, herabsetzen müssen, nur nicht in Beziehung auf die Papiermünze (die Banknoten), welche noch tiefer gefallen war. Daher die großen Summen, welche eine Zeit lang (im Jahre 1810 und 1811) dadurch gewonnen worden sind, daß man Guineen aus England zog, und dafür Wechselbriefe auf London gab. Schleichhändler führten die Guineen mit Lebensgefahr aus, und man bezahlte ihnen dies Risiko. Sie waren es aber nicht, welche diese Spekulationen machten.

**) Man sehe in dieser Hinsicht die Grundsätze der Bankdirectoren in dem gerichtlichen Befragen, welches sie sich den 13 März 1810 vor einem Ausschusse der Kammer der Gemeinen gefallen lassen mußten; zugleich die wahren, auf die Natur der Dinge gegründeten Grundsätze, welche Herr David Ricardo in seiner vortrefflichen Schrift über den hohen Preis des Goldes und Silbers entwickelt hat.

nal-Münze, übrig geblieben ist *), gegenwärtig ist die einzige Münze, von welcher man Gebrauch machen kann, zusammengesetzt aus den Verbindlichkeiten einer besonderen Gesellschaft, die englische Bank genannt; und diese Verbindlichkeiten schließen ein Versprechen in sich, welches nie erfüllt wird, nämlich mit metallischen Pfd. Sterl. nach dem von den Gesetzen bestimmten Schrot und Korn zu bezahlen.

Es giebt keine Banknoten, die auf weniger als Ein Pfund Sterling lauten; und da man gleichwohl einer kleineren Münze für den geringeren Verkehr bedarf, jede rechtliche Münze aber, welche die Regierung etwa schlagen ließe, sogleich eingeschmolzen werden würde: so ist die Bank berechtigt, Theile ihrer Noten in Silberstücken in Umlauf zu setzen, welche an und für sich nur Medaillen sind, und nur $\frac{3}{4}$ des Metallwerths enthalten, welchen rechtliche Stücke unter derselben Benennung haben würden. Beim Einschmelzen derselben

*) Es giebt im Umlaufe alte Silberschillinge, welche unter der Regierung Wilhelms des Dritten geprägt worden sind; allein sie sind so abgenutzt, daß von dem Gepräge keine Spur übrig geblieben ist, und daß sie nicht $\frac{3}{4}$ des Metallwerths haben, den sie haben sollten. Wollte man sie also ankaufen und mit Banknoten bezahlen, um sie einzuschmelzen: so würde man mit eben diesen Banknoten wohlfeiler Silberbarren kaufen. Bei diesem Einschmelzen würde also kein Gewinn seyn. Eben so verhält es sich mit den Kupferdreiern; sie werden nicht eingeschmolzen, weil sie, obgleich alle Münze herabgesetzt ist, als Münze noch immer mehr werth sind, wie sie als Barren seyn würden. Sollte aber die Münze noch tiefer herabgesetzt werden: so würde es vortheilhaft seyn, dies alles einzuschmelzen, und das würde sehr bald geschehen seyn.

würde man nur in sofern gewinnen, als die Banknoten, womit man sie kaufen könnte, unter $\frac{3}{4}$ ihres Nominalwerths herabsänken; denn alsdann würde man mit einem Werthe, der geringer wäre, als die $\frac{3}{4}$ eines metallischen Pfd. Sterl., eine Barre erhalten, welche gleich käme den $\frac{3}{4}$ des Pfd. Sterling.

Bei diesem Stande der Dinge würde der Münzpallast von London — der einzige in England — gar nichts zu thun haben, wenn er nicht, für die Rechnung der englischen Bank, jene metallischen Abschnitzel der Banknoten arbeitete, von welchen so eben die Rede gewesen ist.

In jeder Grafschaft, und selbst in jeder Stadt giebt es Provinzial-Banken, welche Noten und metallische Abschnitzel ihrer Noten in Umlauf setzen; da sie aber nicht, wie die Bank von England, das Recht haben, eine geforderte Zahlung zu verweigern: so helfen sie sich mit englischen Banknoten, die man, nachdem sie einmal National-Münze geworden sind, nicht zurückweisen darf.

Die Total-Summe der englischen Banknoten beläuft sich auf ungefähr 31 Millionen Pfd. Sterl.; und man rechnet, daß die Summe der Noten aller Provinzial-Banken jener gleich komme. Die Total-Summe der Münze auf den brittischen Inseln beträgt also 62 Millionen Pfd. Sterl., welche, nach dem Stande des Wechsels, einen Werth von beinahe 1 Milliard 200 Millionen französisches Geld (Franken) ausmachen.

Bis auf die metallischen Abschnitzel, über deren Betrag es mir an Datis fehlt, die aber nur einen sehr kleinen Theil dieses Totals ausmachen, hat dieser Werth

keinen inneren Gehalt, d. h. keinen Werth als Materie. Allein sein Werth, als Münze, ist sehr reell, und könnte nur durch einen reellen Werth, der ihm gleich käme, ersetzt werden.

Der Werth dieses Papiergeldes, verglichen mit dem Werthe anderer Waaren, leidet keine wesentlichen Veränderungen; und dies beweiset, daß die englische Bank die Summe ihrer Noten, in Beziehung auf die Bedürfnisse des Umlaufs, in demselben Verhältnisse erhält. Wenn sie die Summe ihrer Noten verminderte, welches sie leicht thun könnte, wofern sie einen Theil ihrer Effecten aus ihrem Portefeuille fallen ließe, und keine andern an deren Stelle setzte: so würde sie ihre Noten wahrscheinlich al pari bringen, d. h. man würde mit einer Note von ein Pfd. Sterl. eben so viel in Gold und Silber nach dem Schrot und Korn der Gesetze kaufen können.

Ich sage: die Noten würden bald al pari stehen. Nämlich vermöge des Bedürfnisses, welches man, in einem zusammengesetzten Gesellschaftszustande und bei einer großen Fülle von Geschäften, nach derjenigen Waare hat, welche Münze genannt wird, welches auch ihre Form und ihre Materie sey.

Die Frage von Mißkredit bleibt hier ganz aus dem Spiele, weil das Bedürfniß nach der Münze bei weitem den Ausschlag giebt über die schlechte Meinung, die man von den Banknoten fassen könnte. In Wahrheit, was kann selbst der allermißtrauischste Mensch im gesellschaftlichen Verkehr da ausrichten, wo es keine Metall-Münze giebt? Er kann die Münze, in welche er kein Vertrauen

setzt, so kurze Zeit, als immer möglich, in Händen behalten. Dies thut denn auch ein Jeder; thut man es doch selbst in Ansehung metallischer Münze, wenn man nicht die Interessen eines todten Kapitals verlieren will. Allein man mag es anfangen, wie man wolle, um sich sobald als möglich von den Banknoten zu befreien, die einem durch die Hände gehen; man mag es anfangen, wie man wolle, um der Bezahlung von Banknoten durch tägliche Umschläge auszuweichen *): es ist deswegen nicht minder erwiesen, daß man, im gegenwärtigen Zustande der Dinge, jene 62 Millionen Pfd. Sterl. Papiermünze nach der Höhe ihres bestehenden Werths

---

*) Nirgend hat man die Oekonomie, welche sich im Gebrauch des Geldes (es sey nun in Papier oder in Gold) anbringen läßt, weiter getrieben, als in England. D. h. es ist unmöglich, dieselbe Anzahl von Operationen, von Käufen und Verkäufen, mit weniger Einmischung des Umlaufs zu machen. Der Zweck dieser Ersparung ist, denjenigen Theil des Kapitals, der, indem er nicht arbeitet, keinen Nutzen gewährt, so wenig als möglich anzulegen. Die reichsten Häuser haben beinahe gar kein Geld in Casse; und sie hatten davon nicht mehr in jenen Zeiten, wo die Münze Gold war, als gegenwärtig, wo sie Papier ist. Das allerwirksamste Mißtrauen könnte nicht weniger zurückbehalten, als sie zurückbehalten. Die Londoner Bankiers, welche alle Zahlungen und alle Empfänge der Handelshäuser übernehmen, bei welchen also täglich eine unermeßliche Quantität von Werthen in Umlauf ist — selbst diese gebrauchen vielleicht nicht den 20sten Theil dessen, was anderwärts für so viel Empfänge und Zahlungen nöthig ist. Sie sind übereingekommen, sich täglich zu versammeln, und sich die Anweisungen mitzutheilen, die einer auf den andern hat. Diese Anweisungen balanciren sie durch debet und credit, und brauchen sich nur unbedeutende Saldos zu bezahlen.

in England nicht entbehren kann, und daß, wenn sein Nominal-Werth sich um ein Viertel verminderte (d. h. wenn man statt der 62 Millionen nur 46 oder 47 im Umlauf ließe), der verkäufliche Werth dieser 47 Millionen sich vermehren, und daß man damit eben so viel kaufen würde, wie man gegenwärtig mit 62 Millionen kauft.

Nicht also der Mißcredit, sondern die Quotität der Noten hat Einfluß auf ihren Werth. Jener, von welcher Beschaffenheit er auch seyn möge, hat nicht den allermindesten Einfluß auf den Werth: ein auf Thatsachen gestütztes Resultat, welches sehr verschieden von der allgemein verbreiteten Meinung ist, und die Idee, welche man sich von dem englischen Papiergelde macht, bestimmen helfen muß, so wie die Mittel, welche man zur Deckung desselben in Vorschlag bringt, und die Befürchtungen, welche aus dem Mangel an baaren Zahlungen entstehen können.

Fragt man mich, wann ich meine, daß die englische Bank ihre Noten baar bezahlen werde: so ist meine Antwort: „davon weiß ich nichts.“ Allein meine Antwort, vorausgesetzt sogar, daß ich im Stande wäre, eine zu geben, würde von gar keiner Wichtigkeit seyn. In der That, wenn man eine Münze gerade so behandelt, als wenn man ihr gar kein Vertrauen schenkte: was verschlägt alsdann die Materie? Das wäre ja, als ob man fragen wollte: wann wird man auf eine Silbermünze eine Goldmünze folgen lassen?

Diese Münzerscheinungen, welche ganz neu sind, werfen sehr viel Licht auf die allgemeine Theorie der Mün-

Münzen, und werden in der Folge sehr außerordentliche Thatsachen hervorbringen *).

Es giebt noch einen anderen Punkt, der zwar minder in die Umstände verflochten ist, über welchen aber, meines Bedünkens, die öffentliche Meinung nicht minder aufgeklärt werden muß. Er betrifft die Kraft, welche England, wie man sich einbildet, aus seinen Kolonieen zieht, namentlich aus Indien: diesem Lande, wo eine Gesellschaft von brittischen Kaufleuten eine Strecke Landes besitzt, welche größer ist, als die drei Königreiche, und über 40 Millionen Unterthanen herrscht.

Die Engländer können nur als Souveräne oder als Kaufleute Reichthümer aus Indien ziehen; sie können von dort her nur Tribute oder Profite nach England bringen.

Untersuchen wir die Tribute, welche sie als Souveräne von Indien beziehen.

Man findet in Colquhoun **), daß die verschiedenen Regierungen in Indien ein Brutto-Einkommen von 18,051,478 Pfd. Sterl. genießen.

Nach demselben Schriftsteller betragen die Administrations- und Landesvertheidigungs-Kosten 16,984,271

Zu diesen muß man hinzufügen die Kosten für die Unterhaltung und Wiederherstellung der

*) Siehe meine Abhandlung über polit. Oek. Buch I, Kap. 21 über die Natur und den Gebrauch der Münzen.

**) In dem Anhange des öfter angeführten Werks.

Transport		16,984,271
Etablissements jener Gesellschaft in Indien und Europa, wie auch die Kosten der Factorei in China:		355,067
Außerdem die Interessen ihrer Schuld, welche sich auf 46 Mill. Pfd. Sterl. beläuft, und ihren Grund hat in den Ausgaben und den Verlusten, welche sie zur Feststellung ihrer Souveränetät hat machen müssen		1,691,363

Total d. Ausgaben d. Gesellschaft 19,130,701 Pfd. Sterl.

Hieraus ersieht man, daß die Ausgabe die Einnahme um 979,223 Pfd. Sterl. (mehr als 23 Millionen Franken) übersteigen. Das wäre also eine mehr lästige, als nützliche Souveränetät.

Als Handels-Gesellschaft macht sie, so viel wir wissen, einen Gewinn, der im Durchschnitt von vier Jahren (1807 bis 1810) abgeworfen hat 1,728,958 Pfd. Sterl.

Hiervon hat man vorwegnehmen müssen den Ueberschuß der Ausgabe über die Einnahme als Souverän	979,223	
Und die Annuitäten, welche sie von der englischen Bank hat, und welche nicht die Frucht eines Handels-Profits sind	36,226	1,015,449
Bleibt reiner Profit . . .		713,509 Pf. Sterl.

Man muß gestehen, daß diese Vortheile für eine Gesellschaft, welche 6 Millionen Pfd. Sterl. Kapital und 46 Millionen Schulden hat, nicht sehr beträchtlich sind. Und doch scheinen sie noch übertrieben zu seyn; die Angabe ist nämlich nach vier Jahren gemacht, welche wahrscheinlich besser waren, als andere. Mehrere achtungswerthe Schriftsteller versichern, daß die Actionäre der ostindischen Gesellschaft als Kaufleute weniger gewinnen, als sie, als Souveräne, verlieren; und dies Resultat scheint bestätigt durch die Anleihen, zu welchen die Gesellschaft öfters ihre Zuflucht genommen hat, damit ihre Actionäre nicht der Dividende beraubt werden möchten.

Bei dem allen versichern die Anhänger der ostindischen Gesellschaft, daß sie, auch bei Verlusten, sehr nützlich für England sey. Sie sagen nämlich, daß ein großer Theil des in Indien gemachten Aufwandes zum Vortheil der Civil- und Militär-Beamten gereiche, welche daselbst besoldet werden. Man kann dies eingestehen; aber diese Gehalte werden größtentheils in Indien gewonnen, und indem sie daselbst auch verzehrt werden, fügen sie der Macht der Britten in Europa nichts hinzu *).

*) Die indische Armee ist 140,000 Mann stark, und wird von 3000 englischen Officieren befehligt. Die brittische Armee in Indien, welche von der Gesellschaft besoldet wird, ist, mit Inbegriff der Officiere, 17000 Mann stark. Außerdem besoldet die Gesellschaft 25000 Matrosen. Als Richter, Administratoren, Kirchenbeamte, Commis gebraucht sie in Indien 1656 Engländer und 12000 Eingeborne.

Sie behaupten ferner, daß die englischen Waaren, welchen dieser Handel einen Absatz verschafft, in England Segen verbreiten. Auch damit kann man einverstanden seyn; allein wenn die Kapitale und die Gewerbthätigkeit der Engländer sich nicht auf die Versorgung von Ostindien richteten: so würden sie sich auf andere Gegenstände richten. Und wer würde die Engländer verhindern, mit Indien zu verkehren und dahin denselben Absatz zu machen, wenn sie auch nicht die Herren dieses Landes wären? Die Souveränetät macht nicht, daß ein Volk kaufe, was es zu bezahlen nicht im Stande ist, oder was seinen Sitten nicht entspricht. Bietet man ihm aber das Entsprechende an: so kauft es, ohne unterjocht zu seyn.

Auch muß man die Waaren, welche England in Ostindien absetzt, nicht in einen allzu hohen Anschlag bringen; denn es ist bekannt, daß die Länder des Orients mehr das europäische Geld, als die europäische Waare schätzen. Ich finde, daß, in dem Zeitraum von sechs Jahren (von 1803 bis 1808), die Summe aller Ausfuhr von England nach Ostindien, sich auf den Total-Werth von 16,306,825 Pfd. Sterl. belaufen hat, worunter 6,286,344 Pfd. Sterl. in baarem Gelde. Es bleiben also für die Ausfuhr in Waaren übrig 10,020,481 Pfd. Sterl., und diese auf zehn Jahre vertheilt, geben 1,670,080 Pfd. Sterl. in Waaren.

Das Privilegium der ostindischen Gesellschaft, welches, unter gewissen Bedingungen, die Fähigkeit, Souveränetäts-Rechte in den von ihr eroberten oder durch Friedensschlüsse erworbenen Ländern auszuüben, und die in

gewissen Hinsichten ausschließende Fähigkeit, den Handel des Orients zu treiben, in sich begreift — dies Privilegium, sag' ich, ist mehrere Male erneuert worden; und wie die Nationen, je nachdem sie einsichtsvoller werden, die Vortheile liberaler Grundsätze immer besser kennen lernen: so ist auch das Schicksal der ostindischen Unterthanen bei jeder Erneuerung des Privilegiums verbessert und dem Handel eine größere Freiheit bewilligt worden *).

Mit geringem Unterschiede verhält es sich mit den übrigen Kolonieen Englands, wie mit Indien. Der Unterschied besteht darin, daß die Regierung, welche in jenen die Souveränetät ausübt, aber keinen Handel treibt, nicht durch die Gewinne des Verkehrs für die Verluste entschädigt wird, welche diese Kolonieen ihr als

---

*) Die letzte Erneuerung hat den 1 April 1814 Statt gefunden. In Folge derselben behält die Gesellschaft nur den ausschließenden Handel mit China und den Handel mit Thee, woher er auch kommen möge; den Handel der Länder, welche jenseit des Caps der guten Hoffnung liegen, treibt sie gemeinschaftlich mit allen Unterthanen des brittischen Reichs. Indeß sind die Fahrzeuge von Partikuliers verpflichtet, sich mit einem Erlaubnißschein der Gesellschaft zu versehen und sich einigen anderen Formalitäten zu unterwerfen. In schwierigen Fällen entscheidet die Commission of Controul. Die Directoren der Compagnie sind dieser Commission unterworfen, welche die Regierung in Beziehung auf die ganze Civil- und Militär-Administration Ostindiens geschaffen hat. Die Gesellschaft bezahlt die Land- und Seemacht, und ernennt die öffentlichen Beamten mit der Genehmigung der Commission, welche über die Anwendung des öffentlichen Einkommens und selbst über die Anwendung der Handelsgewinne wacht.

dem Souverän verursachen *). Das alte Kolonial-System wird im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts gänzlich zusammenfallen. Man wird nämlich dem tollen Verlangen entsagen, Länder verwalten zu wollen, welche 2, 3, ja 6000 Lieues vom Mutterlande entfernt liegen; und wenn sie einmal unabhängig seyn werden, wird man mit ihnen einen gewinnreichen Handel treiben, und die Kosten aller der Militär- und See-Etablissements ersparen, welche große Aehnlichkeit mit jenen kostbaren Strebepfeilern haben, durch welche man ein zusammenstürzendes Gebäude halten möchte.

Dies ist, wenigstens unter den Hauptgesichtspunkten, die Lage, in welche die Begebenheiten unserer Epoche Großbritannien gebracht haben. Ich glaube die Schwierigkeiten dieser Lage weder übertrieben, noch vermindert zu haben; denn ich fühle mich frei von allem Vorurtheil. Meine Wünsche gehen auf das Wohlseyn Englands, wie auf die Wohlfahrt Frankreichs und jedes anderen Landes. Nur gemeine Seelen bilden sich ein, die Wohlfahrt des einen sey unverträglich mit der des andern; sie sind sich vielmehr gegenseitig vortheilhaft. Ich habe merkwürdige Thatsachen und große Erfahrungen im Felde politischer Oekonomie aufzeichnen wollen, weil diese Erfahrungen selten sind und theuer zu stehen kommen. In guten Köpfen werden sie vielleicht nützliche Betrachtun-

*) Als Beispiel von den Verlusten, welche Kolonieen nach sich ziehen, kann man die Regierungskosten der Insel St. Helena anführen, welche für Civil- und Militär-Agenten und für die Unterhaltung der Ansiedelungen jährlich 84000 Pfd. Sterling kostet, und 1200 Pfd. Sterl. einbringt.

gen wecken. Für den großen Haufen folgen die Begebenheiten auf einander; für den denkenden Kopf stehen sie in einem ursachlichen Zusammenhange. Bisweilen ist es ihm sogar erlaubt, unter den Gliedern der Kette das eine oder das andere zu unterscheiden, welches die Gegenwart mit der Zukunft verbindet. Alsdann erkennt er die Zukunft, so weit sie sich erkennen läßt, seitdem die Pythonissen und die Astrologen aus der Mode gekommen sind.

Nachschrift des Herausgebers.

Wir haben den Aufsatz eines im Fache der Staatshaushaltung nicht unberühmten Schriftstellers über England und die Engländer so mitgetheilt, wie wir ihn im Original angetroffen haben. Nicht daß es in demselben an Stoff zu mancherlei Berichtigungen gefehlt hätte; aber wir haben den Text nicht durch noch mehr Anmerkungen unterbrechen wollen, als er es bereits war. In einem der nächsten Hefte werden wir nachholen, was in dieser Hinsicht zur Belehrung des Publikums dienen möchte. Besonders aber setzen wir uns vor, Eine Seite zu beleuchten, welche Herr Say, wie so viele Schriftsteller seines Fachs von Adam Smith an, zu erörtern unterlassen hat, nämlich den Zusammenhang der brittischen Staatshaushaltung mit der brittischen Verfassung. Hierdurch hoffen wir ein ganz neues Licht in die Welt zu bringen, welche uns Herr Say aufgeschlos-

sen hat, und ihm selbst mehrere Erscheinungen klar zu machen, welche, isolirt betrachtet, ewig räthselhaft bleiben müssen. Es ist sehr an der Zeit, die Grundsätze der Staatshaushaltung zu erörtern; soll dies aber mit Erfolg geschehen: so darf man die Staatshaushaltung nicht wie eine Wissenschaft betrachten, welche durch sich selbst steht und fällt, wohl aber als einen Theil der Politik, dies Wort in dem Sinne genommen, worin es die Alten nahmen, nämlich der Kunst, Staaten zu gründen und zu regieren. Die Art und Weise, wie gegenwärtig das Geld in allen Staaten von Europa behandelt wird, läßt uns nicht auf eine glückliche Zukunft schließen; und doch ist es gewiß nicht unmöglich, über das Wesen des Geldes ins Reine zu kommen, wenn man sich die Mühe geben will, auf das Wesen des Menschen und der Gesellschaft zurückzugehen, als welches zuletzt das Wesen des Geldes, es sey nun Metall- oder Papiergeld, einzig und allein bestimmt.

Der Traum des Lebens.

Napoleon Buonaparte's Leben, als eine Reihe von Abenteuern aufgefaßt und dargestellt, würde Stoff zu einer von der anziehendsten Erzählungen abgeben, welche je die Einbildungskraft der Leser beschäftigt haben. Man verbinde in Gedanken die beiden Endpunkte, von welchen der eine durch seine Geburt auf der Insel Corsika, der andere durch seine Abreise nach St. Helena bezeichnet ist, fülle, was dazwischen liegt, gehörig aus, und lege sich dann die Frage vor: ob die in dem Amadis von Gallien enthaltenen Abenteuer an diejenigen reichen, welche Napoleon Buonaparte's Leben in sich schließt?

Zur Ergötzung des Lesers, und um ihn gleichsam einen Roman lesen zu machen, der nicht geschrieben ist, wollen wir hier die Ueberschriften zu den Haupt-Kapiteln hersetzen, welche die Lebensbeschreibung Napoleon Buonaparte's ausmachen würden.

Napoleon, zu Ajaccio geboren, stammt, seinem Vater nach, von den Mainotten *), seiner Mutter nach, von den Schweizern ab. Bald nach seiner Geburt wird Corsika zu Frankreich geschlagen; und so geschieht es,

*) Die Sache ist freilich nicht streng erwiesen, aber dafür desto wahrscheinlicher. In der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts (1676) ergriffen 4000 Mainotten (Bewohner der Westseite von Lakonika), von den Türken verfolgt, auf sechs großen Schiffen, die Flucht. Einige von diesen Schiffen gingen unter, ehe sie die Höhe von Corfu erreicht hatten; die übrigen, nachdem sie auf dem mittelländischen Meere ein Spiel der Wellen gewesen waren, langten zuletzt bei Corsika an, welches in diesen Zeiten durch Kriege sehr entvölkert war, und fanden eine Aufnahme, die sie zur Anlegung der Kolonie von Paomia bewog. Zu dieser Kolonie nun sollen auch Buonaparte's Vorfahren, unter der Benennung von Kallimeren, gehört haben, wovon Buonaparte die wörtliche Uebersetzung ist. Sey dem, wie ihm wolle: diese Abstammung wird dadurch interessant, weil das Geschlecht der Mainotten nie Achtung für Eigenthum und Recht hatte.

daß der Sohn eines Advokaten nicht die Profession seines Vaters lernt, sondern in Frankreich eine militärische Erziehung erhält. Er erreicht das männliche Alter um die Zeit, wo die französische Revolution zum Ausbruch kommt, nimmt lebhaften Antheil an dem Für und Wider der öffentlichen Meinung, und entscheidet sich mit jugendlicher Lebhaftigkeit für die Gegner des unumschränkten Königthums. Verdrießliche Händel führen ihn nach Corsika; da aber diese Insel bald darauf von den Engländern erobert wird, so schifft er sich mit seiner ganzen Familie nach Frankreich ein. Er lebt in Dürftigkeit und Elend, bis er eine Anstellung in der Armee findet, welche die Bestimmung hat, das von den Engländern in Besitz genommene Toulon wieder zu erobern. Hier zeichnet er sich zuerst aus durch die Wirkung, welche er als Befehlshaber einer Batterie hervorbringt. Man befördert ihn unmittelbar nach der Vertreibung der Engländer zum Brigade-General bei der italiänischen Armee, wo er nichts leistet. Unterdeß verändert sich das politische System Frankreichs durch den Fall des Terrorismus, und als wirklicher oder scheinbarer Anhänger desselben wird Napoleon verhaftet. Kaum haben seine Freunde ihn befreit, als ihm der Auftrag wird, sich der Convents-Regierung gegen die rebellischen Abtheilungen von Paris anzunehmen: ein Auftrag, welchen er mit so viel Entschlossenheit durchführt, daß er, von Stund' an, der Henker von Paris genannt wird. Er vermählt sich hierauf mit Josephine Tascher, und wird in einem Alter von 26 Jahren zum Oberbefehlshaber der italiänischen Armee ernannt. In einem Zeitraum von nicht zwei Jahren erobert er die ganze italiänische Halbinsel, wird Staaten-Gründer, schließt den ersten Frieden mit Oesterreich, und kehrt darauf nach Frankreich zurück. Den Neid zu versöhnen, der Mißgunst zu begegnen, entwirft er einen Plan zur Eroberung Ostindiens, und, von der Französi-

schen Regierung unterstützt, geht er ans Werk. Er nimmt Malta, landet in Aegypten, erobert Alexandrien und Cairo, marschirt nach Syrien, scheitert an der Belagerung von St. Jean d'Acre, und muß mit einem geschwächten Heere nach Aegypten zurück. Unfähig, sich in diesem Lande zu halten, verläßt er die Ueberreste seines Heeres, geht nach Frankreich zurück, benutzt den Mißkredit, worin die Regierung steht, zum Sturz derselben, und macht sich, unter dem Titel eines ersten Consuls, zum französischen Staatschef. Da man den von ihm angebotenen Frieden nicht annehmen will: so erobert er das, während seiner Abwesenheit in Aegypten, verlorne Italien wieder, siegt in Deutschland durch einen untergeordneten Feldherrn, und schließt den Frieden von Lüneville, welchem bald darauf der von Amiens folget. Ein Concordat, mit dem Pabste abgeschlossen, und die Stiftung der Ehrenlegion, vermehren sein Ansehn so schnell und in einem so hohen Grade, daß er zum Consul auf Lebenszeit ernannt wird, und sich selbst zum Präsidenten der italiänischen Republik ernennen darf. Die Folge davon ist, in Verbindung mit vielen anderen Anmaßungen, der Bruch des Tractats von Amiens. Die Leidenschaft des Zorns verstärkt seinen Ehrgeiz: er verwandelt das lebenslängliche Consulat in eine erbliche Kaiserwürde, wird in derselben von mehreren europäischen Mächten anerkannt, und faßt, durch den Widerspruch der übrigen gereizt, den Entschluß, sich zu einem occidentalischen Kaiser zu erheben. Ein neuer Krieg endigt sich so sehr zu seinem Vortheil, daß er durch die Schöpfung von zwei Königen im Stande ist, die ganze Verfassung der Deutschen über den Haufen zu werfen. Hieraus entsteht ein zweiter Krieg, der, indem er sich nicht minder vortheilhaft für ihn endigt, ihn zum Herrn von ganz Deutschland macht und in seinen ehrgeizigen Entwürfen bestärkt. Er, der sich bisher damit begnügt hat, den Königstitel zu geben, wird

zum Schiedsrichter über Dynastieen, und gründet neue Königreiche, die er mit seinen Brüdern besetzt. Vermöge eines von ihm selbst ersonnenen Föderativ-Systems will er der Mittelpunkt aller europäischen Politik werden. Zu diesem Endzweck soll ganz Italien und die ganze pyrenäische Halbinsel seinem Zepter unterworfen seyn. Der Pabst wird abgesetzt, die spanischen Bourbons müssen sich eine Wanderung nach Frankreich gefallen lassen, und ein neuer Krieg bricht aus, der, Anfangs glücklich geführt, durch den Dazwischentritt anderer Mächte, sehr bald eine bedenkliche Wendung nimmt. Noch fehlt es nicht an Glücksfällen: besonders ist der Krieg, welcher im Jahre 1809 in Deutschland geführt wird, von dem ungemeinsten Erfolge, sofern er sich mit einer Vermählung endigt, die den Charakter Napoleons zu verändern verspricht. Der Sohn des Corsikanischen Advokaten ist nun Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des rheinischen Bundes, Vermittler der Schweiz, Gemahl einer Kaisertochter, Haupt einer Familie, deren einzelne Zweige im Besitz der Königreiche Spanien, Neapel, Holland und Westphalen sind, gefürchtet von allen Bundes-Fürsten, unumschränkter Gebieter von Europa, dessen Kräfte er als ihm gehörig berechnet. Sein Ansehn reicht so weit, daß ein nordisches Reich seine Dynastie durch einen seiner entfernteren Verwandten ergänzt. Schon fängt er an mit seinem eigenen Glück zu spielen: einer von seinen Brüdern, dem er den Holländischen Thron bewilligt hat, muß denselben räumen. Neue Einverleibungen in das französische Reich folgen darauf, um Deutschland gänzlich zu unterjochen. Die ganze Welt, welche die europäische genannt wird, soll in ihren Bedürfnissen von ihm abhängig seyn, weil er hierin das einzige Mittel findet, England nach seinem Willen zu beugen. Hieraus entwickelt sich ein allgemeiner Unwille; und da Rußland sich seinen Anordnungen entzieht: so

ist er genöthigt, dies Reich zu eben der Zeit, wo seine Armeen in Spanien eine Niederlage nach der anderen leiden, mit Krieg zu überziehen. Der neue Feldzug, der mit ungeheuren Kräften begonnen wird, endigt sich, nach der Zerstörung Moskau's, mit einer gänzlichen Vernichtung des Heeres. Doch rettet sich N. selbst, und findet in Frankreich, Italien und Deutschland Mittel, der gegen ihn entstandenen Opposition Trotz zu bieten. In wiederholten Schlachten wird sein Schicksal entschieden, dem er, nach der Niederlage bei Leipzig, nicht länger gewachsen ist. Der Abfall von ihm vermehrt sich mit jedem Tage. Jetzt ist es Zeit, den Krieg nach Frankreich zu tragen. Zwei Monate hindurch schlägt man sich, bis die Eroberung von Paris die tief erschütterte Herrschaft beendigt. Gefallen sind bereits die Könige von Spanien und Westphalen. Nun fällt Napoleon selbst; doch rettet er noch den Kaisertitel, die Souveränetät von Elba und eine nicht unbedeutende Pension, die Frankreich zahlen soll. Durch die Rückkehr der alten Dynastie nach Frankreich, verändert sich die Gestalt des ganzen Europa. Die Unzufriedenheit, welche darüber in Frankreich selbst entsteht, führt Napoleon zurück. Alles weicht ihm für den Augenblick; doch nur auf kurze Zeit. Die Schlacht bei la belle Alliance zertrümmert den letzten Ueberrest Buonapartischer Herrschaft; er will nach Amerika entfliehen, fällt in die Hände der Engländer, wird ein Gegenstand der Unterhandlung, und muß sich gefallen lassen, nach St. Helena verwiesen zu werden, wo er, zwischen Brasilien und dem Lande der Kaffern, von allen seinen bisherigen Freunden und Feinden geschieden, in einem Alter von 47 Jahren einer unfreiwilligen Ruhe pflegen soll.

Noch einmal, man verbinde den Anfangspunkt mit dem Endpunkt in diesem Leben, und frage sich: ob irgend ein Roman noch reicher an großen Begebenheiten sey?

Vielleicht muß man auch fragen: ob ein solches Leben als beendigt betrachtet werden könne?

Einige Briefe des ehemaligen Königs Joseph von Spanien *).

I.

An die Königin, seine Gemahlin.

Madrid, den 23 März 1812.

Meine theure Freundin! Du wirst den beikommenden Brief an den Kaiser abgeben, wenn das Vereinigungs-Dekret Statt findet und in den Zeitungen bekannt gemacht wird. In jedem anderen Falle wirst Du meine Antwort erwarten. Tritt der Fall ein, daß mein Brief abgegeben werden muß: so wirst Du mir durch einen Eilboten die Antwort des Kaisers und die Reisepässe übermachen.

Sende mir Remi zurück, dessen ich sehr bedarf. Wenn man mir Geld schickt, warum zögert man so lange mit der Bedeckung? warum bedient man sich nicht der Stafette, um mir Tratten des öffentlichen Schatzes zu überschicken?

Ich umarme Dich, wie auch meine Kinder.

N. S. Wenn Du weißt, daß Hr. Mollien nach den 500,000 Franken, die ich für den Januar erhalten habe, keine andere Summen an mich abgeschickt hat zur Zeit, wo Du dies Schreiben erhalten wirst: so übergieb dem Kaiser meine Abdankung. Niemand ist verbunden, das Unmögliche möglich zu machen. Dies ist der Zustand meines Schatzes.

II.

An Dieselbe.

Madrid, den 23 März 1812.

Meine theure Freundin! Herr Delandes, der Dir diesen Brief einhändigen wird, kann Dir über die Lage, worin ich mich befinde, alle Auskunft geben, die Du wünschen magst. Ich selbst

*) Diese Briefe, welche, von spanischen Partheigängern aufgefangen, zuerst in der Gazette der Regentschaft von Cadiz bekannt gemacht wurden, sind aufs Neue abgedruckt in einem vor Kurzem zu Paris erschienenen höchst anziehenden Werke, betitelt: Mémoire de D. Miguel Joseph de Azanza et de D. Gonzalo O-Farril; et Exposé des faits qui justifient leur conduite politique depuis Mars 1808 jusqu'en Avril 1814. Wir werden von dieser Schrift, welche sehr wichtige Aufschlüsse über die letzte Revolution in Spanien enthält, für das nächste Heft vollständigern Gebrauch machen. Die Briefe, welche wir hier mittheilen, zeigen, wie bedrangt die Lage des ehemaligen Königs Joseph schon vor der Schlacht bei Salamanka war, und wie viel Privat-Elend sich mit der Rolle verband, welche Napoleon spielte, und seine Brüder gegen ihren Willen spielen machte. Man kann, wenn man diese Briefe gelesen hat, den ehemaligen König Joseph, der sich jetzt aufs Neue im Gedränge befindet, nicht anders, als bemitleiden.

will darüber mit Dir sprechen, damit Du den Kaiser damit bekannt machest. Er fasse, welchen Entschluß er wolle; mir ist jeder willkommen, wofern ich nur aus meiner gegenwärtigen Lage heraustrete.

Erstlich, wenn der Kaiser sich in einen Krieg gegen Rußland einläßt, und glaubt daß ich ihm hier nützlich werden kann: so bleibe ich unter der Bedingung, daß ich das General-Commando der Armee und die allgemeine Verwaltung erhalte. Kann er sich zur Annahme dieser Bedingung nicht entschließen: so verlange ich nach Frankreich zurückzukehren.

Zweitens, wenn der Krieg mit Rußland nicht Statt findet: so bleibe ich, der Kaiser mag mir das Commando geben, oder nicht, und bleibe so lange, als man nichts von mir verlangt, was zu dem Wahn führen kann, daß ich in irgend eine Zerstückelung der Monarchie einwillige, als man mir Truppen und Territorium gestattet, und als man mir das monatliche Darlehn von einer Million, das man mir versprochen hat, übermacht. Ich halte in diesem Zustande aus, so lange ich kann, weil ich meine Ehre darein setze, Spanien weder leichtsinnig zu verlassen, noch einen Augenblick länger in diesem Königreich zu verweilen, wenn man, während des Krieges mit England, Opfer von mir verlangt, die ich vor dem allgemeinen Frieden nicht darbringen kann, oder darf, und immer nur mit Rücksicht auf die Wohlfahrt Spaniens, Frankreichs und Europa's darbringen werde. Kommt mir ein Dekret zu, welches die Vereinigung des Ebro mit dem Französischen Reiche enthält: so reise ich Knall und Fall ab.

Wenn der Kaiser seine Entwürfe bis zum Frieden aufschiebt: so gewähre er mir die Mittel, während des Krieges existiren zu können. Will er, daß ich Spanien verlasse, will er Maßregeln, welche mich zur Rückkehr nach Frankreich bestimmen würden: so liegt mir alles daran, in Frankreich mit ihm in Frieden zu leben; was nur dann möglich ist, wenn er seine aufrichtige Einwilligung zu meiner Rückkehr giebt. Ich gestehe, die Vernunft gebietet mir, diesen Entschluß zu fassen, welcher der Lage dieses unglücklichen Landes, wenn ich für dasselbe nicht länger etwas thun kann, eben so sehr entspricht, als meinen häuslichen Verhältnissen, welche mir keinen männlichen Nachkommen gegeben haben. Auf diesen Fall wünsche ich von dem Kaiser, sey es im Toskanischen, sey es in Süden (von Frankreich) dreihundert Stunden von Paris, eine Besitzung zu erhalten. Ich könnte dann die eine Hälfte des Jahrs auf dieser Besitzung, die andere zu Morfontaine verleben. Die Begebenheiten und eine so widrige Lage wie die meinige — eine Lage, welche so wenig zu der Aufrichtigkeit und Gesetzlichkeit meines Charakters paßt — haben meine Gesundheit sehr geschwächt; und das Alter kommt hinzu. Nur Ehre und Pflicht können mich hier zurückhalten. Alle meine Neigungen vertreiben mich, es sey denn, daß der Kaiser sich anders ausspreche, als er bisher gethan hat.

Ich umarme Dich und meine Kinder.

III.

An den Kaiser Napoleon.

Sire! Madrid, den 23 März *) 1812.

Als ich, es wird nun bald ein Jahr seyn, Ew. Majestät um Ihre Meinung in Betreff meiner Rückkehr nach Spanien befragte, bestanden Sie darauf, daß ich dahin zurückgehen sollte; und so bin ich in Spanien.

Sie hatten die Güte, mir zu sagen, daß ich im schlimmsten Falle, und wenn die gefaßten Hoffnungen nicht in Erfüllung gingen, noch immer Zeit hätte, Spanien zu verlassen, und daß Ew. Maj. mir auf diesem Fall ein Asyl im Süden Ihres Reichs bewilligen würden, wo ich, abwechselnd mit Morfontaine, leben könnte.

Sire! die Begebenheiten haben meine Erwartungen betrogen. Ich habe das Gute, das ich stiften wollte, nicht gestiftet; ich habe keine Aussicht, Spanien jemals nützlich werden zu können. Ich ersuche also Ew. Maj., die Rechte, welche Sie, vor vier Jahren, auf die Spanische Krone an mich übertrugen, in Ihre Hände zurückgeben zu dürfen. Ich hatte bei der Annahme derselben keinen anderen Zweck, als den, das Glück dieser Monarchie zu machen; dies aber steht nicht in meiner Gewalt **).

Ich bitte Ew. Majestät, mich in die Zahl Ihrer Unterthanen aufzunehmen, und zu glauben, daß Sie niemals einen treueren Diener finden werden, als den Freund, den Ihnen die Natur gegeben hat.

Ew. Kaiserl. und Königl. Majestät

affectionirter Bruder,

Joseph.

---

*) Wir haben März statt Mai gesetzt, welches ein Druckfehler ist. Der Leser erinnert sich unstreitig, daß der König Joseph zur feierlichen Taufe des kaiserlichen Prinzen nach Paris kommen mußte. Während seines Aufenthalts daselbst scheint die Frage verhandelt zu seyn.

**) Man muß sich darüber wundern, daß das Projekt, die Länder diesseit des Ebro dem Französischen Reiche einzuverleiben, im Jahre 1812 noch nicht beseitigt war. Die Niederlagen, welche die Französische Armee im Jahre 1811 in Portugal gelitten hatte, verbünden mit den Vorstellungen, welche die Minister Josephs gegen diese Einverleibung gemacht hatten, waren also nicht im Stande gewesen, den Französischen Kaiser von einer Idee zurückzuführen, welche den Unwillen der spanischen Nation noch weit mehr erregen mußte, als er es schon war. Das Einverleiben in das französische Reich scheint damals eine fixe Idee in dem Kopfe des französischen Kaisers gewesen zu seyn. Was die Verhandlungen betrifft: welche darüber gepflogen sind: so werden wir sie, wie so manches Andere, die Geschichte Spaniens in den letzten Zeiten Betreffende, in dem nächsten Hefte mittheilen.

Druckfehler. Seite 1, Zeile 6 von unten, lies nennt, statt nannte.

Historische Untersuchungen über die Deutschen.

(Fortsetzung.)

Dem spanischen Successions-Kriege ging ein zweiter Krieg zur Seite, den man den nordischen nennt. Die Seele desselben war Carl der Zwölfte. Der Krieg brach in dem ersten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts aus, und der wahre Urheber desselben war eben der Kurfürst von Sachsen, der im Jahre 1697 zum Könige von Polen war erwählt worden. August der Zweite glaubte nämlich Carls des Zwölften Jugend benutzen zu können zu einer Wiedereroberung der Küstenländer, welche die Krone Polen nach und nach an Schweden verloren hatte. Zu diesem Endzweck schloß er Bündnisse mit Rußland und Dänemark, welche in seine Pläne um so bereitwilliger eingingen, je wahrscheinlicher ihre Vergrößerung auf Kosten Schwedens unter den gegenwärtigen Umständen war. Peter der Große, der kurz zuvor Asow am schwarzen Meere erobert und daselbst seine erste Flotte ausgerüstet hatte, wünschte sich auch die Küsten der Ostsee zu eröffnen, welche seinen Vorgängern durch Schwe-

den waren entrissen worden. Friedrich der Vierte wollte das Unrecht rächen, welches die Vorgänger Carls des Zwölften seinem Königreiche zugefügt hatten. Während also der König von Polen in Liefland einfiel, warfen sich die Dänen auf Schleswig, wo sie den Herzog von Holstein-Gottorp, Schwedens Verbündeten und Schutzverwandten, angriffen; und zu eben der Zeit belagerte der Czar an der Spitze eines Heeres von 80,000 Mann die Stadt Narva. So angegriffen, schien Carl der Zwölfte unterliegen zu müssen; und doch rettete er sich, einen längeren Zeitraum hindurch, durch die Stärke seines Charakters, vermöge welcher er jedem Schicksal Trotz bot.

Erst wendete er seine Kräfte gegen die Dänen, weil ihm die Gefahr auf dieser Seite am dringendsten zu seyn schien; und unterstützt von der Englischen und Holländischen Flotte, landete er auf der Insel Seeland, rückte schnell gegen Copenhagen vor, und zwang Friedrich den Vierten zur Unterzeichnung eines Separat-Friedens, durch welchen dieser sich anheischig machte, die Sache seiner Verbündeten aufzugeben und den Herzog von Holstein-Gottorp in den Besitz der ihm genommenen Länder wieder herzustellen. Von dieser Seite gesichert, marschirte der junge Monarch gegen den Czar von Rußland, erstürmte den 30 Nov. 1700 die Verschanzungen der Russen vor Narva, und nahm den größten Theil des russischen Heeres gefangen. Hierauf wendete er sich gegen den König von Polen, schlug ihn in drei Hauptschlachten, und nöthigte die Polen, ihn abzusetzen und den Woywoden von Posen, Stanislaus Leszinski, zum

König zu wählen. So machte sich Carl der Zwölfte, zum Erstaunen der europäischen Welt, in den ersten Jahren des nordischen Krieges, Luft. Doch war der Krieg dadurch nicht beendigt. Durch zwei neue Schlachten, von welcher die eine bei Punice in der Woywodschaft Posen, die andere bei Frauſtadt in Großpolen geliefert wurde, sah sich Stanislaus Lesczinski von den feindlichen Polen anerkannt. Carl der Zwölfte spielte den Krieg von jetzt an nach Sachsen, nahm Leipzig ein, und zwang den König August (24 Sept. 1760) zu dem Frieden von Alt-Ranstädt, worin August sein Bündniß mit dem Czar aufgab, und Stanislaus als wahren und rechtmäßigen König anerkannte. Man sieht hier die ersten Folgen der Vereinigung der kurfürstlichen Würde mit einer Königswürde, welche das Ausland ertheilt hat. Ein Kurfürst von Sachsen verbündet sich als König von Polen mit dem russischen Czar, und die nächste Wirkung dieses Bündnisses ist, daß der Deutsche Kaiser den Schweden den Durchzug durch Schlesien gegen seinen Willen gestatten muß, und daß Deutschland mit schwedischen Waffen bedeckt wird.

Durch den langen Aufenthalt des schwedischen Königs in Sachsen begünstigt, erobert Peter der Große den größten Theil von Ingermanland und Liefland, und rückt darauf in Polen ein, um die Bewohner dieses Landes zur Wahl eines neuen Königs zu zwingen. Endlich bricht Carl der Zwölfte auf, vertreibt die Russen aus Polen bis über Smolensk hinaus, verwirft alle die Friedensvorschläge, die ihm gemacht werden, und hängt nur dem Gedanken nach, den Czar nach Moskau zu treiben,

wo er ihn zu entthronen hofft. Doch mitten auf dem Marsche nach Moskau verändert er seinen Plan, wendet sich rechts nach der Ukraine, um sich mit dem Kosaken-Hetman Mazeppa, der ihm seinen Beistand versprochen hat, zu vereinigen, und giebt dadurch den General Löwenhaupt preis, der ihm aus Liefland bedeutende Verstärkungen zuführt. Dieser, von Peter dem Großen bei Ljesna in der Woywodschaft Mszislaw geschlagen, rettet nur einen kleinen Ueberrest, mit welchem er zu dem König stößt. Carl der Zwölfte unternimmt die Belagerung der Stadt Pultawa an der äußersten Gränze der Provinz, und ist noch mit derselben beschäftigt, als er, von dem russischen Czar erreicht, zum ersten Male so aufs Haupt geschlagen wird, daß er seine ganze Armee einbüßt, und sich, in der Begleitung seines Bundesgenossen Mazeppa, mit Mühe nach Bender in Bessarabien flüchtet. Diese Niederlage macht den Feinden Schwedens neuen Muth, und während Carl seine Zeit damit verliert, daß er die Türken für sich zu gewinnen sucht, vollendet der Czar die Eroberung von Ingermanland, Liefland und Karelen, indeß August nach Polen zurückkehrt und die Dänen eine Landung in Schweden versuchen. Wie in neueren Zeiten Napoleons Glück, so hielt das des Königs von Schweden neun Jahre vor; und so wie jener sich von dem Unfall, der ihn in Rußland getroffen hatte, nicht wieder erholen konnte, so ging es auch Carl dem Zwölften nach der Schlacht bei Pultawa. Die Bewegungen, welche sein verlängerter Aufenthalt in Bender verursachte, veranlaßten den im Jahre 1710 zu Haag geschlossenen Tractat, welchen die gegen Frankreich

verbündeten Mächte abschlossen, um zu verhüten, daß Deutschland der Schauplatz des Krieges würde. Doch Carl der Zwölfte wollte von keiner Neutralität weder seiner Besitzungen in Deutschland, noch des Herzogthums Holstein und der Insel Jütland wissen. Er verließ Bender nicht eher, als im J. 1714, wo seine Angelegenheiten schon gänzlich zu Grunde gerichtet waren. Die Anstrengungen, welche er nach seiner Zurückkunft machte, um den Krieg in Polen zu erneuern, oder um seine deutschen Provinzen wieder zu erlangen, führten zu dem Bündniß, in welchem sich, außer dem Czar, dem König August und dem König von Dänemark, auch die Könige von Preußen und England gegen Schweden vereinigten. Stralsund und Wismar, die einzigen Städte, welche dem Könige von Schweden in Deutschland übrig geblieben waren, fielen in die Hände der Verbündeten, während der Czar seine Eroberungen mit ganz Finnland und Savolax vermehrte. Jetzt, wo kaum noch etwas zu retten war, ließ sich Carl den Vorschlag seines Ministers Görz gefallen, Norwegen für die auf der Ostseite an Rußland verlornen Provinzen anzunehmen. Die Unterhandlung darüber war dem Abschlusse nahe, als Carl in einem Alter von 37 Jahren bei der Belagerung von Friedrichshall in Norwegen von einer Kugel in dem Augenblick getödtet wurde, wo er die Laufgräben untersuchte. Die neue Regierung hielt es für rathsam, die Unterhandlungen mit dem Czar abzubrechen und sich dafür lieber an den König von England zu wenden. Wirklich gelang es Georg dem Ersten, alle gegen Schweden vereinigte Mächte zu besänftigen, nur nicht den Czar,

welcher darauf bestand, daß Schweden nur unter den von ihm vorgeschriebenen Bedingungen Frieden erhalten sollte. Während also Dänemark Stralsund und Wismar, nebst der Insel Rügen und dem Theile von Pommern, der zwischen der Ostsee und der Peene liegt, an Schweden zurückgab, und dafür die Befreiung von den Zöllen im Sund und in den beiden Belten, welche Schweden durch frühere Tractaten zugesichert waren, zurücknahm, Preußen aber das Land zwischen der Oder und der Peene erhielt, und England sich die Herzogthümer Bremen und Verden abtreten ließ: setzte der Czar den Krieg an den schwedischen Küsten fort, bis ihm endlich im Jahre 1721 Liefland, Estland, Ingermanland und Karelen abgetreten wurden, und er nur Finnland zurückgab. So endigte sich der nordische Krieg, zum größten Vortheile Rußlands und zum größten Nachtheile sowohl Schwedens als Polens, welche letztere Macht durch den definitiven Verlust einer so bedeutenden Küstenstrecke auf die Schicksale, die ihm bevorstanden, schon jetzt vorbereitet wurde.

Der (wenn gleich ziemlich negative) Antheil, welchen der König Friedrich Wilhelm der Erste an dem nordischen Kriege nahm, macht es nöthig, daß wir hier einige Augenblicke bei dem Königreiche Preußen verweilen, theils um den Eintritt desselben in das europäische Staaten-System näher zu beleuchten, theils um die Vorurtheile wegzuräumen, die ein sehr großer Theil der deutschen Schriftsteller über das Verhältniß Preußens

zu dem ehemaligen deutschen Reiche hegt und pflegt. Sollte es uns gelingen, über die eine oder die andere Erscheinung, welche die Geschichte dieses Königreichs darbietet, anders, als bisher, urtheilen zu machen: so würden wir uns um so mehr glücklich schätzen, diesem Gegenstande unser Nachdenken gewidmet zu haben.

Die Geschichte der Mark Brandenburg, welche vor dem Jahre 1415, wo Kaiser Sigismund den Burggrafen von Nürnberg Friedrich (den Sechsten) mit der Kurwürde und dem Erzkämmerer-Amte belehnte, höchstens ein Gegenstand historischer Neugier ist, fängt mit dem Regentenstamm der Hohenzollern an, lehrreich und unterrichtend zu werden. Selten hat ein Staat eine längere Reihe von tugendhaften und preiswürdigen Regenten aufzuweisen gehabt. Von Friedrich, dem ersten Kurfürsten, an, bis auf Friedrich Wilhelm den Ersten, findet sich unter ihnen keiner, der nicht sein besonderes Verdienst um die Mark Brandenburg, oder das Königreich Preußen gehabt hätte.

Friedrich der Erste erwirbt das Kurfürstenthum, und giebt ihm die öffentliche Ruhe wieder, welche es in einer langen Anarchie verloren hat. Friedrich der Zweite regiert das Land mit so viel Liebe für die Bewohner desselben, daß selbst Königskronen ihn nicht verleiten können, den angestammten Wirkungskreis aufzugeben. Albrecht, sein Bruder, der deutsche Achilles genannt, verbessert den Fehler, welchen sein Vater durch die Theilung seiner Staaten begangen hat; und, indem er zum Urheber des sogenannten Hausgesetzes wird, legt er den ersten sicheren Grund zum Wachsthum des Staats.

Die persönlichen Eigenschaften Johanns verschaffen ihm den Beinamen des deutschen Cicero; und diese Eigenschaften mußten achtungswerth seyn, weil es ihm gelang, drei europäische Könige zu vergleichen, welche im Begriff standen, sich gegenseitig zu bekriegen. Wenn die Regierung seines Nachfolgers, Joachims des Ersten, noch friedfertiger war: so wollen wir deswegen keinen Schatten auf dieselbe werfen, eingedenk, daß nichts verdienstlicher ist, als den Frieden zu erhalten, die Wissenschaften zu lieben, die Aufklärung durch Stiftung von Schulen und Universitäten zu fördern, und Gerechtigkeit zu handhaben: lauter Wirkungen, die von Joachim dem Ersten ausgingen. Joachim der Zweite ging auf die Reformation ein; und welches auch immer seine Beweggründe gewesen seyn mögen: so hat er durch diesen entscheidenden Schritt seinem Staate alle die Vortheile zugewendet, welche von einem besseren Verhältnisse der Kirche zum Staate unzertrennlich waren. Hiermit stehen seine anderweitigen Verdienste um die Mark in der engsten Verbindung; und in sofern er der erste Kurfürst war, welcher sich durch Sigismund August, König von Polen, die gesammte Hand an das Herzogthum Preußen verschaffte, wird er mit Recht als der erste Stifter des Königreichs Preußen betrachtet, wiewohl er für sich selbst keinen solchen Ehrgeiz hatte. Durch seinen Nachfolger, Johann Georg, wurde das Postwesen eingeführt, das graue Kloster in Berlin gestiftet, die Universität zu Frankfurt an der Oder besser ausgestattet: lauter Handlungen eines friedfertigen Regenten, welcher einen Saamen ausstreut, der sich in späteren Generatio-

nen entwickeln soll. Joachim Friedrich schuf den ersten Staatsrath in seinem Lande; und nicht mit Unrecht erhebt der Verfasser der Denkwürdigkeiten dies Verdienst, indem er seinen Ahnherrn als einen über sein Jahrhundert erhabenen Regenten darstellt. Ihm folgte Johann Sigismund, der, indem er, um die Clevische Erbschaft in Empfang nehmen zu können, sich zur Annahme der reformirten Confession entschloß, allen seinen Nachfolgern in der Regierung die kirchliche Toleranz gleichsam zum Gesetze machte. In der That ist nichts bemerkenswerther, als daß alle seine Nachfolger, bis auf die gegenwärtige Zeit, auf alle die Vortheile Verzicht geleistet haben, welche andere Regenten von der Uebereinstimmung mit der großen Mehrheit in Glaubenssachen herzuleiten pflegen. Nur die Kurfürsten von Brandenburg und die Könige von Preußen haben sich an die Spitze der schwächsten Religionspartei gestellt; und da diese in der Regel die unterdrückte ist: so sind sie gerade durch ihr kirchliches Verhältniß zu einer Duldung bewogen worden, welche einen sehr wesentlichen Zug in dem Charakter ihrer Regierungen ausmacht, und unstreitig nicht wenig dazu beigetragen hat, dem ganzen preußischen Staate jenes eigenthümliche Gepräge zu geben, wodurch er sich vor anderen deutschen Staaten ausgezeichnet hat und noch lange auszeichnen wird.

Wir kommen jetzt auf die Regierung Georg Wilhelms, welche in die Zeiten des dreißigjährigen Kriegs fällt; und wir verweilen bei ihr einige Augenblicke, um einen Mann zu rechtfertigen, der in allen Geschichtsbüchern gebrandmarkt wird. Dieser Mann ist kein an-

derer, als der in der Geschichte der Mark Brandenburg nur allzu berüchtigte Adam Graf zu Schwarzenberg, Premier-Minister Georg Wilhelms. Was Geschichtschreiber vom gewöhnlichen Schlage über ihn geurtheilt haben, könnte als das Werk der Partheilichkeit verachtet werden; da ihn aber auch Friedrich der Zweite in dem Lichte eines Verräthers darstellt: so ist es der Mühe werth, genauer zu untersuchen, wie gut oder wie schlecht dieser Vorwurf gegründet ist.

Will man Individuen, welche einer entfernten Zeit angehören, beurtheilen: so muß man sich genau in den Geist der Zeit versetzen, worin sie gelebt haben. Hiermit noch nicht zufrieden, muß man die Umstände in Erwägung ziehen, unter welchen ihnen ihre Wirksamkeit gestattet war. Dies angewendet auf den Grafen von Schwarzenberg, darf man nicht vergessen: 1) daß das siebzehnte Jahrhundert diejenige Periode war, in welcher die Macht der Stände gebrochen werden sollte; 2) daß der Geist dieser Periode, anstatt ein rein-politischer zu seyn, durch und durch ein kirchlicher war; 3) daß der Graf, in seiner Eigenschaft als Premier-Minister, dem doppelten Vorwurfe ausgesetzt war, Ausländer und Katholik zu seyn. Gerade so wie die Deutschen Kaiser dieser Zeit darauf ausgingen, die Macht der Reichsstände zu zerstören, so gingen auch die einzelnen deutschen Fürsten darauf aus, die Macht der Landstände zu vernichten. Die Aufgabe selbst war nicht leicht. Denn wollten sie nicht den Vorwurf der Tyrannei auf sich laden: so blieb ihnen nichts anderes übrig, als das Werk durch Andere, als sie selbst, betreiben zu lassen;

und sollte das Werk selbst gelingen, so mußten sie zu ihren Werkzeugen nicht Eingeborne, sondern Ausländer wählen. Ohne ein Bedürfniß dieser Art würde der Graf von Schwarzenberg nie zu der Ehre gelangt seyn, der Premier-Minister Georg Wilhelms zu werden. Wer berechnet sich nun aber nicht sogleich die Schwierigkeiten, welche ihm als Premier-Minister im Wege standen? Ganz abgesehen von dem schlüpfrigen Boden, auf welchem jeder Premier-Minister wandelt, war er ein Dorn im Auge aller Derjenigen, die sich durch ihn von dem ersten Staatsamte verdrängt fühlten, d. h. des ganzen Märkischen Adels; zugleich aber auch ein Stein des Anstoßes für alle leidenschaftlich-gesinnte Lutheraner und Kalvinisten, d. h. für die Gesammtheit der sämmtlichen Bewohner der Mark. Was er thun, oder nicht thun mochte, immer konnte er darauf rechnen, daß er, als Ausländer und als Katholik, ein Gegenstand des Tadels seyn werde. Er hatte schwerlich ein anderes Interesse, als das seines Fürsten; er war als Katholik aufgeklärt genug, um in einem protestantischen Lande nicht zum Proselytenmacher werden zu wollen; er war endlich so arbeitsam und thätig, daß ihm von dieser Seite selbst seine Feinde Gerechtigkeit widerfahren lassen mußten: aber dies alles konnte ihn nicht schützen vor Verdacht und Argwohn; und wo beide sind, da ist auch die Verläumdung. Seine Politik ist am anhaltendsten getadelt worden; aber seine Tadler haben vergessen, daß die Verhältnisse der Kurfürsten von Brandenburg im siebzehnten Jahrhundert ganz andere waren, als die der Könige von Preußen im achtzehnten. Ein Premier-Minister, der es

mit dem Hause Hohenzollern gut meinte, konnte, und durfte sogar, nicht ungewiß darüber seyn, ob er das Verhältniß seines Herrn zu dem deutschen Kaiser nicht jedem anderen vorziehen sollte; denn mit der Entwickelung, welche Deutschlands Verfassung gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erreicht hatte, gab es für jeden deutschen Fürsten keine andere Rettung, als die, welche er durch festes Anschließen an den Kaiser erwarb; und obgleich Gustav Adolph, so lange er lebte, der Held des Jahrhunderts, besonders der Protestanten, war: so durfte sich doch ein einsichtsvoller Staatsmann dadurch nicht irre machen lassen. Was Schwarzenberg für das Innere der Mark, d. h. als Zerstörer der Landstände ausgerichtet haben würde, wenn der dreißigjährige Krieg ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre, steht dahin; indeß ist zu glauben, daß er die lange Dauer seiner Premier-Ministerschaft bei weitem mehr dem Kriege, als der Gunst des Kurfürsten Georg Wilhelms verdankte: denn die Gewalt des Krieges schlug den Widerstand nieder, welchen die Stände unter günstigeren Umständen entwikkelt haben würden, und gab dem schwachen Kurfürsten eben dadurch die Kraft, sich in seinem Vertrauen zu dem Premier-Minister gleich bleiben zu können. Auf diese Weise bereiteten Schwarzenbergs Operationen die Regierung des großen Kurfürsten vor, der, wenn er eben so, wie seine Vorgänger, an den Willen der Landstände gebunden gewesen wäre, weniger Größe und Glanz entwickelt haben würde. Man kann also mit Wahrheit sagen, daß Schwarzenbergs Ministerium, in Verbindung mit dem dreißigjährigen Kriege, nicht wenig dazu beige-

tragen hat, aus der Mark zu machen, was seitdem aus ihr geworden ist. Alle Vorwürfe, womit man diesen Staatsmann überschüttet hat, sind bloße Verläumdungen, welche keine andere Quellen hatten, als einerseits die Mißgunst des durch ihn zurückgesetzten eingebornen Adels, andererseits den Argwohn kirchlicher Partheien, welche die Stelle der politischen vertraten. War Habsucht, wie man behauptet hat, sein Fehler: so ist nichts weiter zu verwundern, als daß er kein großes Vermögen hinterlassen hat, und daß der Kurfürst und mehrere Städte, denen er beträchtliche Summen aus seinem Privatvermögen vorgeschossen hatte, seine Schuldner blieben. Er hatte, dies weiß man genau, als Premier-Minister, ein Einkommen von 2300 Rthlrn., und war, für außerordentliche Belohnungen, auf Confiskationen rebellischer Edelleute angewiesen, was in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges schwerlich zu einem großen Vermögen führen konnte. Die noch vorhandenen Briefe dieses Grafen an seinen Fürsten beweisen, wie schwierig seine Lage war, und wie viel er aufopfern mußte, um seine Bestimmung zu erfüllen; aber keiner dieser Briefe drückt irgend eine Gesinnung aus, die man tadeln könnte. Wenn der große Kurfürst ihn zurücksetzte: so geschah es, weil er von seinen Diensten nicht länger Gebrauch machen konnte, indem für die höhere Fürstenfreiheit alles geleistet war, was man in diesen Zeiten wünschen durfte. So viel zur Rechtfertigung eines Mannes, der kein Verräther war, aber eine sehr schwierige Rolle zu spielen hatte *).

*) Er starb zu Spandau, wo ihm durch seinen Sohn in der St. Nicolai-Kirche ein bescheidenes Denkmal errichtet wurde.

Man kann also den großen Kurfürsten, gerade wie Ludwig den Vierzehnten, als denjenigen Regenten betrachten, welcher bestimmt war, die Früchte der Bemühungen seiner Vorfahren einzuernten. Die, welche, voll von Bewunderung für sein Genie, dasselbe zur einzigen Quelle der späteren Entwickelung des preußischen Staats machen möchten, vergessen, daß Friedrich der Erste, Albert Achilles, Joachim der Zweite und Johann Sigismund, Männer von sehr großen Eigenschaften waren, ohne gleichwohl bewirken zu können, was durch den gro-

---

Zu den vielen Unrichtigkeiten, welche in den Denkwürdigkeiten der Brandenburgischen Geschichte enthalten sind, gehört also auch die, daß Schwarzenberg, unmittelbar nach dem Tode Georg Wilhelms, nach Wien gereiset und daselbst gestorben sey. Friedrich der Zweite beurtheilt die Lage seines Ahnen ganz falsch, wenn er sagt: „es sey dem Kurfürsten Georg Wilhelm hauptsächlich der Vorwurf zu machen, daß er nicht, vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, eine Armee von 20,000 Mann angeworben habe, die er zu unterhalten im Stande gewesen.“ Allerdings würde alsdann weder Mansfeld noch der Administrator von Magdeburg einen Durchmarsch durch die Mark gewagt haben, und wahrscheinlich auch Tilly und Wallenstein zurückgeblieben seyn. Allein das Wahre von der Sache ist, daß in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts kein Fürst des deutschen Reichs weder die Mittel, noch das Recht hatte, eine Armee von 20,000 Mann auf den Beinen zu halten. Die Geldwirthschaft war in jenen Zeiten dazu nicht entwickelt genug; und wenn sie dies auch gewesen wäre: so würden die Landstände, ohne deren Zustimmung in jenen Zeiten nichts Großes unternommen werden konnte, alles aufgeboten haben, um eine Maßregel unwirksam zu machen, welche ihr Daseyn fortdauernd bedroht hätte. Gerade in dieser Ansicht ist Georg Wilhelms Regierung für den gegenwärtigen preußischen Staat keineswegs vergeblich gewesen; durch ihn wurde der Uebergang zu der Souveränetät der Könige von Preußen gebildet, und der Graf Schwarzenberg war es eigentlich, der diese gefährliche Brücke schlug.

ßen Kurfürsten bewirkt wurde. Wahrlich ohne die grö-
ßere Fürstenfreiheit, welche aus der Zertrümmerung der landständischen Macht durch den dreißigjährigen Krieg und aus der Abänderung aller Reichsverhältnisse durch den Westphälischen Frieden hervorging, würde der Kurfürst Friedrich Wilhelm zwar immer ein Regent von großen und verehrungswürdigen Eigenschaften gewesen seyn, aber nie geleistet haben, was er geleistet hat. Auf jene Momente muß man als Historiker nothwendig zurückkommen, wenn von ihm die Rede ist.

Was man in den Urtheilen über das gegenwärtige Königreich Preußen in der Regel am wenigsten in Betrachtung zieht, und was man doch vor allen Dingen in Anschlag bringen sollte, ist seine Lage an der norddeutschen Küste. Durch dieselbe, mehr als durch alles Uebrige, ist der Genius des Volks und selbst der Genius der Regierung bestimmt worden. Küstenstaaten haben vor Binnenstaaten wenigstens den Vorzug, daß in ihnen ein stärkeres gesellschaftliches Leben, zunächst durch den Umgang mit Ausländern hervorgebracht, Statt findet. Die natürliche Folge davon ist, daß die Gesetzgebung der Küstenstaaten nie veraltet; denn die gesellschaftlichen Verhältnisse, in einer fortdauernden Zersetzung begriffen, müssen anders bestimmt, anders geregelt werden. Faßt man dies nicht gehörig ins Auge: so wird man gegen die Erscheinungen in einem Küstenstaate leicht ungerecht. Gegen das Königreich Preußen ist man von jeher um so ungerechter gewesen, weil man sein Verhältniß zu dem Reiche und dem Kaiser sehr schlecht aufgefaßt hat. Es ist im Laufe dieser Untersuchungen mehr als einmal

von der Lage des Hauses Oesterreich für die Ausübung der kaiserlichen Macht die Rede gewesen. Giebt man nun das darüber Bemerkte zu: so muß man zugleich eingestehen, daß, gerade vermöge jener Lage, der brandenburgische oder preußische Staat am wenigsten von der kaiserlichen Autorität durchdrungen werden konnte. So lange nun durch das landständschaftliche System alle Kräfte gebunden, und die Fürsten des Hauses Brandenburg nichts weniger als die freien Beweger derselben waren, konnte es leicht geschehen, daß keine Opposition gegen die kaiserliche Autorität in diesem Staate entstand; sobald aber jene Hindernisse weggeräumt waren, bedurfte es dazu nur solcher Berechtigungen, als der Westphälische Friede in sich schloß. Darum sehen wir den brandenburgischen Staat nach dem dreißigjährigen Kriege mehr, als jeden andern deutschen Staat, hervortreten; und was man wohl dem Ehrgeize seiner Monarchen zur Last legen möchte, ist theils die natürliche Folge der Küstenlage, theils die unabtreibliche Wirkung des Bedürfnisses, sich mit Erfolg zu beschützen, wie sich dasselbe besonders in dem nordischen Kriege unter einem Regenten äußerte, der den Frieden viel zu sehr liebte, um ehrsüchtig zu seyn.

Es läßt sich nicht läugnen, daß durch die Verwandlung der kurfürstlichen Würde in eine erbliche Königswürde auf Seiten des Hauses Brandenburg die Einheit des deutschen Reichs noch weit mehr zu Grabe getragen worden ist, als sie es schon früher war. Allein wie hätte diese Verwandlung wohl vermieden werden können, nachdem es mit der kaiserlichen Autorität dahin gekom-

gekommen war, daß die Kaiser sich glücklich schätzen mußten, sie durch solche Acte ausüben zu können, welche wenigstens einen Schatten davon festhielten? Durch die Erwerbungen jenseit der Weichsel und der Weser waren die Fürsten des Hauses Brandenburg in das europäische Staaten-System auf eine solche Weise verflochten, daß das, was von Seiten des Kurfürsten Friedrich des Dritten allgemein als eine Handlung der bloßen Eitelkeit betrachtet wird, sehr wohl für eine Handlung der Nothwendigkeit gelten kann. Man darf nämlich nicht vergessen, in welcher Lage sich damals Deutschland dem französischen Reiche gegenüber befand, und wie nothwendig es daher war, daß Deutschland durch eine unabhängigere Macht beschützt wurde. Auch im Inneren ihres Staats gewannen die Regenten des Hauses Brandenburg ein größeres Ansehn durch die Annahme des Königstitels; und man kann wohl sagen, daß dies nicht ohne segensreiche Folgen geblieben ist.

Müßte ich nicht befürchten, gegen alle Volksvorurtheile anzustoßen: so würde ich der starken Neigung folgen, von der Regierung des ersten Königs von Preußen mehr Gutes zu sagen, als man in den Geschichtbüchern findet. Es ist wahr, daß man unter Friedrich dem Ersten in Hinsicht der Staatshaushaltung über das Maaß hinausging, welches, bei einer sehr mangelhaft entwickelten Geldwirthschaft, die Kräfte der Gesellschaft gestatteten; allein die glückliche Folge davon war, daß man sich von den Domänen, d. h von dem Haupthinderniß der wahren königlichen Autorität, losriß. Hätte man diese Bahn unverrückt verfolgt: so hätte es nicht fehlen kön-

nen, daß man mit der gesammten Staats-Gesetzgebung in sehr kurzer Zeit auf einen Punkt gekommen wäre, welcher den preußischen Staat vor allen europäischen Staaten ausgezeichnet hätte. Friedrich der Erste hatte offenbar den edlen Ehrgeiz, als König noch etwas mehr zu seyn, als ein bloßer Edelmann im Großen, und sein Volk unterstützte diesen Ehrgeiz aus allen Kräften; allein es scheint, daß die Begriffe von Geld und Gesellschaft zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts noch lange nicht aufgeklärt genug in Deutschland waren, als daß jenes Bestreben nicht hätte mit einem Rückfall verbunden seyn müssen, in welchem der öde Territorial-Geist aufs Neue die Uebermacht gewann.

Dieser Rückfall erfolgte unter der sonst sehr achtbaren Regierung Friedrich Wilhelms des Ersten, der allzu sehr von dem Territorial-Geist eingenommen war, um die Entwickelung, welche der preußische Staat unter seinem Vorgänger gewonnen hatte, nicht rückgängig zu machen. Daß es ihm damit gelang, beweiset, daß er von dem Geist seiner Zeit unterstützt war. Sein großes Verdienst besteht darin, daß er die Fundamente des Staats verstärkt hat. Sogar sein Eigensinn ist lobenswerth, weil er immer auf das Gute gerichtet war, und weil er dabei dem Genius seines Volks, so wie derselbe sich in früheren Jahrhunderten gestaltet hatte, keine Gewalt anthat. Ist man für das Reale sehr eingenommen: so kann man für das Ideale freilich nur wenig empfänglich seyn. Allein in dem Regenten-Leben kommt es da, wo eine unumschränkte Gewalt Statt findet, weniger darauf an, welchen Charakter der Regent habe,

als daß er einen habe. Und Friedrich Wilhelm der Erste glänzt von dieser Seite.

Hier bleiben wir stehen; die Entwickelung, welche der preußische Staat unter Friedrich dem Zweiten erhielt, einem späteren Abschnitte aufsparend. Wer uns gehörig verstanden hat, der wird mit uns bekennen, daß die ausgezeichnete Rolle, welche das gegenwärtige Königreich Preußen seit der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts spielt, ihm, trotz aller Vortrefflichkeit seiner Regenten, aufgedrungen worden ist, und zwar durch nichts so sehr, als durch die Lockerheit der deutschen Verfassung. In der That, das, was man seine Anmaßung in Deutschland nennt, ist zu allen Zeiten geringer gewesen, als die, welche sich davon beschwert oder gequält glaubten, angenommen haben mögen. Man bemerkt in den Regenten des Hauses Brandenburg dasselbe Bestreben nach Unumschränktheit, welches in den drei bis vier letzten Jahrhunderten allen europäischen Fürsten eigen war; allein dies Bestreben war für sie, wie für alle übrige, gerechtfertigt durch den unnatürlichen Zwang, welchen das landständische Wesen der fürstlichen Autorität anthat; ein Zwang, der alle Idealität, und mit ihr alle Entwürfe zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes in der Geburt erstickte. Sie haben in Kraft der Umstände über diesen Zwang gesiegt; und dazu muß man ihnen Glück wünschen. Wenn sie aber als Regenten ihre Politik mehr nach dem Innern von Deutschland, als nach der Küste gerichtet haben: so scheinen sie hierin mehr dem Drange der Umstände, als einer klaren Ansicht von ihrer Bestimmung gefolgt zu seyn. Ihre wahre Macht kann

dadurch nicht vermehrt werden, daß sie das eine oder das andere Binnenland ihrem Territorium einverleiben; wohl aber dadurch, daß sie sich mehr mit dem Meere befreunden. Alles Schöne in ihren Staaten wird durch die Küste gehalten, und eben deswegen sollte Vermehrung des Küstenbesitzes ihr Hauptaugenmerk seyn. Durch solchen Besitz würde sich Vieles von dem, was man zu erzwingen gedenkt, von selbst machen. Preußen ist also so wenig Schuld an der Auflösung des deutschen Reichs, daß man es in sehr vielem Betracht das Produkt dieser Auflösung nennen könnte; und welche Veränderungen auch in Zukunft mit Deutschland vorgehen mögen: so wird nicht Preußen sie herbeigeführt haben, wohl aber die Kraft der Dinge, die sich da, wo Veränderungen nöthig geworden sind, mit keinem Stillstand verträgt, und nicht eher ruht, als bis sie erschöpft ist.

Es fehlt zuletzt an Worten und Ausdrücken, um den Jammer zu schildern, in welchen Deutschland als Reich versank. Gleichwohl darf man nicht ablassen, Diejenigen eines Besseren zu belehren, welche mit Deutschlands Verfassung auch nur von fern her die Idee von Vortrefflichkeit verbinden, und sich einbilden, das Gute, das in dem einen oder dem anderen deutschen Staate zum Vorschein kam, sey auf Rechnung dieser Verfassung zu bringen: Personen, denen man geneigt werden könnte, die Fähigkeit, in politischen Dingen irgend ein Urtheil zu fällen, geradesweges abzusprechen. Hier nur einen höchst cha-

rakteriſchen Zug, um die Vertheidigungskraft des deutſchen Reichs zu ſchildern.

Nach den Verordnungen des Weſtphäliſchen Friedens ſollte unter den Reichsſtänden von beiden kirchlichen Confeſſionen (Religionen genannt) eine vollkommene Gleichheit herrſchen, d. h. die evangeliſche ſollte eben die Rechte, Freiheiten und Vorzüge genießen, wie die katholiſche. Beſonders ſollte dieſe Gleichheit beobachtet werden, wenn es darauf ankäme, bei Reichsdeputationen, Commiſſionen, Reichsgerichten und in anderen Fällen eine beſtimmte Zahl von Perſonen anzuſtellen. Wie man bei dieſer Anordnung das Kirchenthum über den Geiſt ſetzte, und alles, was Vernunft genannt werden kann, einem Gleichgewicht unterordnete, das ſich nur auf Maſſen bezieht, bedarf keiner Erläuterung. Wer hätte ſich aber wohl einfallen laſſen, daß man den Grundſatz kirchlicher Gleichheit ſelbſt auf das Vertheidigungs-Syſtem des Reichs ausdehnen würde? Und doch geſchah dies auf eine Weiſe, welche die Fürſten des Reichs wahrlich nicht von Seiten ihrer Weisheit und Einſicht empfiehlt. Als es nämlich vor dem Anfange des Reichskrieges mit Frankreich im Jahre 1672 darauf ankam, eine Reichs-Generalität zu beſtellen, und es ſich ereignete, daß vier Subjecte, die ſich um die zu beſetzenden Stellen meldete, die Mehrheit der Stimmen erhielten (namentlich der Herzog von Weimar und der Markgraf von Baireuth, um als General-Wachtmeiſter zu Pferde, und ein Herr von Leyen und ein Herr von Stauf, um als General-Majore zu Fuß angeſtellt zu werden): ſo bedachten die katholiſchen Stände auf einmal, wie dies nicht angehen

könne, indem von den General-Wachtmeistern beide der evangelischen, von den General-Majoren hingegen beide der katholischen Religion zugethan wären. Ihrem Dafürhalten nach sollten beide Stellen nicht bloß überhaupt, sondern, damit eine vollkommene Gleichheit der Religion nach dem Sinne des Westphälischen Friedens beobachtet werde, jede dieser beiden Stellen insbesondere mit einem Evangelischen und mit einem Katholischen besetzt werden; und da die Wahl einmal geschehen war: so ruheten sie nicht eher, als bis man sich zu einer Abänderung verstand, nach welcher, anstatt der vier General-Majore, deren sechs ernannt wurden, und zwar so, daß den beiden evangelischen ein katholischer, den beiden katholischen ein evangelischer hinzugefügt wurde. Man glaubt bei solchen Anordnungen in Utopien zu leben. Dennoch ward in der Folge die Seltsamkeit noch weiter getrieben: nämlich in der Besetzung der General-Feldmarschallsstelle. Da einmal durch einen Reichsschluß festgesetzt war, daß es zwei General-Feldmarschälle, einen katholischen und einen evangelischen, geben sollte: so bestanden die protestantischen Stände darauf, daß beiden Feldherren gleiche Gewalt eingeräumt werden sollte, gerade als ob ihre Forderung nicht etwas in sich geschlossen hätte, was der Natur der Gewalt durchaus entgegen war. Selbst in Verfassungen, welche das Princip der Einheit von dem Wesen der Regierung ausschlossen, d. h. selbst in den entschiedensten Republiken, rettete sich jenes Princip wenigstens in das Heer, weil man aus langer Erfahrung wußte, daß die Kraft, des Widerstandes sowohl als des Angriffs, nur da anzutreffen ist, wo

sie auf der Einheit beruhet; in Deutschland hingegen wollte man die Einheit nicht einmal im Heere: so groß war der Eigensinn, welcher sich aller Köpfe bemächtigt hatte. Kein Wunder also, wenn die Reichsarmee eben so kraftlos als lächerlich war, und wenn nichts weniger gefürchtet wurde, als die Widerstandskraft des deutschen Staatskörpers. Und doch, wie Wenige haben sich jemals einfallen lassen, die Macht des französischen Staats in dem Spiegel der deutschen Reichsverfassung zu betrachten; dem einzigen wahren Spiegel, in welchem sie betrachtet werden sollte!

Wir müssen dies noch weiter verfolgen.

Das politische System der Deutschen, dem kirchlichen von jeher untergeordnet, verharrte in dieser Unterordnung auch nach der Reformation; die Folgen derselben aber wurden nicht wenig dadurch verschlimmert, daß durch die Entgegengesetztheit der Protestanten und Katholiken der Reichskörper seine Einheit verlor, und eine Zweiheit annahm. Was vielleicht auf keinem anderen Punkte der Erde erlebt worden ist, wurde in Deutschland erlebt, nämlich daß es für einen und denselben Staat zwei Staatsrechte gab, ein katholisch-kaiserliches und ein evangelisch-reichsständisches. Der Grund zu diesem doppelten Staatsrechte wurde schon vor dem Westphälischen Frieden durch die Schrift eines unbekannten Verfassers *) gelegt, welcher sich die Mühe gab, zu beweisen, daß es sich mit dem deutschen Reiche ganz

*) Hippolythi a Lapide dissertatio de ratione status in Imperio Romano-Germanico. Stett. et Hamburg. 1640, in 4.

anderes verhalte, als mit dem ehemaligen römischen Reiche, daß jenes nicht eine Monarchie, sondern eine Aristokratie sey, daß die Souveränetät dem Reiche, nicht dem Kaiser beiwohne, u. s. w.: lauter Sätze, welche man zu jenen Zeiten anstaunte, und welche historisch wahr genannt werden konnten, ohne daß sie deswegen aufhörten, philosophisch grundfalsch zu seyn; denn anders kam die Frage zu stehen, wenn die Rede war, nicht von dem, was einmal Statt fand, sondern von dem, was Statt finden sollte. Genug, das Werk des Hippolyth a Lapide schmeichelte eben so sehr der Anmaßung der deutschen Fürsten, als der Politik der auswärtigen Mächte; und indem es sogar einen starken Einfluß auf die Unterhandlungen des Westphälischen Friedens gewann, mußte es nicht wenig dazu beitragen, daß die Kluft zwischen Kaiser und Reich noch erweitert wurde. Viele Publizisten bauten seitdem auf ähnliche Grundsätze das System eines besonderen, dem kaiserlichen entgegengesetzten Staatsrechts, welches an vielen Fürstenhöfen förmlich angenommen wurde. Ohne Ideen dieser Art wäre es schwerlich jemals zu einer solchen Opposition gegen das kaiserliche Ansehen gekommen, wie die war, welche sich in den schlesischen Kriegen und in der Folge in dem siebenjährigen Kriege aussprach. Es verstrichen aber wenige Jahre: so zerfiel das reichsständische Staatsrecht wieder in zwei besondere Arten, nämlich in ein kurfürstliches und ein fürstliches Man könnte sich darüber wundern, wie gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in einem Reiche, wo die Macht durchgängig erblich geworden war, in Hinsicht der kaiserlichen

Macht noch einmal die Idee der Wahl auf eine ernsthafte Weise auf die Bahn gebracht werden konnte. Allein was ist bewunderns- oder verwundernswerth in einem Gesellschaftszustande, worin Gesundes und Ungesundes durcheinander schwärmt, und niemand genau weiß, woran er mit sich selber ist, sich aber so hoch als immer möglich ausbringen möchte?

Was man allein erstaunenswerth finden sollte, ist, daß Deutschland, trotz des Verlustes seiner Einheit und trotz der Einbuße, die es seit einem Jahrhunderte an seinem politischen Ansehen gemacht hatte, noch immer als Deutschland fortdauerte. Giebt es denn etwas von noch höherer Wirksamkeit und Erhaltungskraft, als gute organische Gesetze? Man wird verführt es zu glauben, wenn man die Geschichte des deutschen Reichs studirt. Der Kaiser ohne Ansehn (gewissermaßen der Klotz in der Fabel, auf welchem die Frösche muthwillig herumspringen); keiner von den größeren Staaten Deutschlands dem Reiche angehörig, sondern in die großen Europäischen Interessen verflochten; die Fürsten fortdauernd in einem heimlichen Kriege gegen einander begriffen, wäre es auch nur, um sich in ihren Finanzen zu schaden; die Völker zwar immer geneigt zur Verbrüderung, aber von ihren Fürsten davon zurückgehalten: was hat in diesem Gesellschaftszustande die Idee eines deutschen Reichs (wenn gleich nicht die Wirklichkeit desselben) gerettet? Man muß es sagen, daß diese auffallende Erscheinung nur durch die Idee eines politischen Gleichgewichts möglich geworden ist. Indem sich alle Mächte von Europa bewachten, beeiferfüchtelten und bedrohe-

ten, ist die Idee von Deutschland gerettet worden; freilich unter mächtigen Erschütterungen, die oft das Aeußerste befürchten ließen, allein deswegen nicht weniger gerettet.

In der That, man hat Mühe, Deutschland während des Zeitraums von 1713 bis 1740 in Europa wieder zu finden, so sehr ist seine Eigenthümlichkeit in das allgemeine Wesen dieses Welttheils aufgegangen. Zwar giebt es noch einen Kaiser und eine Unzahl von Kurfürsten und Fürsten; allein das Band zwischen beiden wird immer lockerer und loser. Die größeren Staaten Deutschlands, besonders Preußen, liegen ganz aus dem Bereich der kaiserlichen Autorität; und wenn diese sich durch den Reichshofrath oder auch durch das Reichskammergericht in den kleineren Staaten geltend machen will: so stößt sie auf tausend Schwierigkeiten, welche nicht zu besiegen sind. Es war eine Folge des nordischen Krieges, daß auch Rußland anfing, sich in Deutschlands Angelegenheiten zu mischen. Carl Leopold, Herzog von Mecklenburg, hatte den Grundsatz aller Fürsten seiner Zeit angenommen, nichts zu dulden, was der Unumschränktheit Abbruch thut. Diesem Grundsatze gemäß, wollte er die Privilegien der Stände seines Herzogthums aufheben. Um zum Ziele zu gelangen, vermählte er sich mit Katharina Iwanowna, einer Brudertochter Peters des Großen, in der sicheren Voraussetzung, daß ihm der Beistand des Czars nicht entstehen werde. Wirklich sah man russische Truppen in das Herzogthum Mecklenburg

einrücken, um die Forderungen Carl Leopolds zu unterstützen; und hieraus entwickelte sich ein ganz eigenthümlicher Krieg, in welchem Deutschlands politische Schwäche sich nur allzu sehr offenbarte. Aehnliche Auftritte entstanden in Ostfriesland, wo preußische Truppen dieselbe Rolle spielten, welche russische im Mecklenburgischen übernommen hatten. Vergeblich ließ der Kaiser Mandate ergehen, worin er die Exekution der preußischen Truppen aufs Strengste untersagte; niemand achtete derselben, weil man im Reiche bereits gewohnt war, dergleichen Aufforderungen wo nicht für immer, doch wenigstens auf eine beträchtliche Zeit, ohne Wirkung bleiben zu sehen.

Man könnte die Frage aufwerfen: wie der Kaiser dazu gekommen sey, sich der Landstände gegen die Fürsten anzunehmen? Die Frage beantwortet sich leicht. Der Beweggrund war ein rein politischer. In Deutschland gab es seit dem dreizehnten Jahrhundert ein doppeltes Verhältniß, von welchem das eine durch die Landstände zu dem Landesfürsten, das andere durch die Reichsstände zu dem Reichsfürsten (dem Kaiser), gebildet wurde. Die Fortdauer des letzteren aber beruhete auf der Wirksamkeit des ersteren. So lange nämlich die Fürstenmacht durch die Macht der Stände im Zaum gehalten wurde, gab es noch eine Autorität für den Kaiser; sobald aber das Landstandschaftswesen zu Grunde gegangen war, war die Kaiserwürde ohne alle Bedeutung. Daher sieht man die deutschen Fürsten sich gegenseitig beistehen, wenn es darauf ankommt, zur Unumschränktheit emporzusteigen, den Kaiser hingegen seine letzte Macht aufbieten,

um sie daran zu verhindern. Der Vorwand des Letzteren war immer das Gesetz, das Recht. Allein wie viel Achtung auch beide verdienen mögen: so sind sie doch nie auf eine Ewigkeit berechnet. Was insbesondere das Landstandschaftswesen betrifft: so hatte es seine Endschaft in einem gesellschaftlichen Zustande gefunden, der himmelweit von demjenigen verschieden war, in welchem es seinen Ursprung gewonnen hatte. Ohne hier zu wiederholen, was an einem anderen Orte *) gesagt worden ist, begnügen wir uns mit der Bemerkung, daß es niemals einen dreißigjährigen Krieg und einen Westphälischen Frieden hätte geben müssen, wenn der Sieg der Fürstenmacht über die Macht der Stände nicht hätte erfolgen sollen. Wir fügen nur noch eine zweite Bemerkung hinzu, nämlich die: daß an dem Untergange des ständischen Wesens durchaus nichts gelegen war, da es die Entwickelung der Staatskraft nothwendig verhinderte, daß aber die demselben (wiewohl sehr versteckt und kaum erkennbar) zum Grunde liegende Idee der Gegenkraft in dem Regierungs-System durchaus nicht an eine so unvollkommene Form, wie das ständische Wesen war, gebunden ist. Diese Idee mußte im achtzehnten Jahrhunderte untergehen, eben weil sie in dieser Zeit durch das ständische Wesen verkörpert war; da sie aber, die Wahrheit zu sagen, eben so unvertilgbar ist, wie die Natur selbst: so mußte sie, nach vollendeter Auflösung des ständischen Wesens, wieder emporkommen, und sich einen neuen

*) In der Abhandlung: Ueber den Unterschied von Landstandschaft und National-Repräsentation: Juni-Heft dieses Journals.

Körper in der National-Repräsentation suchen, was sie gerade in diesem Augenblick thut, nur daß die Gestaltung dieses neuen Körpers mit so vielen Schwierigkeiten verbunden ist.

In diesem Zusammenhange noch ein Wort über die Verfassung des deutschen Reichs. Man hat nämlich häufig darüber gestritten, welche Benennung ihr zukomme; und man hat sich niemals darüber vereinigen können. In sofern ein Kaiser an der Spitze des Ganzen stand, bildete sie eine Monarchie: dies läßt sich nicht läugnen; in sofern aber die Macht dieses Kaisers sehr beschränkt war, und sehr oft in Null überging bildete sie wiederum keine Monarchie, sondern eine Republik. Die Regierung von Deutschland hatte also offenbar die beiden Grund-Charaktere, welche jeder Regierung zukommen; nämlich Einheit und Gesellschaftlichkeit. Allein diese beiden Charaktere waren nicht in ein solches Verhältniß zu einander gebracht, daß daraus eine nothwendige Harmonie hervorgegangen wäre. Da nun der Charakter der Gesellschaftlichkeit überwog: so hätte Deutschland, gerade so wie Polen, wo dies auch der Fall war, billig eine Republik genannt werden sollen. Dies würde auch unstreitig der Fall gewesen seyn, wenn der Kaisertitel, welchen die deutschen Könige annahmen, verbunden mit der Idee eines römischen Reichs deutscher Nation, nicht das Widerspiel gehalten hätte. Vergleicht man die deutsche Verfassung mit der polnischen: so ist es schwer, den specifischen Unterschied von beiden anzugeben, und er möchte zuletzt nur in dem Umstande liegen, daß derjenige Theil, durch welchen in

Deutschland die Republik gebildet wurde, in sich selbst viel zu stark war, um nicht fortdauernd die Idee einer Monarchie rege zu machen. Mit anderen Worten: die deutschen Magnaten übertrafen die polnischen an Territorialmacht, und gewannen dadurch das Ansehen der Unabhängigkeit und Unumschränktheit in einem weit höheren Maaße. Eigentlich hätte jeder deutsche Kaiser seyn sollen, was Napoleon Buonaparte in unseren Zeiten zu werden strebte, nämlich Chef eines das gesammte Europa umfassenden Föderativ-Systems; und wenn ein deutscher Kaiser dies wirklich gewesen wäre, so würde Alles in der gehörigen Ordnung gewesen seyn. Allein die Idee überfliegt nicht selten die Wirklichkeit. Je weniger im Mittelalter eine so allgemeine Regierung vorbereitet war, desto weniger konnte sie Statt finden. Vielleicht ist nach einem Jahrtausend wieder von ihr die Rede.

Man könnte die Periode von Ludwigs des Vierzehnten Tode bis zum Ausbruch des österreichischen Successions-Krieges die Periode der Allianzen nennen; denn schwerlich wurden in einem Zeitraum von 25 Jahren noch mehr Bündnisse geschlossen, als in diesem. Der allgemeinste Grund dieser merkwürdigen Erscheinung war gegenseitige Furcht, bewirkt durch Dynastieen-Wechsel. Auf dem spanischen Throne saß ein Enkel Ludwigs des Vierzehnten; Frankreich wurde von dem Herzog Philipp von Orleans regiert; in England suchte sich das Haus Hannover zu befestigen; in Deutschland wünschte sich

Carl der Sechste so viel Anhang zu verschaffen, daß er die Aussicht gewönne, sein Geschlecht selbst in der weiblichen Linie in Besitz von Böhmen, Ungarn und Oesterreich zu erhalten. Alle diese Fürsten waren von Ministern unterstützt, denen man ein großes Talent nicht absprechen kann: Philipp der Fünfte, von Alberoni; Philipp von Orleans, von Dübois; Georg der Erste, von Lord Stanhope; Carl der Sechste, von dem Grafen Seckendorf. Die größte Entschlossenheit war in Alberoni; und dies war sehr natürlich, weil er den Nachtheil einer niedrigen Geburt und der Gunst der Königin nur durch große Verdienste, die er sich um Spanien erwarb, aufwiegen konnte. Nichts war ihm aber so hinderlich, als das Interesse des Regenten von Frankreich auf der einen, und das Georgs des Ersten auf der andern Seite. Indem jener einen Krieg zu vermeiden wünschte, in welchem Frankreichs Schwäche zum Vorschein treten mußte, dieser nichts so sehr fürchtete, als die Wiedererscheinung eines Prätendenten, kam es zwischen Beiden zu einem Bündniß, in welches Holland eingeschlossen wurde; und da der deutsche Kaiser, ohne den Beistand der Seemächte, gegen Spanien nichts ausrichten konnte: so ward aus der Triple-Allianz, welche Frankreich, England und Holland abgeschlossen hatten, durch den Beitritt des deutschen Kaisers sehr bald eine Quadruple-Allianz, welche Alberoni'n um alle, durch die Eroberung von Sardinien und Sicilien erworbene, Vortheile brachte und seinen Fall herbeiführte.

In dieser Lage der Dinge hatte Frankreich sein Verhältniß gegen England verändert, oder vielmehr, Eng-

land hatte der Rolle entsagt, welche es seit Wilhelm dem Dritten als allgemeiner Schiedsrichter von Europa gespielt hatte: eine Erscheinung, welche nur dadurch möglich war, daß es in jenen Zeiten noch nicht die Fortschritte in seinem Anleihe-System gemacht hatte, die ihm in späteren Zeiten keine andere Wahl gelassen hat, als seine Kraft fortgesetzt gegen Frankreich zu richten. Lange konnte dies nicht dauern. Obgleich nach der Beendigung des Krieges mit Spanien Sicilien an den Kaiser, Sardinien an den Herzog von Savoyen zurückgefallen war: so hielt Spanien doch noch immer seine Ansprüche fest, und der zu Cambray eröffnete Friedens-Congreß rückte nicht von der Stelle, weil der Kaiser seinen Ansprüchen auf die spanische Monarchie eben so ungern entsagte, als der König von Spanien seinen Ansprüchen auf Neapel und Sicilien. Frankreich und England drangen auf eine förmliche Entsagung; ehe diese aber zu Stande gebracht werden konnte, erhob sich ein neuer Streit um die von dem Kaiser gestiftete Handelsgesellschaft von Ostende, deren Fortdauer Holland nicht gestatten wollte. Der deutsche Kaiser sah sich gezwungen, einer Republik nachzugeben, welche noch vor kurzer Zeit einen Theil von Deutschland ausgemacht hatte; und zwar in Folge des Tractats von Münster, indem man behauptete, der spanische Handel in Ostindien müsse bleiben, wie er im Jahre 1648 gewesen wäre. Sogleich erhob sich eine neue Schwierigkeit wegen der Anwartschaft auf das Großherzogthum Toskana, und die Herzogthümer Parma und Piacenza, welche der Kaiser dem Don Carlos, Infanten von Spanien, zu ertheilen

versprochen hatte. Sowohl der Pabst, als der Großherzog von Toskana und der Herzog von Parma, protestirten dagegen, indem sie dem Kaiser die unmittelbare Oberherrschaft oder das sogenannte dominium directum über die verschenkten Länder streitig machten. Der Kaiser hatte große Lust, sich nicht an diese Protestationen zu kehren, und, unterstützt von Frankreich und von England, stand er im Begriff, seinen Frieden mit Spanien zu machen, als die Zurücksendung jener Infantin von Spanien, Tochter Philipps des Fünften, welche die Gemahlin Ludwigs des Funfzehnten zu werden bestimmt war, dem ganzen Friedens-Congresse ein Ende machte. Mehr, als bei irgend einer anderen Gelegenheit, zeigte sich bei dieser, in welchem hohen Grade das Schicksal der Völker von den Launen und Empfindlichkeiten einzelner Machthaber abhängt. Der König von Spanien, vermogen in der Erwartung, seine Tochter auf dem französischen Throne glänzen zu sehen, zerreißet alle Verhältnisse mit Frankreich und England, und beschreibt seine eigene Bahn, welche ihn zuletzt dahin führt, daß er einen Partikular-Frieden mit dem Kaiser schließt, nach welchem beide ihren Ansprüchen entsagen, und der König von Spanien, indem er die Gewährleistung für die pragmatische Sanction Carls des Sechsten übernimmt, mit der eventuellen Belehnung zufrieden ist, welche der Kaiser dem Infanten Don Carlos in Italien verspricht.

Indeß kann in Europa kein Friede zu Stande kommen, der nicht den Keim zu neuen Streitigkeiten enthält. Weil der Kaiser in dem Wiener Frieden versprochen hat, seine guten Dienste für die Zurückgabe von Gibraltar

und der Insel Minorka an Spanien zu verwenden, der König von Spanien sich aber anheischig gemacht hat, den Schiffen des Kaisers und der kaiserlichen Unterthanen freien Eingang in alle seine Häfen zu gestatten: so schöpfen England und Holland daraus Besorgnisse, und diese benutzt der Herzog von Bourbon, Principal-Minister des Königs von Frankreich, ein neues Bündniß mit England und Holland zu Stande zu bringen, in welches auch der König von Preußen verflochten wird. Nicht lange darauf bildet ganz Europa zwei Partheien, indem Schweden und Dänemark dem Bündnisse von Hannover, Katharina von Rußland und die vornehmsten katholischen Reichsstände dem von Wien beitreten. Schon glaubt man, dem Ausbruche eines furchtbaren Krieges nahe zu seyn; schon rufen einzelne Mächte ihre Gesandten zurück; schon belagern die Spanier Gibraltar, und schon gehen starke Flotten nach Amerika, dem mittelländischen Meere und der Ostsee: als der Tod der Kaiserin von Rußland eine Veränderung in den Gesinnungen der nordischen Mächte hervorbringt, und der Kaiser, weil er auf Rußlands Beistand verzichten muß, kein Verlangen mehr fühlt, den Spaniern Beistand zu leisten. Auf den Vorschlag des Pabstes wird ein neuer Friedens-Congreß beliebt. Dieser soll erst zu Aachen, dann zu Cambray, endlich, aus Nachgiebigkeit gegen den französischen Premier-Minister, Cardinal Fleury, in Soissons gehalten werden. Hier tritt man wirklich zusammen. Nun aber verlangt der deutsche Kaiser, daß man seine pragmatische Sanction zur Grundlage der neuen Anordnungen annehmen soll. Dies will der Cardinal von Fleury

nicht. Man trennt sich, nachdem man sich kaum vereinigt hat. Spanien, in den Erwartungen, die es sich vom Beistande des Kaisers gemacht hat, getäuscht, wird von dem französischen Cardinal sehr leicht gewonnen, und die Folge davon ist ein zu Sevilla abgeschlossenes Friedens-, Freundschafts- und Defensiv-Bündniß zwischen Frankreich, Spanien und England, welches den Kaiser, da ihm nur seine pragmatische Sanction am Herzen liegt, in die stärkste Verlegenheit setzt.

Aus dieser Verlegenheit retteten ihn England und Holland. Beide schlossen mit ihm einen Vertrag (1731), vermöge dessen sie die Gewährleistung der pragmatischen Sanction übernahmen, indeß der Kaiser bewilligte, daß spanische Truppen in die italiänischen Herzogthümer einrücken könnten. Zugleich hörte die Handelsgesellschaft von Ostende mit Genehmigung des Kaisers auf, weil dies die Bedingung sine qua non eigensüchtiger Kaufleute war, die den Handel lieber monopolisiren, als theilen wollten. So endigten sich die Streitigkeiten über die spanische Erbfolge beinahe am Vorabend derjenigen, welche über die österreichische entstehen sollten. Es ist nun Zeit, von dem Hausgesetz zu reden, welches, die pragmatische Sanction genannt, so große Bewegungen in der europäischen Welt veranlaßt hat.

Carl der Sechste war der letzte männliche Sprößling Rudolphs von Habsburg. Der Umfang, welchen die österreichische Monarchie im Laufe von Jahrhunderten erhalten hatte, machte die Fortdauer derselben wün-

schenswerth. Da sich aber vorhersehen ließ, daß das Aussterben des Mannsstammes die wichtigsten Folgen nach sich ziehen werde: so war Carl der Sechste auf die Abwendung derselben bedacht. Das Mittel dazu sollte ein Gesetz werden, welches das ungetheilte Beisammenbleiben aller Bestandtheile der österreichischen Monarchie verordnete, und die Erbfolge dergestalt festsetzte, daß sie von Carls des Sechsten männlichen Erben erst auf die weiblichen, nach deren Erlöschung aber auf seines verstorbenen Bruders hinterlassene Töchter und deren männliche und weibliche Nachkommenschaft, dann auf seine Schwestern und deren Descendenten männlichen und weiblichen Geschlechts, zuletzt auf alle abstammende Erben und Erbinnen des Hauses Oesterreich, jederzeit nach dem Rechte der Erstgeburt, übergehen sollte. Dies Gesetz wurde zu einer Zeit entworfen, wo es noch unentschieden war, ob Carl der Sechste männliche Erben hinterlassen werde oder nicht. Ein Prinz, der ihm nicht lange darauf (13 Apr. 1716) geboren wurde, starb noch im Laufe desselben Jahres (4 Nov.); und da dieser Prinz durch keinen anderen Nachkömmling männlichen Geschlechts ersetzt wurde: so war das Gesetz freilich zum ausschließenden Vortheil der Töchter Carls des Sechsten, unter welchen Maria Theresia, als die älteste, den ersten Platz einnahm. Eine Frau sollte also nach Carls des Sechsten Tode die Regierung sowohl der Erbstaaten, als in den beiden Königreichen Böhmen und Ungarn übernehmen. Alles war hierin dem Herkommen entgegen. Selbst wenn auf Böhmen keine Rücksicht genommen wurde, hatte in den Erbstaaten und in Ungarn bisher

immer nur eine männliche Regierung Statt gefunden; in dem letzteren Königreiche hatte der Reichstag von 1687 dem Kaiser Leopold I zwar das Recht der Erbfolge zugestanden, aber dies Recht war auf den Mannsstamm beschränkt worden, und Carl der Sechste hatte bei seiner Thronbesteigung das Wahlrecht der Stände auf den Fall anerkannt, wenn er stürbe ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen. Noch schwieriger war die weibliche Erbfolge in Ansehung der Kaiserwürde, mit welcher sie sich gar nicht zu vertragen schien, wiewohl die deutschen Kaiser schon seit Carl dem Fünften aufgehört hatten, sich an die Spitze von Armeen zu stellen. Hier waren also mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden.

Den mindesten Widerstand leisteten die Erbstaaten: die Stände von Oesterreich und von Schlesien nahmen die pragmatische Sanction im Jahre 1720 an. Ihrem Beispiele folgten zwei Jahre später die Ungarn, durch nichts so sehr bewogen, als durch die glänzenden Siege, welche der Prinz Eugen in dem Kriege, den der Kaiser zur Unterstützung der Republik Venedig gegen die Türken führte, erst bei Peterwardein, in der Folge bei Belgrad davon getragen hatte: Siege, welche sich mit dem Friedenstractat von Passarowitz endigten, der den Venetianern freilich nicht das verlorne Morea zurückgab, aber das Gebiet Carls des Sechsten durch Temeswar, Orsowa und Belgrad, nebst einem Theile der Wallachei und einem Theile von Servien, vergrößerte. Im Jahre 1723 nahmen die Stände des Königreichs Böhmen die pragmatische Sanction feierlich an, und im Jahre 1724

folgten die österreichischen Niederlande. Zu gleicher Zeit war Carl der Sechste darauf bedacht, dies Hausgesetz auswärtigen Mächten annehmbar zu machen. Am früheſten entschloß sich Spanien dazu, durch nichts so sehr gelockt, als durch die Aussicht, welche der Herzog von Riperda, Philipps des Fünften Gesandter am österreichischen Hofe, auf eine Vermählung des Infanten Don Carlos mit der Erzherzogin Maria Thereſia eröffnete. Was England und Holland zur Annahme bestimmte, ist bereits angeführt worden; durch Aufopferung der ostindischen Gesellschaft gewann der Kaiser diesen Privat-Vortheil. So unterstützt begann das Wiener Cabinet das deutsche Reich zu bearbeiten. Ein Graf von Kufstein, in dessen Unterhandlungs-Talent der Kaiser ein großes Vertrauen setzte, bereiſete die deutschen Höfe, um sie durch zweckmäßige Vorstellungen den Wünschen des Kaisers geneigt zu machen. Hierbei aber ließ man es nicht bewenden. Um nämlich das Ziel desto sicherer zu erreichen, suchte man den Kurfürsten von Mainz für die große Angelegenheit des Kaiserhofes zu gewinnen. Dieser Kurfürst war ein naher Verwandter des Kaisers; sogar sein Oheim. Was Familien-Intereſſe nicht zu bewirken vermochte, das verſprach man sich von der Neigung der Deutschen, jene Vergangenheit zu preisen, wo Deutschlands Einheit durch das Verhältniß des Reichs-Erzkanzlers zu dem Kaiser gesichert schien. Ob nun gleich seit den Zeiten Carls des Fünften kein deutscher Erzkanzler in Wien gewesen war: so trug man doch kein Bedenken, den gegenwärtigen dahin einzuladen, und ihn nach seiner Ankunft die Rolle eines kaiserlichen Kanzlers

spielen zu lassen. Er war es, der während seines Aufenthalts am kaiserlichen Hoflager die aus dem Reiche einlaufenden Berichte erbrach und darauf verfügte; zugleich wohnte er den Versammlungen des Staatsraths bei, worin man über die Mittel, der pragmatischen Sanction die Gewährleistung des deutschen Reichs zu verschaffen, berathschlagte.

Endlich den 18 Oct. 1731 erließ der Kaiser ein Commissions-Decret an die Reichsversammlung, worin, um die gewünschte Gewährleistung zu erhalten, vorgestellt wurde, daß dieselbe zu Niemands Nachtheil gereiche, wohl aber zur Vertheidigung des Erzhauses. Früher schon war sowohl gegen als für die Gewährleistung der pragmatischen Sanction geschrieben worden, je nach dem Interesse der Partheien, die es im Reiche gab. Den entschiedensten Gegner fand der Kaiser an Kurbaiern, an welches sich Pfalz-Lautern, Simmern und Neuburg anschlossen. Kurbaierns Gesandter führte an, daß das Reich, wenn es die pragmatische Sanction garantirte, leicht in die Nothwendigkeit gerathen dürfte, in alle wegen der österreichischen Erblande entstehende Kriege verflochten zu werden, wenn auch dieselben das Reich gar nichts angingen. In dieser Aeußerung zeigte sich aufs Neue die Ansicht, welche man von dem Verhältniß der Reichsfürsten zu dem Kaiser hatte. Doch war diese Ansicht nichts weniger, als allgemein. Es erfolgte am 11 Jan. 1732 ein Reichsgutachten, worin das deutsche Reich die Gewährleistung der pragmatischen Sanction übernahm. Hiermit war der Cardinal von Fleury nicht einverstanden. Er sah in der Gewährleistung der pragma-

tischen Sanction ein für das Gleichgewicht von Europa höchst gefährliches Mittel zur Befestigung der österreichischen Macht, indem die Krone Frankreich dadurch genöthigt werde, allen Verbindungen mit solchen Fürsten zu entsagen, welche Ansprüche an das Haus Oesterreich hätten. Es lag am Tage, daß Frankreich und Kurbaiern einverstanden waren. Das europäische Gleichgewicht, nimmer vorhanden, nimmer zu bewirken, war der Vorwand eines Krieges, der lange vor seinem Ausbruch beschlossen war.

Den Krieg mit den Türken abgerechnet, hatte sich Europa seit dem Frieden von Utrecht in einer erträglichen Ruhe befunden, welche freilich jeden Augenblick unterbrochen werden konnte, aber doch, vermöge des friedlichen Geistes, der im brittischen Cabinet vorherrschte, ununterbrochen blieb. Es ließ sich vorhersehen, daß der Tod Carls des Sechsten dem europäischen Frieden ein Ende machen werde; doch, noch ehe derselbe erfolgte, gab der Tod Augusts des Zweiten, Königs von Polen, die Veranlassung zu neuen Unruhen, welche sich aus dem Norden von Europa nach dem Süden dieses Erdtheils hin erstreckten, und die Verfassung Italiens gänzlich veränderten. Die Beweggründe zu europäischen Kriegen sind so mannichfaltig, und zum Theil so außerordentlich, daß man nicht genug darüber nachdenken kann. In Frankreich findet ein Principal-Minister (der Herzog von Bourbon) für gut, sein Ansehn dadurch zu befestigen, daß er die Tochter des Königs von Spanien zurücksen-

det, und seinen König mit der Tochter eines polnischen Edelmanns vermählt, den die Laune eines schwedischen Königs auf den Thron erhoben hat; in Rußland besteigt Anna Iwanowna, verwittwete Herzogin von Curland, den durch den frühzeitigen Tod Peters des Zweiten erledigten Thron. Ohne diesen doppelten Umstand ist an keinen polnischen Successionskrieg zu denken. Der König von Frankreich glaubt es seiner Würde schuldig zu seyn, daß sein Schwiegervater Stanislaus Leszinski in Polen regiere; die russische Czarin glaubt dem Vortheile ihres Reichs gemäß zu handeln, wenn sie die Ansprüche, welche August der Dritte, Kurfürst von Sachsen, auf den polnischen Thron macht, begünstigt und unterstützt. So entbrennt ein Krieg, der am Rhein und in Italien geführt wird, und alles verändert, was der Friede von Utrecht für die Ruhe von Europa geleistet hat. Kaum ist Stanislaus Leszinski von dem Primas von Polen und von dem größten Theile des polnischen Adels gewählt, als er durch eine russische Armee, die sich mit sächsischen Truppen vereinigt, nach Danzig verjagt wird, von wo er, eingeschlossen und belagert, sich noch zu rechter Zeit durch die Flucht nach Königsberg rettet. Ludwig der Funfzehnte, welcher diese Beleidigung seines Schwiegervaters rächen zu müssen glaubt, kündigt dem deutschen Kaiser den Krieg an, weil dieser zur Unterstützung des Kurfürsten von Sachsen eine Armee an die Gränze von Polen hat marschiren lassen. Spanien und Sardinien machen gemeinschaftliche Sache mit Frankreich gegen den Kaiser. Dieser erhält von England und Holland den Beistand nicht, den er, dem Wiener Trac-

tat von 1731 gemäß, fordern zu können glaubt; denn beide finden für gut, neutral zu bleiben, nachdem Frankreich den Generalstaaten die Versicherung gegeben hat, daß die Niederlande nicht der Kriegsschauplatz werden sollen. Die Franzosen besetzen Lothringen mit Vertreibung des Herzogs Franz Stephan, welcher im Begriff steht sich mit Maria Theresia, der ältesten Tochter Carls des Sechsten, zu vermählen. Zu gleicher Zeit dringen sie über den Rhein vor und bemächtigen sich der Festung Kehl. Das deutsche Reich, von diesem Verfahren beleidigt, erklärt Frankreich und dessen Bundesgenossen den Krieg, und veranlaßt dadurch die Franzosen, mehrere Plätze an der Mosel zu besetzen und die Festung Philippsburg zu erobern. Prinz Eugen thut was in seinen Kräften steht, ihre Fortschritte zu hemmen; allein er selbst ist abgelebt, und die österreichische Armee ist nicht mehr dieselbe, womit er die Türken geschlagen hat. Der Hauptschauplatz des Krieges ist Italien. Hier erkämpfen die Verbündeten zwei entscheidende Siege über die Kaiserlichen: den ersten bei Parma (29 Juni), den zweiten bei Guastalla (19 Sept. 1734). Die ganze österreichische Lombardei unterwirft sich ihnen bis auf Mantua, das belagert wird. Unterdeß richtet eine spanische Armee, von dem Herzog von Montemar geführt, ihren Marsch nach Neapel, das sogleich seine Thore öffnet. Das Schicksal des ganzen Königreichs wird 1735 durch die Schlacht bei Bitonto entschieden, in welcher die Spanier siegen. Nach der Eroberung von Neapel geht der Infant Don Carlos nach Sicilien über, wo er sich zu Palermo zum König beider Sicilien krönen läßt. Der Kaiser, durch so

viele Unfälle niedergebeugt, sucht und erhält den Beistand der Russen. Ein Corps von 10,000 Mann, von dem Grafen Lascy geführt, erscheint an den Ufern des Rheins; aber Eugen bleibt allzu schwach, um über diesen Fluß vordringen und den Kriegsschauplatz nach Lothringen verlegen zu können. Unter solchen Umständen bieten die Seemächte ihre Vermittelung an. Der Kaiser, so bedürftig des Friedens er auch ist, trägt Bedenken, diese Vermittelung anzunehmen, und knüpft dafür geheime Unterhandlungen mit dem Cardinal von Fleury an. Es dauert lange, ehe man sich einigen kann. Endlich kommt zu Wien (18 Nov. 1738) der Friede zu Stande. Stanislaus Leszinski entsagt dem polnischen Thron und erhält Lothringen und Bar, welche nach seinem Tode mit voller Souveränetät an Frankreich fallen sollen. Zur Entschädigung dafür erhält der Herzog von Lothringen das Großherzogthum Toskana, dessen letzter Besitzer Johann Gaston, aus dem Hause Medici, vor kurzem gestorben ist. Das Königreich beider Sicilien, nebst den Toskanischen Häfen, werden dem Infanten Don Carlos und seinen Nachkommen, männlichen sowohl als weiblichen Geschlechts, zugesichert, in deren Ermangelung es an die jüngeren Brüder dieses Fürsten und deren Nachkommen fallen soll. Dafür tritt Don Carlos die Herzogthümer Parma und Piacenza an den Kaiser ab, welcher zugleich alles wieder erhält, was man ihm im Mailändischen und Mantuanischen abgenommen hat, bis auf einige Landschaften, welche er an den König von Sardinien abgeben muß. Unter diesen Bedingungen

macht Frankreich sich anheischig, die pragmatische Sanction zu garantiren.

Gewiß ein sehr merkwürdiger Krieg, der über die Staatsgesetzgebung von Europa nur allzu viel Aufschluß giebt, wenn man die Leichtigkeit, womit er begonnen wurde, in Betrachtung zieht! Oesterreichs Verluste wurden dadurch noch größer, daß es sich in den Krieg verwickeln ließ, welchen die russische Czarin zu eben dieser Zeit den Türken ankündigte. Es gab nämlich in dem Tractat von Belgrad alles an die Türken zurück, was es in dem vorhergehenden Feldzuge erobert hatte, bis auf das Temeswarer Bannat. Bald darauf starb Carl der Sechste (20 Oct. 1740) in einem Alter von 55 Jahren: ein Kaiser, der den Glanz seiner früheren Regierung vorzüglich dem Genie des Prinzen Eugen verdankte.

Mitten unter diesen großen Bewegungen, durch welche ganz Europa erschüttert wurde, wich der kirchliche Geist immer mehr von diesem Erdtheil, um einem besseren Platz zu machen. Oesterreich konnte durch den Frieden von Utrecht nicht zu dem Besitz des größten Theiles von Italien gelangen, ohne mit dem Pabste zu zerfallen, der, indem er sich in der Ausübung der sogenannten weltlichen Macht beschränkt fühlte, alles aufbot, jenen ihm so nachtheiligen Frieden zu stören. Doch die Art und Weise, wie er sich dabei benahm, zeigte den Unterschied früherer Zeiten von den gegenwärtigen, und diente im Ganzen nur, die päbstliche Autorität noch mehr in Schatten zu stellen. Es läßt sich nicht sagen, was

geschehen seyn würde, wenn Oesterreich im Besitz des Königreichs beider Sicilien geblieben wäre; das aber läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß die neue Vertheilung der italiänischen Halbinsel nicht wenig dazu beitrug, den kläglichen Ueberrest des päbstlichen Ansehns zu retten.

Die Natur hat ihre geheimen Werkstätten, in welchen sie, unbekümmert um das Interesse der Mächtigen dieser Erde, ihre Plane verfolgt. Schon im sechzehnten Jahrhundert hatte Kopernikus dem menschlichen Geiste eine Bahn gezeichnet, in welcher er sich nicht bewegen konnte, ohne von dem kirchlichen Götzen abzufallen und sich mit dem Weltgeist zu befreunden; aber Furcht hatte den edlen Denker abgehalten, seine Anschauungen für noch etwas mehr als bloße Hypothesen zu geben: denn er fühlte wohl, wie heftig die Kirche gegen ihn entbrennen würde, wenn er diese Vorsicht nicht anwendete. Was Kopernikus erschaut hatte, blieb nicht unbenutzt, nicht unbearbeitet. Während die Deutschen im dreißigjährigen Kriege sich gegenseitig zerfleischten, um als Protestanten oder als Katholiken fortzudauern, erstand in Italien unter den Augen der Päbste ein Mann, der sich das große Verdienst erwarb, Kopernikus Hypothesen in erwiesene Wahrheiten zu verwandeln, und durch eine Menge von Erfindungen, die alle eben so neu als in einander greifend waren, dem menschlichen Urtheil über die erhabensten Dinge eine Sicherheit zuzuwenden, über welche man nur erstaunen kann. Dieser Mann war Galileo Galilei; unstreitig einer der erhabensten und edelsten Geister, die jemals das menschliche Geschlecht

verherrlicht haben. Die Kirche blieb nicht gleichgültig gegen die indirecten Angriffe, welche in Galilei's Werken auf sie gemacht wurden. Sie raffte ihre letzte Kraft zusammen, um ein System zu unterdrücken, von welchem sie fühlte, daß es ihr Verderben in sich schließe. Doch dahin war es bereits gekommen, daß sie ihrem eigenen Verfahren mißtrauete. Wie grausam sie auch gegen Galilei verfuhr: so schämte sie sich doch schon so sehr vor sich selbst, daß sie ganz im Stillen die Acten eines Prozesses unterdrückte, aus welchem hervorging, bis zu welchem Grade ihr Auge das Sonnenlicht der Wahrheit zu ertragen im Stande war. Alles vergeblich. Galilei's Werke dauerten fort, und wurden, nach etwas mehr als einem halben Jahrhunderte, die Grundlage jener Naturphilosophie, welche sich auf den brittischen Inseln durch Isaak Newton entwickelte. So erhielt das, was das menschliche Geschlecht in Europa seit einigen Jahrhunderten geahnet hatte — denn die ganze Reformation kann man in die Reihe der Ahnungen setzen — Bestätigung und Klarheit durch Individuen, welche, von aller Macht geschieden, zu einer neuen Gestaltung der Welt unendlich mehr beigetragen haben, als die, deren Machtfülle so oft vergeblich angerufen wird. Kopernikus, Galilei, Newton, seyd gesegnet! Das Licht eures Verstandes ist auf das menschliche Geschlecht übergegangen; und wie wunderbar es sich in demselben auch brechen möge: so dauert es doch fort, und kann nur zu neuen Entwickelungen führen, welche die Gestalt Europa's eben so verändern werden, wie es bisher der Fall gewesen. Große Zwischenräume haben euch getrennt; aber der

ruhigen Betrachtung erscheint ihr als Brüder, von welchen der jüngste den wissenschaftlichen Reichthum der älteren gesammelt und vereinigt hat, um ihn der ganzen Welt zuzuwenden.

Von dem Kampf gedrückt, welchen die Gegenwart mit sich führt, strebt der Mensch in die Vergangenheit zurück, die er sich als kampflos denkt, weil er sie nicht kennt. Eine von den merkwürdigen Folgen dieses ewig eitelen Strebens ist, daß man sich den vorhergegangenen Zustand der Gesellschaft als allein beglückend vorstellt, und daß man alles verabscheut, was denselben verdrängt hat. Auf diesem Wege kommt man zuletzt dahin, der vorhandenen Aufklärung den Prozeß zu machen, die man sich in der Zeit immer als vollendet denkt. Eine große Thorheit! Die Aufklärung ist nie vollendet, und die Feinde derselben sind nie mehr, oder weniger, als Freunde ihrer eigenen Ruhe und Bequemlichkeit. Soll denn aber der Weltgeist rasten, damit gewisse vorgebliche Rechte, welche in sich selbst nichts weiter sind, als das Produkt der Barbarei, ewig bleiben mögen? Was man in dieser Hinsicht auch wünschen mag, die Vergeblichkeit des Wunsches liegt in der Natur des menschlichen Geschlechts eingeschlossen, welches, von einem höheren Willen zu Verwandlungen bestimmt, nie rasten kann. Die Tendenzen verschiedener Jahrhunderte sind durchaus verschieden. Im sechzehnten kam es darauf an, sich dem kirchlichen Despotismus zu entziehen. Im siebzehnten befestigte man die erworbene Freiheit. Im achtzehnten genoß man dieser Freiheit mit Vernichtung aller früheren Fesseln. Jetzt aber fingen die besseren Geister auch

an, inne zu werden, daß, wie schätzbar auch die Gedankenfreiheit seyn möge, dennoch etwas vorhanden seyn müsse, was die Sittlichkeit sichere. Eine Rückkehr in das alte theokratische System war unmöglich. Das Problem mußte also auf einem anderen Wege gelöst werden. So entstanden alle die Bewegungen, deren Zuschauer oder Opfer wir seit einem Vierteljahrhundert gewesen sind: Bewegungen, die, weil sie mit dem Zustande der Wissenschaft zusammenhangen, noch lange fortdauern werden, bis endlich das gefunden seyn wird, was allein besänftigen kann.

Man könnte die kaiserliche Autorität, so wie sie gegen das Ende der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts da stand, den Traum eines Traumes nennen. Nie war sie gewesen, was sie hätte seyn sollen. In einer früheren Periode hatte die Kraft des Territorial-Familienwesens ihre Wirksamkeit vernichtet; in der Periode, von welcher hier die Rede ist, wurde dieselbe durch einen gesellschaftlichen Zustand gestört, der eben so wenig zu ihr, als sie zu ihm paßte, vorausgesetzt, daß man von dem (in sich selbst sehr unvollkommenen) Ideal der römischen Imperatorwürde ausgehen muß.

Oberlehnsherrlichkeit und oberstrichterliche Gewalt waren freilich noch immer die Prädikate, an welchen die kaiserliche Autorität erkannt werden sollte; doch jene, wie diese, wurden unwirksam gemacht: einerseits durch die Souveränetät, welche der Westphälische Friede verliehen hatte, andererseits durch den Umfang, welchen einzelne

Staaten

Staaten durch ihre Verbindung mit nicht-deutschen Reichen erhalten hatten. Starben nur Dynastieen nicht aus — und dagegen gab es wirksame Mittel — so war die oberlehnherrliche Macht eben so wenig zu fürchten, wie die oberstrichterliche.

Außer diesen beiden sogenannten Reservat-Rechten blieben dem Kaiser noch einige andere vorbehalten, die freilich dazu beitragen konnten, sein Daseyn fühlbar zu machen, aber, wenn sie gemißbraucht wurden, die kaiserliche Autorität nur noch mehr herabwürdigten. Dahin gehörte das Recht, Privilegien zu ertheilen: Privilegien zur Anlegung von Zoll- und Münzstätten, Privilegien gegen den Nachdruck u. s. w. Jene kaiserlichen Privilegien, welche zur Anlegung von Zoll- und Münzstätten berechtigten, konnten sehr leicht den Verkehr im Innern des Reichs hemmen, wenn der eine oder andere kleine Reichsfürst sie zu seinem Vortheile zu benutzen trachtete; was nur allzu oft geschah und die lautesten Klagen nach sich zog. Was die Bücherprivilegien anbetrifft, so waren auch sie nur ein Beweis von der polizeilichen Schwäche des Reichs: denn sie hätten gar nicht Statt finden sollen, da sie gegen ein ehrloses Gewerbe gerichtet waren, welches unterdrückt werden mußte. Nie leisteten sie, was sie leisten sollten; und sie verschwanden, als der Buchhandel sich von Frankfurt am Main nach Leipzig gezogen hatte, wo kurfürstlich-sächsische Privilegien allein wirksam werden konnten. Noch ertheilte der Kaiser Privilegien zur Errichtung von hohen Schulen und zur Anlegung von Städten; aber die Aufforderungen dazu waren allzu selten, als daß die kaiserliche Autorität von

dieser Seite hätte glänzen können, und Altona entstand nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts nicht weniger, weil Kaiser Leopold es sich von Friedrich dem Dritten, König von Dänemark versah, er werde den Klagen der Hamburger weichen.

Am meisten und am erfolgreichsten wurden die Kaiser in Anspruch genommen wegen des Rechts, Standeserhöhungen vorzunehmen: Personen bürgerlichen Standes in die Zahl der Edelleute zu versetzen, Edelleute zu Freiherren und Grafen, und diese zu Fürsten zu ernennen; dies war eine Hauptverrichtung der Kaiser in den letzten Zeiten. So lange es nur auf Titel und Rang ankam, konnten die Fürsten zu den Verfügungen des Kaisers schweigen; sobald aber vom Eintritt in das Fürsten-Collegium auf dem Reichstage die Rede war, glaubten sie, ihre Stimme erheben zu müssen, damit dies Collegium sich nicht mit Creaturen des Kaisers anfüllen möchte. Die Standeserhöhungen hielten sich daher in derjenigen Region, wo sie dem Stimmrecht der ältern Fürsten nicht gefährlich werden konnten, d. h. der Eintritt in das Fürsten-Collegium wurde nur dann gestattet, wenn Kurfürsten und Stände damit einverstanden waren.

Einer besonderen Erwähnung verdient das Vorrecht der Kaiser, Pfalzgrafen mit der großen und kleinen Comitiv zu ernennen. In früheren Zeiten waren die Pfalzgrafen die ersten Minister der Könige und Kaiser gewesen; die Unwissenheit aber hatte es im siebenten und achten Jahrhunderte mit sich gebracht, daß diese Stellen auf Geistliche übergegangen waren, welche den Titel von Pfalzgrafen gegen den von Kanzlern ausgetauscht hatten.

Als nun diese Kanzler nach und nach unabhängig wurden, blieben sie in ihrem Domän zurück, und ließen ihr Amt beim Kaiser oder König durch Pfalzgrafen von ihrer Anstellung verrichten. Diese Abhängigkeit der Könige von den Kanzlern und Erzkanzlern war nicht zu ertragen. Andere Titel kamen an die Stelle des pfalzgräflichen. Indeß dauerte die Benennung der Pfalzgrafen fort; und, weil man mit derselben irgend einen Sinn verbinden wollte: so ertheilten die Kaiser nach ihrer Machtfülle gewissen, von ihnen begünstigten, Personen mit dem pfalzgräflichen Titel das Recht, unehelich-geborne Kinder zu legitimiren, Doctoren der Rechte und der Medizin zu bestellen, Notarien zu ernennen u. s. w. Man geräth in Verlegenheit, wenn man von dieser Schöpfung einen vernünftigen Grund angeben soll. Der Mißbrauch, welchen die Pfalzgrafen mit dem ihnen zustehenden Rechte trieben, reichte bis an den Muthwillen. Zu Dresden machte ein kaiserlicher Pfalzgraf noch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einen Knochenhauer zum Notarius; und in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts ernannte ein gewisser Baron Wohlin, dessen Vorfahren von dem Kaiser Sigismund mit der großen Comitiv für sich und ihre Nachkömmlinge ausgestattet waren, einen Augenarzt des Bischofs von Augsburg zum kaiserlichen Hofpfalzgrafen, mit dem Rechte, die Doctorwürde zu verleihen. War es den Landesfürsten zu verargen, wenn sie, um die Ordnung in ihren Staaten aufrecht zu erhalten, solchen Mißbräuchen, die an Albernheiten gränzten, in den Weg traten, und nicht gestatteten, daß Fleischer Notariatsgeschäfte trie-

ben, und Oculisten Doctoren der Medizin und des Rechts kreirten?

Es ist im Leben nur allzu häufig der Fall, daß eine Sache der Wirklichkeit nach etwas anderes ist, als was sie der Idee nach seyn sollte. Eine solche Bewandtniß hatte es mit der deutschen Kaiserwürde. Was in ihr reell war, konnte immer nur als ein Minimum von dem betrachtet werden, was ihre Bestimmung und die in ihr zum Grunde liegende Idee mit sich brachte. Nie paßte sie zu dem Wesen der Deutschen; und wenn dieses sie fortdauernd verdrängte: so wirkte sie ihrerseits so auf dies Wesen zurück, daß die Einheit des Reichs immer mehr verschwinden, die Trennung immer größer werden mußte. Vielleicht lag es in den Planen der Vorsehung, daß auch in dieser Hinsicht das Uebermaaß des Bösen der Anfang des Guten werden sollte. Wir werden in den nächsten Abschnitten sehen, welche Krisen der Tod Carls des Sechsten herbeiführt, und wie keine derselben zur Vermehrung der Achtung für das deutsche Kaiserthum beiträgt; wir werden sogar sehen, wie einer von den deutschen Fürsten sich auf Kosten des Hauses Oesterreich vergrößert, und allen Hindernissen zum Trotz zu seinem Zwecke gelangt. Im Großen kann man sagen: es gebe kein deutsches Reich mehr, sondern nur europäische Staaten in Deutschland. Wenigstens würde dies der Wirklichkeit unendlich besser entsprechen, als die Voraussetzung einer Einheit, die keine ist, und eines Gemeingeistes, der nicht vorhanden ist. Ohne einen solchen Zustand der Dinge hätte es nie einen Friedrich den Zweiten, König von Preußen, geben kön-

nen; und indem er das benutzte, was er vorfand, brach er ganz unstreitig die Bahn für einen besseren Zustand der Dinge, dessen Herbeiführung nur das Werk der Zeit und der Gelegenheit seyn kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Bücher-Nachdrucks, von Georgius.

(Beschluß.)

Resultate.

Wenn die öffentliche Abneigung gegen den Nachdruck auf einem, vertragsweise entstandenen, Uebereinkommen beruhet: so ist wohl schwerlich oder nur aus jener fast blinden Vorliebe, die man für eine vertheidigte Partheisache fasset, zu erklären, warum die Advokaten des Nachdrucks geläugnet haben, daß man — wie von den Sachführern des Buchhandels geschehen — annehmen könne: es werde in der Regel jedes gedruckte Buch von dem rechtmäßigen Verleger mit der stillschweigenden Bedingung verkauft: daß es nicht durch Nachdruck nachgemacht und vervielfältigt werden dürfe.

Erklärt man auch jene Abneigung gegen den Nachdruck nur für eine der meisten Buchhändler; erwägt man, wie wenige Menschen den unverschämten Muth haben, sich zur Ausübung des Nachdrucker-Gewerbes öffentlich zu bekennen: so ist es wohl unmöglich, daß ein, sein rechtliches Besitzthum achtender, und zugleich von dem Nachdruck täglich gefährdeter Buchhändler jemals den Gedanken hegen könne, daß irgend Jemand Ein Exemplar eines Buchs von ihm oder von seinen Agenten unter der Voraussetzung und Bedingung kaufen könne und wolle, daß ihm dadurch der Nachdruck ver-

stattet werde. Ist es auch nur denkbar, daß irgend ein Käufer, und daß besonders Der, welcher auf Nachdrukkerei sinnt, nicht, in dem Augenblick des Kauf- und Verkauf-Akts, wissen und bedenken sollte, daß ihm der Verleger, und jeder in dessen Namen handelnde Buchhändler, mit dem Gedanken ein erkauftes Buch übergebe, daß es nicht nachgedruckt werden dürfe, und daß das Nachdrucken ein verwerfliches und schändliches Geschäft sey? Jemehr man geneigt ist, so harte Aeußerungen, wie die eben gebrauchten, zu verwerfen und sie für Ausdrücke eines partheiischen Hasses gegen die Nachdrucker zu erklären: desto mehr muß man dieselben und die, ihnen entsprechenden, Gesinnungen und Grundsätze bei den, für partheisüchtig ausgegebenen, Verlegern und Buchhändlern voraussetzen, und desto weniger kann man läugnen, daß sie beim Verkauf jedes Exemplars einer Schrift stillschweigend die Bedingung machen, daß es nicht nachgedruckt werden dürfe. Dieses kann man auch darum nicht in Abrede stellen, weil man einsehen und eingestehen muß, daß ja der Buchhändler dieser Bedingung nicht ausdrücklich gedenken kann und darf, indem deren Erwähnung eine Beleidigung in sich enthalten würde, in sofern man jedem Käufer nicht bloß zutrauen, sondern sogar ins Gesicht sagen müßte, daß man ihn für fähig halte, etwas zu thun, was man für unehrlich, schändlich und treulos erachte, d. i. den Nachdruck auszuüben *).

*) Die Verfechter des Nachdrucks räumen ein, daß dieser durch eine ausdrückliche Bedingung bei dem Bücherverkauf

Kontraste und Vereinigungspunkte.

Wenn man nun nochmals zurückblickt auf die Entstehung und das fortdauernde Daseyn des rechtlichen Hasses gegen den Nachdruck: so wird man noch mehr, als zuvor, sich überzeugen, daß er sich gebildet hat, weil man einsah, daß die herrliche Erfindung der Buchdrukkerei kein ganz gesichertes und beglückendes Daseyn gewinnen könne, so lange der Nachdruck zu befürchten; und daß der Vortheil Aller nur hervorzubringen sey durch die zeitliche Verleihung ausschließender Rechte an Einzelne.

Diesen Glauben hegte man überall, wo die, oben erwähnten, barbarischen Verhältnisse zwischen Völkern

---

ausgeschlossen und verboten werden könne, indem sie eine stillschweigende nicht sowohl für ganz unzureichend erklären, sondern bloß vorgeben, daß sie weder zu vermuthen, noch nachzuweisen sey. Auf der Einen Seite widersprechen diesem Vorgeben die oben angeführten Umstände, auf der Andern Seite muß man sich wundern, daß bis jetzt nicht jeder rechtliche Buchhändler der Ankündigung und dem Titel jedes seiner Verlagsartikel die ausdrückliche Bedingung einverleibt hat: daß er bloß unter Verbietung des Nachdrucks verkaufe, und daß jeder Käufer mit gerichtlicher Verfolgung bedrohet werde, welcher diese Verkaufsbedingung übertreten würde. Es scheint kaum zweifelhaft, daß eine solche Verlags-Verletzung überall, und sogar in Ländern ein Klagerecht begründen müsse, in denen man den Nachdruck duldet. Es scheint ferner, daß von nun an, und bis von den Staaten ein Verbot desselben erlassen wird, die Anwendung dieser Klausel als eine ehrliche Selbsthülfe und als die Aeußerung eines rechtlichen Ehrgefühls nöthig sey, sollte sie auch, was kaum zu erwarten ist, unnützlich seyn. In diesem Falle würde man sich mit dem Sprüchworte: „nützt es nicht, so schadet es auch nicht," trösten; im Gegentheil aber die Unterlassung dieser Vorsicht nicht entschuldigen können.

nicht ins Spiel kamen, nämlich innerhalb der Gränzen eines jeden Staates, nur nicht in dem zersplitterten Deutschlande, weil es schien, als ob in diesem Lande aller völkerrechtliche Zwiespalt, wie in einer verkleinerten Welt, zusammengedrängt und immer vergegenwärtigt werden müßte.

Daher sagt die „Denkschrift über den Büchernachdruck" mit Recht und Wahrheit:

„Wenn der Nachdruck eines, nicht privilegirten, „Buchs rechtmäßig wäre, warum findet man ihn nie „in demselben Lande, in welchem das Original gedruckt „worden? Warum erbittet sich so selten ein Verleger „von seinem eigenen Landesherrn ein Privilegium, wenn „gleich der Nachdruck durch die Gesetze eines Landes „nicht ausdrücklich verboten worden ist?"

Mit gleichem Rechte und mit gleicher Wirkung auf die Ueberzeugung der Leser sagt dieselbe Denkschrift: „Aus Allem scheint unwiderleglich die Alternative her„vorzugehen: ist der Nachdruck unrechtmäßig, so werde „er allgemein verboten; ist er aber rechtmäßig, so werde „er allgemein erlaubt. Nur dieser Zustand quälender „Ungewißheit, schwankender Begriffe höre endlich auf!"

Die, an sich unverkennbare, Billigkeit dieses Verlangens wird dadurch noch einleuchtender, daß auch die Sachführer des Nachdrucks in dasselbe einstimmen und es zu dem ihrigen machen.

Wir führen von den letztern bloß den, schon mehrmals erwähnten, so geistreichen, als eifrigen, aber mehr Bestrafung, als Bekehrung suchenden an, welcher im

Jahre 1783 mit einer Vertheidigung des Nachdrucks im deutschen Museum aufgetreten ist.

Dieser äußert die Meinung: daß, wenn der, der wissenschaftlichen Welt beförderliche und die Wohlfeilheit der Bücher hervorbringende *), Nachdruck ja nicht mehr Statt finden solle, ein förmliches Verbot desselben erlassen werden möchte.

Es ist demnach Ein Punkt vorhanden, in Rücksicht dessen beide Partheien, die Feinde und Freunde des Nachdrucks, die Vertheidiger und Widersacher des ehrlichen Buchhandels, mit einander einig sind.

Dieser Eine und Erste Punkt ist aber gleichsam der Befruchtungs-Punkt zur Hervorbringung eines zweiten, in Rücksicht dessen ebenfalls beide Partheien einverstanden sind.

---

*) Diese Bemerkung ist durchaus unrichtig. Da der Handel mit gedruckten Büchern, wie bemerkt worden ist, seit seiner Entstehung mit dem Nachdruck zu kämpfen hatte: so mußte er bei Bestimmung der Bücherpreise allzeit die Gefahr einrechnen, mit welcher er von demselben bedrohet war. Je größer der befürchtete Schaden, je größer die Ungewißheit der Dinge und je kürzer die Zeit ist, während welcher durch den Verkauf der Original-Ausgabe, ein billiger Gewinn erlangt werden kann: desto größer muß die Büchertheuerung seyn, und desto mehr muß sie sich von Tag zu Tag vermehren. Denn so lange der Verleger seines Besitzthums keinen Augenblick sicher ist, muß er allen Gewinn von hohen Preisen, vom schnellen Verkauf, und besonders von kleinen Auflagen der Bücher erwarten. Er ist genöthigt, von und für den Augenblick zu leben; wogegen er, nach Vertilgung des Nachdrucks, den Preis seiner Bücher, einem, auf längere Zeit gesicherten, Absatze gemäß, berechnen und größere Auflagen machen kann, welche für die Literatur so nützlich, als kleine verderblich, und als jene gewagt sind. Wir verweisen auf einen Aufsatz in der allgemeinen Staatskorrespondenz.

Auf der Einen Seite enthält nämlich die „Denkschrift über den Büchernachdruck“ (Seite 22) folgende, höchst merkwürdige und lobenswerthe Worte: „Die gefürchtete Vertheuerung der Bücher ist leer. Ge„setzt auch, alle Buchhändler verbänden sich, die Bü„cherpreise zu steigern, wie leicht könnten polizeiliche „Maßregeln einem solchen Unfug steuern? Man hat „Polizeigesetze für die leibliche „Speise, das Brod; warum sollte „die geistige Speise, die kultivir„ten Völkern eben so unentbehr„lich ist, nicht ähnlichen Gesetzen „unterworfen seyn?“

Uebereinstimmend mit diesen Aeußerungen der Denkschrift, wünscht der Wortführer im Museum: daß, wenn der Nachdruck ja nicht mehr Statt finden dürfe, eine Taxation der Bücher eingeführt werden möchte, um dadurch einer, (wie er meint) alsdann zu befürchtenden, muthwilligen Vertheuerung derselben vorzubeugen.

Die Wortführer beider Partheien sind demnach einig in Ansehung des gerechten Wunsches, daß durch ein positives Gesetz der bisherige schwankende Zustand aufgehoben, und alsdann, wo nicht durch den natürlichen Gang der Dinge *), wenigstens durch Taxa-

*) Wenn der natürliche Gang der Dinge irgendwo in menschlichen Verhältnissen die Herrschaft des Rechts und der Ehrlichkeit begründet: so ist es in der Handelswelt. Von dieser ist gleichsam der Buchhandel ausgeschlossen, und in Rücksicht seiner ist dieser natürliche Gang der Dinge gestört, so lange es Nachdruck giebt.

tion der Bücher, eine erwünschte Wohlfeilheit derselben bewirkt werde.

Dieses Einverständniß allein müßte hinreichend seyn, um die Abstellung des Nachdrucks zu bewirken.

Denn wenn wir sogar annehmen wollen, daß der Nachdruck hier und da ein gutes (aber schlecht und fehlerhaft gedrucktes) Buch wohlfeiler, als das Original, geliefert; wenn wir sogar, wenigstens ironischer Weise, zugestehen wollen, daß er sich dadurch in einzelnen Fällen um das Wohl der Welt — an das er nie denkt — durch Aufopferung seiner Gewissenhaftigkeit verdient gemacht habe: so vermochte er dennoch im Allgemeinen eine Büchertheuerung eben deswegen nicht aufzuhalten, weil er es durchaus nicht wollte, und weil dies seinem Vortheile widersprach.

Gleichwie er nämlich fort und fort der heimliche und offenbare Urheber fortschreitender Büchertheuerung war: so begriff er auch gar wohl, daß dieselbe ihm selbst sehr nützlich sey. Denn, wenn er sich auch (wie er es doch nicht that) zur Regel gemacht hätte, seine Erzeugnisse allzeit für den halben Preis der Originalauflage zu verkaufen: so gewann er ja um so mehr, je mehr er selbst den ehrlichen Verleger zur Steigerung der Bücherpreise nöthigte. Um scherzhafter Weise recht weitläuftig zu werden, muß man anführen, daß ja das Halbe eines größern Ganzen mehr beträgt, als das Halbe von einem kleinern *). Man überläßt sich solcher Weitläuf-

*) Wenn der Nachdrucker das Alphabet, das im Buchladen 12 Gr. kostet, für 8 oder 6 Gr. verkauft: so gewinnt er weniger, als wenn er es für 1 Thlr. giebt, wenn es im Buchladen 2 Thlr. kostet u. s. w.

tigkeit und verwirrt sich selber, wenn man ein Unrecht aufdecken will, in Rücksicht dessen man der Meinung sich nicht entschlagen kann, daß dies einem Jeden einleuchtend seyn müsse, und daß man zum Ueberfluß die allgemeine Gesinnung darstelle, wenn man es schildern wolle. Unglaubliches ist allzeit im ersten Augenblick verwirrend.

Wenn man nun — was unzweifelhaft ist — annimmt, daß die Wohlfeilheit der Bücher, gleichwie sie zum Wohl der Wissenschaften und mithin der Menschheit beiträgt, auch durch ein Verbot des Nachdrucks bewirkt werden könne: so ist auch unstreitig, daß dieses Verbot um so heilsamer seyn müsse, je allgemeiner es ertheilt und je mehr es von allen Staaten gegenseitig befolgt wird.

Deswegen ist es auch wünschenswürdig, daß der Nachdruck nicht allein von Völkern oder Staaten Einer Sprache, Eines Stammes oder Eines Bundes (wie z. B. die Deutschen sind) unter sich, sondern daß er von allen Staaten und Völkern dergestalt verboten werde, daß in und von dem Einen ein Buch, welches in dem Andern erschienen ist, nie, oder wenigstens eine gewisse Zeit, z. B. ein Menschenalter, lang nicht nachgedruckt werden dürfe.

Eine solche Einrichtung ist auch nöthig, weil die Staatsgränzen nicht überall Sprachgränzen sind, und mithin z. B. ein, in Deutschland untersagter, Nachdruck deutscher Bücher im Elsaß, in Ostpreußen und Lithauen, in Kurland, Liefland und Esthland, in Siebenbürgen und am Kaukasus u. s. w. vorgenommen werden kann.

Daher scheint es der Ehrlichkeit und einem gegenseitigen Wetteifer aller Staaten beförderlich und in jeder Beziehung heilsam zu seyn, daß jeder Staat in Rücksicht der Bücher, welche er erscheinen läßt, nicht bloß in und für sich, sondern auch gegen alle andere Staaten ein ausschließendes Verlagsrecht erlange und behalte.

Eine solche Maßregel, wenn sie durch ein (nicht wahrscheinliches) Völkergesetz geheiliget werden könnte, würde auf die gründlichste Weise einer, befürchteten, allzu großen und forthin zunehmenden Büchertheuerung vorbeugen können, die in Deutschland — gleich und neben der Getreidetheuerung — aus einer Anglomanie und durch Einflüsse des Englischen Geldgeistes entstanden ist.

Die Englische Büchertheuerung ist veranlaßt worden durch geringen Geldwerth, durch Reichthum, aber auch und fast noch mehr durch Reichthums-Prahlerei, und hat aller andern (wie die Englische Getreidetheuerung) zum Vorbild gedient, und wird auch künftig so lange dazu dienen, bis durch einen Völkervertrag aller Nachdruck überhaupt abgestellt wird.

Würde z. B. durch einen solchen Vertrag festgestellt, daß England alle Englische und andere, von seinen Bürgern geschriebene und ursprünglich in seinen Ländern an das Tageslicht gekommene, Bücher allein zu verlegen habe: so würde dieses ausschließende Verlagsrecht zu rechtmäßigen Spekulationen Anlaß geben, mittelst welcher nach den Bedürfnissen und Vermögensumständen nicht bloß der reichen Engländer, sondern auch der ärmern Einwohner jedes andern Landes die Bücher-

auflagen gemacht würden. Gerade so, wie mit allen ihren Manufakturwaaren, würden die Engländer mit ihren Büchern verfahren.

Indem wir England als Beispiel angeführt haben, wollten wir dadurch andeuten, daß eben so Frankreich, Deutschland, Italien u. s. w. den ausschließenden Verlag der, bei ihnen zuerst erscheinenden, Bücher für die ganze literarische und völkerrechtlich verbrüderte Welt haben und behalten sollten.

Alle Deutsche, Französische, Englische u. s. w. Bücher sollten als Bibeln — was sie, in sofern sie nicht unsittlich, ja alle, obwohl im mindern Grade, sind — angesehen werden. Der Bücherverlag jedes Volks sollte den Bibelanstalten gleichen, die in England zuerst errichtet worden sind. So wie diese die Bibel aus der Christen- in die Heiden- und Christenwelt senden, um beide christlich zu beseligen; so wie sie dies thun durch Verschenkung oder durch den wohlfeilsten Verkauf derselben: so sollte der Buchhandel jedes Landes eine solche menschliche Gesammtanstalt seyn, und deswegen die Verbindlichkeit sowohl, als das ausschließende Recht haben, seine Bücher in alle Welt auszusenden, ohne besorgen zu dürfen, daß ihm sein Wirkungskreis durch den habsüchtigen und vertheuernden Nachdruck beenget werde.

Wird dagegen dieser nicht überall gegenseitig und allseitig aufgehoben: so ereignet sich — um das Höchste mit dem Niedrigern zu vergleichen — in der literarischen Welt, was in der Fabrikwelt geschieht, wenn sich diese emporschwingen will durch gänzliche Verbote fremder Fabrikerzeugnisse.

Sie kommt dann in Gefahr, ihren Untergang vor ihrem Aufblühen zu erleben, weil sie in einen Zustand gesicherter Trägheit versetzt wird, wenn sie von dem Zusammentreffen und von dem Wetteifer mit Fremden entbunden wird, dergestalt, daß ihre Erzeugnisse, wenn sie auch täglich geringhaltiger würden, für gut gelten müssen aus Mangel der bessern. Einem solchen Fabrikstaate gleichet ein Staat, der, in sofern er zur literarischen Welt gehört, einsieht, daß er nicht vermöge, so bedeutende Geisteswerke, als die benachbarten Staaten, hervorzubringen; der aber die Mittel zur Ausbildung sich selber entzieht, indem er die Geldersparung dem Geistesgewinn, die wohlfeile Nachmachung oder die Entwendung fremder Bücher der Hervorbringung eigener vorzieht. Jeder Staat, welcher aus Ersparungssucht gestattet, daß viele fremde Bücher nachgedruckt werden, beraubt seine Bürger des Eifers, ja der Fähigkeit, eigene hervorzubringen. Die, meistentheils verblendete, Gewinnbegierde lähmt Alles, zumal bei Gegenständen, die, wie die Literatur, von ihr unberührt bleiben sollten. Die Bürger eines Staats, welche einsehen lernen, daß sie in der buchhändlerischen Welt nur zu Ansehen gelangen können, wenn sie zur Fähigkeit gelangen, sich in der literarischen auszuzeichnen, werden in dieser leichter und geschwinder einen bedeutenden Rang erlangen, als Bürger eines Staates, welche sich in die Buchhändler- und literarische Welt eindrängen wollen lediglich durch Taglöhner- und durch Handarbeit, lediglich durch Nachdruck. Wenn Beispiele nicht gehässig wären: so ließe sich durch Anführung einiger leicht nachweisen, daß bisher der Nachdruck ein Geistes-

lähmer

lähmer in dem Verhältnisse, in welchem er in einem einzelnen Staate geduldet wurde, gewesen und geblieben ist.

Wie nur sehr wenige, oder wie eigentlich kein Mensch ohne fremde, von außen her kommende, Erweckung fähig ist, sich einzig und allein von innen heraus auszubilden und in fortdauernde Thätigkeit zu setzen: so ist dies noch weniger bei einem Volke möglich. Ohne Wetteifer mit andern kann es nichts, als unterſinken. Doch auf dieses innere und bis jetzt fast unheilbare, Verderben der Staaten kann hier, weil dies minder zur Sache gehört, nur hingedeutet; es mußte aber darauf hingewiesen werden, weil es ein moralisches ist.

Fortsetzung. Völkerrecht und Nachdruck im Widerspruch.

Unmoralisch ist es nämlich, wenn Völker Völkern nachdrucken, eben so als wenn dies Buchhändler gegen Buchhändler thun. Es wird nämlich dadurch der öffentlichen Gerechtigkeit auf eine, für das Allgemeine verderbliche, Weise Hohn gesprochen. Denn ein unwissendes, ungebildetes, unthätiges und wenig unternehmendes Volk wird allzeit mehr Anlaß zum Nachdruck von den mehr gebildeten und mehr unterrichteten Völkern empfangen, als ihnen geben. Die Völker gleichen in diesem Punkte den Buchhändlern. Von diesen drucken größtentheils bloß die unwissenden, die talentlosen, die minder unternehmenden und die minder ehrlichen nach.

Wie nun diese auf Kosten der größern Zahl gebildeter, talentvoller, kenntnißreicher, rechtlicher und ehrenwerther Buchhändler, wie die unverdienten zum Schaden der verdienten, sich zu bereichern suchen: so tritt dasselbe ungerechte Verhältniß zwischen Völkern ein, indem sich das ungebildete Volk auf Kosten des gebildeten zu bereichern sucht. Dies schlägt, wie schon erwähnt worden ist, zwar zum Nachtheil beider, aber zum größern des ersten aus, weil dieses geistesarm bleibt, wenn das letztere höchstens geldärmer wird, sobald der Verwaltung der Habgierde die Mittel zur Ausbreitung der Kultur anvertrauet werden. Diese wird alsdann, sowohl im Allgemeinen, als innerhalb einzelner Staaten und Völker aufgehalten, weil, wenn die Trägheit das und den Verdienst der Thätigkeit, wenn die Dummheit die Ehre und den Lohn der Klugheit theilt, eine Art von Sklavenwirthschaft begründet wird, die immer und ewig mit der Kultur der gesammten Menschheit im Widerspruch stehen muß. Daß aber ein solches Verhältniß dem Völkerrechte, welches die christlichen Völker, um sie Alle einer höhern Kultur entgegen zu führen, zusammenschließt, widersprechend sey, dies ist wenigstens in einzelnen Fällen, wie die „Denkschrift über den Büchernachdruck" anführt, anerkannt worden. Sie erzählt (S. 31), daß der Kaiser Carl der Sechste im Jahre 1735 die Ausländer gegen den Deutschen Nachdruck geschützt habe, als zu Nürnberg ein von der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg herausgegebenes Werk nachgedruckt, und darüber eine Beschwerde von der Russischen Gesandtschaft geführt worden war.

Wenn auch, wie wahrscheinlich ist, die allgemeine, völkerrechtliche Abstellung des Nachdrucks, von welcher bisher die Rede war, nicht erfolgen sollte: so muß doch ein Verbot desselben in Deutschland eine, Beispiel gebende, große und wohlthätige Wirkung hervorbringen.

Bücherwohlfeilheit.

Wohlthätig würde diese Wirkung seyn, wenn sie auch weiter nichts erzeugte, als, mit oder ohne Taxation der Bücher, eine größere Wohlfeilheit derselben, und dadurch ein Schweigen der Nachdrucksvertheidiger.

Von diesen wollen wir wiederum, anstatt aller andern, bloß den anführen, auf welchen wir uns schon mehrmals berufen haben.

Er sagt (im Ersten Bande des Deutschen Museums von 1783, S. 500):

„Eine allgemeine Bestreitung des Büchernachdrucks „von Seiten der Obrigkeit (ohne Polizei über das ganze „Bücherwesen) wäre die Einrichtung eines grausamen „Monopols, das ganz nothwendig die schädlichsten Fol„gen haben müßte."

„Man hat dies auch schon lange eingesehen. Schon „1275 ließ die Universität zu Paris die Bücher durch „eigene Leute taxiren; und auch nach Erfindung der „Buchdruckerei hat man eine Sächsische Taxordnung der „Buchdrucker von 1625, und der Buchhändler von 1623, „der gemäß für den Bogen 3 Heller, höchstens 2 bis „3 Pfennige genommen werden durften."

Ferner sagt er (S. 492): „Was aber alle Nach-„theile (des Nachdrucks) *), wenn sie auch mehr ge-„gründet wären, als sie es nicht sind, aufhebt, ist der „große Vortheil der bessern Bücherpreise beim Nachdruck, „auf den sich alle andere, als z. B. mehrere Verbreitung „nützlicher Kenntnisse, die Bequemlichkeit, ein Buch selbst „zu besitzen und dergleichen, zurückführen lassen. Wie „unmäßig sind seit 10 und mehr Jahren die Bücher-„preise gestiegen! Ein Alphabet, das sonst 8 Gr. ko-stete, ist jetzt (1783) nicht theuer, wenn man es für „Einen Thaler erhält. Es giebt schon Bücher, von de-„nen der Bogen 2 Gr. kostet, und der Himmel weiß, „wie weit wir noch steigen werden."

*) Dieser Nachtheile hatte er in den vorausgegangenen Stellen gedacht, von denen wir folgende anführen:

„Daraus, daß der Nachdruck der Verleger Lust zu Unter-„nehmungen mindern soll, folgert man, daß dadurch gerade die „vorzüglichsten Werke keinen Verleger finden würden, und rech-„net vermuthlich auf das vorzügliche Honorarium, das diese „Werke kosten; welches aber, wie Jeder schon sagt, gerade bei „den vorzüglichsten Werken am wenigsten die Hauptabsicht der „Schriftsteller ist." (Und zwar eben so wenig, als bei jedem ehrlichen Staatsbeamten der Empfang seines Gehalts.)

Ferner: „Der Nachdruck hindert die ersten Ver-„leger höchstens an einem wahrscheinlichen Ge-„winnste, aber er macht ihnen keinen wirklichen „Verlust."

Wenn der Erste und Bedeutendste aller Vertheidiger des Nachdrucks so sehr viel einräumen muß: so muß er auch die Unrechtlichkeit desselben zugestehen, so lange er aus natürlichen oder positiven Gesetzen nicht aufzuweisen vermag, daß es erlaubt sey, um des eigenen Vortheils willen, den fremden wahrscheinlichen Gewinn zu schmälern, sobald nur daraus kein wirklicher Verlust entstehe. Jeder entgehende Gewinn, der von den Gesetzen erlaubt wird, ist ja ein wirklicher, und sogar ein moralisch-schmerzlicher, Verlust.

Dies ist in der That geschehen. Daran sind zum Theil die vergrößerten Honorarien der Schriftsteller Schuld, zum Theil das Beispiel und der Einfluß Englands, zum Theil der, bis zur Französischen Revolution und noch während derselben sehr gesunkene, wenn auch in der Zeit schnell und bedeutend wieder gestiegene, Werth des Geldes.

Dieser wechselnde Geldwerth vermochte aber nicht einen Einfluß auf die Bücherpreise zu äußern, welche sich einem zunehmenden Steigen, in das sie einmal gerathen waren, nicht entziehen konnten.

Daher muß man in den Jahren der Armuth, des Geldmangels und des zunehmenden Geldwerths die Bücher immer theuerer, und sogar noch theuerer bezahlen, als in den vorausgegangenen Jahren des Reichthums und des Geldüberflusses, und des Geldunwerths.

Vergleicht man nämlich die Thatsachen, die sich auf die Bücherpreise beziehen, und nimmt man zu Gränzpunkten dieses Vergleichs an: auf der einen Seite die oben angeführten Büchertaxen *), nach welchen der Bogen im Jahre 1623 zu drei Hellern und höchstens zu zwei bis drei Pfennigen angeschlagen wurde und verkauft werden durfte; auf der andern Seite das Jahr 1814, in dem der Bogen in der Regel für zwei

*) Sie sind, wie im Deutschen Museum von 1783, B. I S. 500 bemerkt wird, entlehnt aus „D. Ahasveri Fritschii „tractatu de typographis, bibliopolis, chartariis, et bibliopegis, „in quo de eorum statutis et immunitatibus, abusibus item, „et controversiis, censura librorum, inspectione typographia„rum et bibliopoliorum, *ordinatione taxae* etc. succincte agi„tur. Jenae 1675."

und zuweilen für drei Groschen verkauft wurde: so wähnt man allerdings eine Erhöhung der Bücherpreise zu erblicken, die mit den natürlichen Geldverhältnissen, wie sie sich zwischen den aufgestellten Epochen gestaltet haben, nicht ganz vereinbarlich zu seyn scheint, und kann der Meinung seyn, daß aus andern bürgerlichen und Gewerbeverhältnissen kaum ein Gegenstand anzuführen sey, dessen Preis sich seit 1623 bis 1814 dergestalt vergrößert habe, daß das, was im ersten der genannten Jahre nur 36, oder höchstens 48 bis 72 Pfennige gegolten, im letztern Jahre mit zwei und wohl zuweilen sogar mit drei Thalern, oder mit 576 bis 864 Pfennigen bezahlt werden müßte.

Wollte man sogar dieses einräumen: so würde gerade durch solche Umstände das Verlangen nach Verbannung des Nachdrucks gerechtfertigt.

Diese Rechtfertigung könnte man noch auf eine andere Weise unterstützen, wenn man, vielleicht nicht ohne Glück, den Beweis unternehmen wollte, daß die Bücherpreise in der angeführten Periode nicht außer Verhältniß zum gesunkenen Geldwerth gestiegen seyen, und daß daher die Wohlthat um so größer und ausgezeichneter sey, wenn dieselben durch Verbannung des Nachdrucks noch mehr vermindert, und wenn mithin möglich gemacht würde, daß sie in Zukunft verhältnißmäßig geringer, als bei andern geistigen und leiblichen Bedürfnissen seyn könnten.

Wir wollen deswegen am Schlusse dieser kleinen Schrift den, freilich für die meisten Leser uninteressanten, Versuch machen, nachzuweisen, daß die Bücher nur un-

gefähr in dem Grade th..rer geworden sind, in welchem der Geldwerth abgenommen hat.

Wenn sonst die Schriftsteller gern durch Erinnerungen an das Höchste und Edelste am Ende ihrer Schriften von ihren Lesern Abschied nehmen: so müssen wir diesem Glück entsagen, indem wir endigen gleichsam mit einer Erinnerung an das Niedrigste, nämlich an die Geldverhältnisse, wobei wir wünschen, daß dies uns oder wenigstens der guten Sache, für die wir sprechen, keinen Eintrag thun möge.

Man hat in England berechnet *), daß sich während des 18ten Jahrhunderts (von 1700 bis 1800) der Werth des Geldes um 58 Procent vermindert hat. Während des 17ten Jahrhunderts ist dieser Werth zwar auch, aber nicht in dem Grade, wie im 18ten, gesunken.

Wir wollen sowohl diesen, als den entgegengesetzten Fall darstellen.

Wenn man annimmt, daß im 17ten Jahrhundert die Verringerung des Geldwerths eben so groß war und nach eben denselben Verhältnissen Statt fand, als im 18ten Jahrhunderte: so mußte dieselbe in acht Dezennien (von 1623 bis 1700) ungefähr 42 Procent, mithin von 1623 bis 1814, ungefähr 100 Procent betragen **).

*) Dies hat Sir Georg Shuckburgh Evelyn gethan, welcher eine Berechnung von der allmählichen Herabwürdigung des Geldes aus den mittlern Preisen der nothwendigsten Bedürfnisse hergestellt hat. S. Neues Magazin für die Handlung ꝛc., von Freiherrn v. Fahnenberg und Georgius. Ersten Bandes 2tes Heft. S. 236.

**) Da der, zur Norm gebrauchte, Englische Maaßstab nicht ganz auf Deutschland paßt: so kann man höchstens für letzteres neunzig Procent annehmen.

Weil aber, wie erwähnt worden, der zweite Fall Statt findet, und im 17ten Jahrhundert der Geldwerth sich nicht so sehr, als im 18ten verringert hat: so kann für acht Dezennien des ersten höchstens eine Verminderung von dreißig Procent angenommen werden, mithin für den Zeitraum von 191 Jahren eine von 88 oder 80 Procent.

Wenn nun in derselben Periode (von 1623 bis 1814) die Bücherpreise von zwei, vier und sechs Groschen zu zwei Thalern gestiegen sind: so ist dies eine Erhöhung dieser Preise um $87\frac{1}{2}$, oder $91\frac{2}{3}$, oder $93\frac{3}{4}$ Procent, mithin eine solche, die keineswegs dadurch verschrieen werden darf, daß man vorgiebt, sie sey den übrigen Europäischen und Deutschen Geldverhältnissen ganz widersprechend.

Kann man nun vollends durch gänzliche Abstellung des vertheuernden Nachdrucks auch diesem Verschreien vorbeugen, wie wünschenswerth ist es, daß die Bitten erfüllt werden, durch die man jene Abstellung zu erflehen sucht?

Anekdoten und Bemerkungen, den russischen Feldzug von 1812 betreffend *).

Napoleon reisete in der Gesellschaft seiner Gemahlin den 9 Mai von Paris ab. Am folgenden Tage folgte ihm der Erzbischof von Mecheln mit einem Theile des Hofes, ohne zu wissen, was seine Bestimmung sey. Als er den 11 in Metz ankam, erhielt er einen Besuch

*) Diese Anekdoten und Bemerkungen sind aus einer, nach der Schlacht bei la belle Alliance zu Paris erschienenen, Schrift genommen, welche den Titel führt: „Histoire de l'Ambassade de Pologne en 1812." Verfasser derselben ist eben der Herr von Pradt, Erzbischof von Mecheln, welcher, als kaiserlicher Groß-Almosenier, an der Spitze dieser Gesandtschaft stand. Wir haben also endlich etwas über Napoleon Buonaparte und dessen Regierung, das von einem Manne herrührt, der zu des ehemaligen Kaisers unmittelbarer Umgebung gehörte. In dieser Hinsicht ist die genannte Geschichte von sehr großem Werthe; nur möchte man bedauern, daß ihr Verfasser sie, wie er thut, durch eine Vertheidigung gegen den Vorwurf verunstalten konnte, daß Er der Urheber der Begebenheiten des Jahres 1812 sey: denn welcher Mensch von gutem Verstande spricht ihn davon, auch ohne alle Selbstvertheidigung, nicht los? Bei weitem anziehender für den gebildeteren Leser würde es gewesen seyn, wenn der Erzbischof von Mecheln, indem er ein so furchtbares Gericht über Napoleon Buonaparte hält, für gut befunden hätte, dem Publikum zu sagen, auf welche Weise er in die Nähe Buonaparte's gekommen, und wodurch er bestimmt worden sey, sich den Zwecken desselben unterzuordnen. Ganz unstreitig stand es in seiner Gewalt, ob er dem Kaiser dienen wollte, oder nicht. Warum nun ließ er sich zum Werkzeug eines Mannes gebrauchen, den er von Seiten der Moralität so sehr verabscheute?

Anmerk. des Herausgeb.

von dem Präfecten, Herrn von Vaublanc, der ihm erzählte: Napoleon sey im Hotel der Präfectur abgestiegen, habe den Abend sehr vergnügt zugebracht, und ihm unter andern gesagt: „er wolle ganz Polen zu Pferde bringen;" auf des Herrn von Vaublanc Verwunderung über diesen Ausdruck, habe er hinzugefügt: „ganz Polen, ja das ganze Polen, sechzehn Millionen Polen."

Auf der Reise nach Dresden vermied Napoleon über Weimar zu gehen, weil an diesem Hofe eine Schwester des russischen Kaisers residirte. Auf Kosten der sächsischen Regierung wurde, von der sächsischen Gränze an, der Weg durch das Gebirge zurückgelegt.

Der Kaiser bezog nach seiner Ankunft in Dresden die großen Zimmer des Schlosses. Ein zahlreicher Theil seines Hauses umgab ihn. Hier hielt er Tafel, und mit Ausnahme des ersten Sonntags, wo der König von Sachsen ein sogenanntes Gala gab, versammelten die in Dresden gegenwärtigen Souveräne und ein Theil ihrer Familie sich immer bei Napoleon, eingeladen von dem Großmarschall seines Pallastes. Die Levers des Kaisers wurden, wie gewöhnlich, um 9 Uhr gehalten; und da mußte man Zeuge seyn, mit welcher furchtsamen Unterwerfung eine große Zahl von Fürsten, unter einem Schwarm von Hofschranzen, den Augenblick erwarteten, wo sie vor dem neuen Gebieter ihres Schicksals würden

erscheinen dürfen. Zugleich mußte man die abgenutzten Fragen, welche der Kaiser an sie richtete, und die unterthänigen Antworten hören, die man sich erlaubte. Auf einem dieser Levers näherte sich der französische Kaiser dem Fürsten von Neuchatel mit einem sardonischen Lächeln, und fragte: „Nun wie?" Es handelte sich um eine Unterredung, welche der Fürst am vorigen Tage mit dem Grafen von Metternich über einen Austausch Galiziens gegen Illyrien gehabt hatte. Der Prinz antwortete: „Nun, er macht Schwierigkeiten, er will nicht." Jetzt, mit einer Miene und mit einem Tone, welche eine starke Bewegung der Seele verriethen, sagte der Kaiser: „über den seltsamen Menschen, der sich getraut, mit mir zu diplomatisiren!" Hierauf wendete er sich zu den Uebrigen mit einer Miene von Verachtung, die sich nicht beschreiben läßt, und sagte: „Es ist gewiß ein Beweis von menschlicher Schwäche, gegen mich ankämpfen zu wollen."

Den 24 oder 25 Mai ließ Napoleon den Erzbischof von Mecheln nach der Messe zu sich rufen, und, nachdem er sich nach dessen Gesundheit erkundigt hatte, gab er ihm Aufschluß über seine Absichten mit ihm. Doch erklärte er sich nur halb. Er sprach von einer Sendung nach Polen. „Ich mache, sagte er, eine Probe mit Ihnen; denn das werden Sie nicht geglaubt haben, daß ich Sie habe kommen lassen, die Messe zu lesen. Man muß dort auf einen sehr großen Fuß leben. Vernachlässigen Sie die Weiber nicht; durch diese

macht man in jenem Lande alles. Polen müssen Sie kennen; Sie haben Rhuliere gelesen. In vierzehn Tagen hat man Köche. Was mich betrifft: so werde ich die Russen schlagen. Das Licht brennt ab, und im Sept. muß die Sache gemacht seyn. Vielleicht habe ich schon allzu viel Zeit verloren. Ich habe hier Langeweile. Seit acht Tagen mache ich hier den Galanten, den kleinen Narbonne bei der Kaiserin von Oesterreich." Gegen diese Fürstin hatte er etwas auf dem Herzen; und er erklärte sich darüber in wenig anständigen Ausdrücken. Auf einige Bemerkungen, welche der Erzbischof von Mecheln über sein Betragen in Hinsicht der Mächte machte, welche Polen getheilt hatten und jetzt seine Verbündete waren, antwortete er sehr unbestimmt, doch so, daß man sehr gut abnehmen konnte: wenn er nur erst mit Rußland fertig sey, so werde er auch mit Oesterreich fertig werden, und es entweder zwingen, Illyrien anzunehmen, oder zu entbehren. Was Preußen betrifft: so war das Schicksal desselben nicht zweifelhaft; es sollte gänzlich ausgesogen werden und Schlesien verlieren. Mit der tiefsten Verachtung drückte er sich über diese Macht aus. Wem er das wiederhergestellte Polen geben wolle, darüber war er mit sich selbst noch nicht im Reinen. Er fügte hinzu: „Ich gehe nach Moskau. Mit einer, höchstens mit zwei Schlachten ist alles abgemacht. Alexander wird sich mir zu Füßen werfen. Ist Tula verbrannt: so ist Rußland entwaffnet. Man erwartet mich daselbst. Moskau ist das Herz des Reichs. Den Krieg werde ich mit polnischem Blute führen. Ich werde 50,000 Franzosen in Polen lassen, und aus Danzig ein

Gibraltar machen. Den Polen werde ich funfzig Millionen Subsidien geben; sie haben kein Geld, und ich bin reich genug dazu. Ohne Rußlands Mitwirkung ist das Continental-System eine Narrheit. Spanien kommt mir theuer zu stehen; aber auch ohne Spanien werde ich der Gebieter von Europa seyn. Ist das Alles gemacht, so braucht mein Sohn sich nur darin zu behaupten. Es bedarf dazu keines sonderlichen Verstandes. Gehen Sie zu Maret."

Als der Erzbischof von Mecheln diesen Auftrag erhielt, hatte er einen Bedienten und 25 Louisd'or in der Tasche. Der Marschall Duroc lieh ihm 6000 Franken zu den ersten Auslagen. Sobald er hierauf dem Herzog von Bassano auf den Corridoren des Schlosses begegnete, kündigte dieser ihm an, daß er zum Ambassadeur mit einem Gehalte von 150,000 Franken ernannt sey, von welchen nur 10,000 Franken abgezogen würden. Der Herzog von Bassano beschied den Erzbischof auf den folgenden Tag wieder zu sich; allein aus dieser Unterredung ward nichts. Mehrere Tage verstrichen, ehe der Erzbischof bei dem Herzoge eine Audienz erhalten konnte. Die, welche er endlich erhielt, war sehr kurz; der Minister versprach Instructionen, und der einzige Artikel, welcher zur Sprache gebracht wurde, betraf die Polen, als Unterthanen des Herzogthums Warschau, Oesterreichs und Rußlands. Der Minister empfahl dem Erzbischof, sie rein als Polen zu betrachten, wobei er zu verstehen gab, daß, wenn in dem gegenwärtigen Augen-

blicke Schonungen gegen Oesterreich und Preußen nöthig wären, dieser Augenblick vorüber gehen werde. Der Minister drang auf Beschleunigung der Abreise, und was der Erzbischof auch thun mochte, eine zweite Audienz zu erhalten: alles war vergeblich.

Kurz vor der Abreise des Abgesandten schickte man ihm ein Büchelchen zu, welches den Etat der russischen Armee enthielt, so wie Herr Bignon und andere, von Petersburg bis nach Constantinopel verbreitete, Agenten ihn angefertigt hatten. Wenn der Herzog von Bassano ihm so wenig Zeit widmen konnte: so lag die Hauptursache freilich in seinen vielen Geschäften und in seinem Verhältnisse zum Kaiser, der seine Minister immer im Gange erhält, nebenher aber auch in der Lebensart des Ministers, der aus der Nacht Tag, aus dem Tage Nacht macht, sehr spät zu Bette geht, eben so spät das Bette verläßt, viel zu lange ißt, und unnützes Geschwätz treibt, vorzüglich mit Weibern, welchen er Stunden schenkt, die Geschäftsmännern gewidmet seyn sollten. Er ist nicht im Stande, der ersten Besten zu widerstehen, die sich bei ihm melden läßt.

Napoleon war, während seines Aufenthalts zu Dresden, der König der Könige. Auf ihn waren alle Blicke gerichtet; um ihn versammelten sich alle die erhabenen Gäste, welche der Pallast des Königs von Sachsen in sich schloß. Fremde strömten von allen Seiten herbei; Eil-

boten kamen und gingen; bei der kleinsten Bewegung des Kaisers strömte die Menge nach den Thoren des Pallastes, um ihn zu sehen, zu bewundern; Erwartung war auf allen Gesichtern abgedrückt, hier dem Vertrauen, dort der Furcht verwandt: das größte, das anziehendste Gemälde; das strahlendste Denkmal, welches der Macht Napoleons errichtet werden konnte; der höchste Punkt seines Ruhms, auf dem er sich vielleicht halten, über den er aber nicht hinausgehen konnte! Der König von Preußen kam ziemlich spät an. Seine Zusammenkunft mit dem Kaiser reizte die Neugierde. In dem Pallaste ging das Gerücht, daß er zufrieden wäre von seiner Unterredung mit dem Kaiser; und Allen schien dies Vergnügen zu machen, den Deutschen sowohl als den Franzosen. Mit großer Ungeduld erwartete man die Erscheinung der Kaiserin von Oesterreich. „Ich erinnere mich, sagt de Pradt, sehr wohl des Eindrucks, den diese Fürstin machte, als sie, der Kaiser Franz vorauf, durch die langen Säle des Schlosses erschien. Wie lief ihr alles entgegen! Wie hefteten sich alle Augen auf dies neue Schauspiel! Ich sehe noch jetzt, wie sie sich mit huldvoller Majestät nähert in einem hungarischen Anzuge, der ihrem Gesichte sehr viel Reize lieh und ihre Magerkeit ein wenig verbarg. Ein Gemurmel des Beifalls entstand, und Jeder sprach von dem Eindruck, den diese wahre Königin auf ihn gemacht hatte. Der Zauber wuchs, als sie den zu Dresden versammelten Fürsten und Fremden Audienz ertheilte. Die Angemessenheit ihrer Fragen, die Schicklichkeit ihres Ausdrucks, das Huldvolle ihrer Haltung und ihrer Worte, voll von Wohlwollen, entzückte Alle;

und hätte sie in den Herzen lesen können: so würde sie gesehen haben, daß Alle ihr angehörten. Man fühlte sich getröstet über die lange Verfinsterung der Königswürde, da man sie in dieser bewundernswürdigen Fürstin in einem so reinen Glanze schimmern sah."

In eben dem Augenblick, wo der Erzbischof von Mecheln nach Warschau abgehen wollte, langten seine Instructionen an. Ihre Bekanntmachung würde ihren Urheber mit ewiger Schande bedecken: ein vollständiger Unterricht im Klubbismus! Nur von den revolutionären Mitteln war die Rede, welche die Störer des menschlichen Geschlechts seit zwanzig Jahren angewendet hatten: von Adressen, Petitionen und Bekanntmachungen zu dem einzigen Zwecke, die Geister in einer beständigen Gährung zu erhalten. Einer von den merkwürdigsten Ausdrücken war: daß man die Polen bis zur Entzükkung führen, den Wahnsinn aber vermeiden müsse. „In seinen Briefen hat mir der Herzog von Bassano, sagt der Verfasser, diese liebliche Antithese sehr oft wiederholt. Uebrigens kein Plan, kein Mittel. Nichts war in diesen mageren Instructionen darüber enthalten, wie ganz Polen zu Pferde gebracht werden könnte; und die hundert und vier Depeschen, welche von dem in Wilna zurückgebliebenen Herzog während des Laufes der Gesandtschaft ankamen, enthielten darüber eben so wenig ein Wort."

Mit jenem Ballast von Instructionen machte sich also der Erzbischof von Mecheln auf den Weg nach War-

Warschau. Jenseit der Oder schien ihm die Gränze Europa's zu seyn. Die jüdische Bevölkerung, welche in der des Landes so merklich hervortritt, gab durch ihren Anzug den Gegenden eine orientalische Farbe. Er fragte sich, ob eine in der Cultur so wenig vorgerückte Nation wohl empfänglich wäre für das, was man in Beziehung auf sie versuchen wollte; und die Antwort fiel verneinend aus. Er verweilte einige Stunden zu Wolborz, dem Landhause des Bischofs von Cujavien, nicht weit von Petrikau; und hier fand der Sekretär des Bischofs einen cujavischen Kanonikus, dessen Kinnladen noch verrenkt waren von den Maulschellen, welche der General Graf Vandamme ihm Tages vorher gegeben hatte, weil er sich weigerte, den von dem General verlangten Tokaier zu liefern, und sich damit entschuldigte, daß der König von Westphalen, der einige Tage früher im Schlosse gewesen war, ihn hätte auf seine Wagen packen lassen. Der Bischof selbst war darüber sehr aufgebracht, unstreitig weil er nicht wußte, was für ein schöner Herr dieser Graf Vandamme ist. Hier fingen die Klagen über die Beraubungen der Franzosen an, die seitdem gar nicht aufhörten. Ein Jude, der von Warschau kam, und den der Erzbischof nach Neuigkeiten fragte, gab zur Antwort: „Neuigkeiten? Die einzige ist, daß wir nichts zu essen haben."

Den 5 Juni kam der Erzbischof in Warschau an, wo der Adjutant des Generals Bigamki, Kommandanten in Warschau, ihn am Schlagbaum erwartete, um ihn nach seiner Wohnung zu führen. Diese war so schlecht, so ohne alle Bequemlichkeit, so eines Ambassa-

deurs unwürdig, sogar so sehr mit Ungeziefer angefüllt, daß darin nicht auszuhalten war. Als sich der Gesandte vierzehn Tage hindurch vergeblich nach einer besseren umgesehen hatte, erbarmte sich seiner der Graf Stanislaus Potocki, der ihm den ersten Stock seines Hauses einräumte. Der König von Sachsen hatte zwar die Gnade gehabt, ihm den Brühlschen Pallast anzuweisen; dieser war aber jetzt noch von dem Könige von Westphalen besetzt.

Hieronymus, König von Westphalen, war nach Warschau gekommen, um das Kommando der, aus Sachsen, Westphälingern und Polen bestehenden Armee zu übernehmen, welche den rechten Flügel der großen Armee ausmachte. Da ihm die Zeit sehr lang wurde: so schickte er alle Augenblicke zu dem Gesandten, wiewohl dieser alle Hände voll zu thun hatte. In den Unterredungen, welche der Erzbischof mit ihm hatte, war es nicht schwer, die Entdeckung zu machen, wie sehr er auf die Krone Polen rechnete. Unter andern sagte er: „Der gute König von Sachsen! er glaubt, dieser Bissen sey für ihn; allein er irrt sich.“ Bei dem allen sprach er von den Polen, als von einem Pack Bettlern und Gaskognern: und doch wollte er wiederum auf Kosten dieses Lumpenpacks leben; und als man ihm erklärte: daß alle Mittel erschöpft wären, bestand er doch darauf, daß man ihn als General unterhalten müßte, wenn man ihn nicht länger als König unterhalten könnte. Durch seine Geschwätzigkeit und sein theatralisches

Wesen — Eigenschaften, die er mit seinem Bruder gemein hatte — erschöpfte er den Erzbischof so, daß dieser eines Tages ohnmächtig wurde in eben dem Augenblick, wo der Fürst Czartorinski in das Zimmer trat. Eine von den Lieblingsmaterien des Königs war der russische Krieg: er suchte zu beweisen, daß sie den Feldzug mit Schlachten eröffnen würden; und da nach seiner Vorstellung alle diese Schlachten von seinem Bruder gewonnen werden mußten: so war der Ausgang ihm auf keine Weise zweifelhaft. Dagegen bewies ihm der Erzbischof, daß die Russen sich in keine Schlachten einlassen würden; und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil sie ihren Vortheil eben so gut kenneten, wie die Franzosen den ihrigen. Doch über diesen Punkt war weder mit dem König Hieronymus, noch mit den französischen Generalen, noch selbst mit den Polen irgend etwas auszurichten. Sie nahmen für ausgemachte Wahrheit, was ihrem Interesse gemäß war. Also ein paar Schlachten, ein Marsch nach Moskau, und, als unmittelbare Folge desselben die Unterzeichnung eines Friedens, wie ihn Napoleon vorschreiben würde! Sie hatten ein Recht, die Russen zu schlagen. Daraus folgte, daß sich die Russen von ihnen müßten schlagen lassen, und zwar an dem Ort und zu der Stunde, wo es ihnen am gelegensten seyn würde. Das Gegentheil davon hieß eine bloße Absurdität: so sehr waren diese Glückskinder verzogen; so sehr war der Gang menschlicher Angelegenheiten für sie ein bloßes Spiel der Fantasie; so sehr maaßen sie alles, nicht nach den Dingen, sondern nach ihrem Vortheil ab. Die Polen wollten wohl die Wiederherstellung ihres Reichs;

aber so verächtlich und verhaßt war ihnen der König von Westphalen geworden, daß sie bei einer Königswahl ihr liberum veto zuerst auf ihn angewendet haben würden.

Für den Erzbischof von Mecheln war zu Warschau Alles im höchsten Grade schwierig. Es bedurfte einer unendlichen Zeit, um eine Druckerei in Gang zu bringen, und die Correspondenz durch Stafetten-Linien zu sichern. Die Bureaux waren nichts weniger als geordnet; alles ging von einer Behörde zur andern, und nirgend wurde entschieden. In einem Lande, das in Hinsicht der Administration noch ganz neu ist, wo es wenig geübte Geschäftsmänner giebt, wo die Gesetze zu allen Zeiten ohne Vollziehung geblieben sind, mußte alles weit langsamer von Statten gehen, als in einem anderen Lande, wo die Administration geübte Werkzeuge hat. Die Regierung war nach französischem Muster zugeschnitten: ein Senat, ein Staatsrath, ein Conseil von Ministern. Der König residirte zu Dresden, und regierte durch seine Minister. Diese waren die Minister der Justiz, des Krieges, des Innern, der Polizei, der Finanzen, der Sekretar des Conseils. Der Minister Staatssekretär hielt sich zu Dresden auf. Alle Beschlüsse des Conseils wurden an den König von Sachsen geschickt, und kamen, nach einer ziemlich langen Zwischenzeit, beinahe immer mit einer Modifikation zurück. Dies verzögerte alle Regierungsgeschäfte. Die Minister selbst waren alle achtungswerthe Männer, welche Vertrauen verdienten. Der

Erzbischof saß im Minister-Conseil, dem Präsidenten Stanislaus Potocki gegenüber. Das Herzogthum hatte sich für den bevorstehenden Krieg über seine Kräfte hinaus angestrengt; denn es hatte 85,700 Mann mit mehr als 25000 Pferden gestellt. Seine Einkünfte beliefen sich auf 40,000,000 Franken; seine Ausgaben auf 100 Millionen. Das Defizit des Jahres 1811 und der ersten Monate des Jahres 1812 betrug 21 Millionen. Ein unfruchtbarer Ueberschuß von 5 bis 6 Jahren war durch Mißwachs ersetzt worden. Da Polen nur Getreide verkauft, das Continental-System ihm aber alle Debouchés verschlossen hatte: so waren die Polen dem Tantalus zu vergleichen gewesen, der mitten im Wasser seinen Durst nicht befriedigen kann. Der Fürst Czartorinski hatte unermeßliche Vorräthe, welche verdarben, weil das polnische Korn sehr fett ist und sich nicht lange hält. Der Mißwachs des Jahres 1811 verursachte, daß die französische Armee nach ihrer Ankunft in Polen nicht fand, was sie bedurfte. Vorzüglich fehlte es an Hafer; und dieser Mangel gab Veranlassung zu großen Bedrückungen und zu noch größeren Zerstörungen. Im Jahr 1811 war von einer Entlassung der Armee die Rede gewesen; Frankreich hatte dieselbe durch seine Verheißungen hintertrieben. Indeß deckten die Finanzen des Herzogthums den kleinsten Theil der Militär-Ausgaben. Den Sold für den Monat Junius (ungefähr 1 Million) gab der Kaiser her, auf dringendes Bitten der Minister, die nach Posen gegangen waren, ihn zu begrüßen. Vom 1 Juli an hörte er gänzlich auf. Seit mehreren Jahren war zu Paris eine Anleihe von 12 Millionen für

die Rechnung des Königs von Sachsen, als Großherzogs von Warschau, eröffnet worden; die Salzwerke von Wieliczka dienten zur Hypothek. Was zu einer anderen Zeit für eine Kleinigkeit gegolten hätte, war durch Napoleons Maßregeln gegen alles, was Credit heißt, so schwierig geworden, daß Privatpersonen auf diese Anleihe beinahe gar nicht eingingen, und daß der Kaiser genöthigt war, 7 Millionen davon zu übernehmen: ein auffallender Contrast zwischen Macht und Credit, daß der Mann, der beinahe ganz Europa beherrschte, nicht im Stande war, Anleihen zu realisiren, welche die kleinsten Fürsten ehedem ohne alle Mühe ins Werk richteten. Im Herzogthum Warschau war es beim Ausbruch des Feldzugs dahin gekommen, daß kein Civil-, kein Kirchenbeamter mehr bezahlt wurde: ein Schicksal, das sie ohne Murren ertrugen. Die Lage des Finanz-Ministers war schrecklich. Man verkaufte, was zu verkaufen war; man schrieb aus, so viel man konnte; man verdoppelte die Taxen; alles vergeblich! Das Privat-Elend war dem öffentlichen gleich. In ganz Warschau machte, außer dem Grafen Stanislaus Potocki, niemand ein Haus; und auch dieser schränkte sich ein. Täglich aß das Ministerium und das Conseil der Conföderation bei dem französischen Gesandten, der außerdem sehr viel andere Personen an seine Tafel zog. Mehrere Fürstinnen verließen Warschau, weil sie nichts mehr auf den Markt schicken konnten. Der Fürstin Radziwil, Gemahlin eines der vornehmsten Eigenthümer in Polen, fehlte es so sehr an Geld, daß sie zwei Frauenzimmer, die sie aus Frankreich und England hatte kommen lassen, nicht zu-

rücksenden konnte. Der Fürst Czartorinski verließ Warschau, weil seine Vermögensumstände ihm keinen längeren Aufenthalt daselbst gestatteten. Die größten Gutsbesitzer borgten die kleinsten Summen zu 72 bis 80 Procent.

So standen die Sachen in Warschau bei der Ankunft des Gesandten.

Napoleon hatte sich in den russischen Krieg mit eben dem Leichtsinn gestürzt, vermöge dessen er die Lage der Dinge immer anders voraussetzte, als sie wirklich war, und sich auf sein gutes Glück verließ. Für ihn nehmen die wichtigsten Angelegenheiten die Farbe bloßer Fantasieen an. Zuletzt entwischte ihm, in Beziehung auf Polen, das Geständniß: „daß die Wiederherstellung desselben eine Laune gewesen sey.“ Ein fürchterliches Geständniß! Abgesehen von ihm selbst, wurde dieser Krieg durch Niemand so sehr gefördert, wie durch unruhige Köpfe in Polen, und durch eben so unruhige Köpfe, welche im Herzogthum von Seiten der französischen Regierung angestellt waren. Es kam kein Pole nach Paris, der die Wiederherstellung des Reichs nicht aus allen Kräften betrieben hätte, so daß der Kaiser über diese Zudringlichkeit bisweilen unwillig wurde. Auf der andern Seite waren alle Depeschen, welche aus dem Herzogthum anlangten, voll von Schilderungen der Ungeduld und des guten Willens der Polen. Der Herzog von Bassano selbst hatte sich für den Beschützer der Polen erkärt; er wurde von ihnen belagert, und bezahlte

den Weihrauch, den er von ihnen erhielt, mit Verheißungen. Alles, was Pole war, bezauberte ihn, und in Jedem sah er einen Malachowski, einen Makranowski; er sprach von den Polen, wie von Paladinen und von der Blüthe der Ritterschaft, und jede Einwendung beleidigte ihn in einem so hohen Maaße, als ob er ein Abkömmling der Casimire und Jagellonen gewesen wäre, nicht der Sohn eines Aeskulaps von Dijon. Für ihn war es genug, daß der Verstand seines Herrn sich nach dieser Seite wandte, um mit allen Segeln dieselbe Richtung zu nehmen und alle Winde zu benutzen.

Aber, wird man fragen, wer ist denn dieser Herzog von Bassano, den man, zum Unglück für Frankreich, in allen Epochen der Revolution wieder findet (von der Loge der Versammlung an, worin er für die Politik geboren wurde, bis zu den größten Ehren des Ministeriums), und der die Welt in Verlegenheit setzt durch das Problem des inneren Werths eines emporgekommenen Zeitungsschreibers?

Der Herzog von Bassano hat im Jahre 1790, während der constituirenden Versammlung, in einer Journalisten-Loge die ersten Proben seines Talents gegeben. Man lese Dumouriez's jetzt vergessene Memoiren, und man wird ihn um die Zeit, wo Ludwig der Sechzehnte starb, in Chauvelins Gesandtschaft finden, wo er eben damit beschäftigt war, dem Gesandten ein Bein unterzuschlagen, als die ganze Sippschaft aus England verjagt wurde. Die Diplomatik der Convents-Regierung scheint

nichts enthalten zu haben, was die starken Fibern, aus welchen sein Herz zusammengesetzt ist, hätte erschüttern können. Er war von ihr mit einer Sendung beauftragt, welche die Oesterreicher störten, als sie, bei ihrem Hervordringen aus dem Veltlin, sich seiner, Semonville's und einiger anderen politischen Brandstifter bemächtigten. Seit dem Austausch der Tochter Ludwigs des Sechzehnten an Frankreich zurückgegeben, ersetzte er, nach der Einführung des Consulats, Herrn de Lagarde auf dem Posten eines Sekretärs des Regierungs-Conseils. Auf diesem erhielt er sich, bis er Herrn Champagny in dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten folgte, welches, seit langer Zeit, das Ziel seines Ehrgeizes gewesen war. Eine Stelle, welche mit bloßen Cabinets-Arbeiten verbunden war — mit Arbeiten, die, ihrer Natur nach, im Verborgenen bleiben — schien ihm ein allzu begränzter Horizont, eine allzu enge Schaubühne für seine Talente. Er wollte Minister von Frankreich und von Europa werden; denn in dem Zustande, worin die Dinge sich einmal befanden, war der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten nicht weniger, als dies. Der Herzog von Bassano hat geglaubt, daß glänzende Formen, daß eine Artigkeit, welche zu allgemein ist, als daß sie für irgend Einen schmeichelhaft seyn könnte, und zu viel Platz, um seiner Person zur Last zu fallen, den wesentlichsten Theil seines Ministeriums ausmachten und alle Mängel eines Ministers deckten. Seine Erörterung ist schwerfällig und verwirrend, nie bestimmt und lichtvoll; seine Art zu reden fasericht. Seine Principe sind die Convenienzen, die Macht, und das ganze Geschlepp

von Sophismen, aus welchen die französische Diplomatik seit 25 Jahren zusammengesetzt ist. Seine Tage verstreichen unter einem ewigen Rennen, Aufwartungen im Pallast, sehr langen Mittagsmahlen und Spaziergängen aller Art. Endlich kömmt die Stunde der Arbeit, und dies ist gerade die, wo die ganze Natur ausruht. Kaum hat es Mitternacht geschlagen: so erinnert man sich, daß es Geschäfte giebt; so schließt man sich in sein Cabinet ein; so ruft man die Commis zusammen, und fordert zur Arbeit auf. Endlich gegen 5 Uhr Morgens legt der Minister sich schlafen. Wie seine Arbeiten beschaffen seyn können, ist hieraus klar. Seine Gunst zu erlangen, giebt es ein Hauptmittel, nämlich die Schmeicheleі. Bei ihm muß man alles bewundern, selbst den kleinen Hund der Herzogin; weshalb ein witziger Kopf sagte: „dieser Hund habe eine große Zahl von Auditoren und Präfecten gemacht.“ Er besitzt eine Vorliebe für die Angemessenheit, welches gewiß mit seiner persönlichen Selbstliebe in Verbindung steht. Zwar gilt er für einen warmen und beständigen Freund; ob er es aber seyn könne, ist eine andere Frage. Mit einer ehrgeizigen Mittelmäßigkeit; mit einer Selbstgefälligkeit, die bis ins Kindische reicht; mit einer sybaritischen Eitelkeit; mit einer Empfindsamkeit, welche die Härte selbst ist; mit einem Anspruch, der geradezu alle Talente, alle Kenntnisse umfaßt; mit affenähnlicher Nachahmungssucht; mit studirter Knechtlichkei, und mit der Moral und Beredtsamkeit des Moniteur, kann man der Herzog von Bassano, kann man eine der ersten Plagen seiner Zeit seyn: aber nicht der Freund seines Freundes, nicht der Mann, der irgend

ein Opfer darzubringen im Stande wäre. Die einzige Kunst dieses Herzogs besteht im Auffassen des Gedankens seines Herrn. Man muß es sehen, mit welcher Miene er ihn betrachtet und vernimmt! Dies geht bis zur vollkommensten Verläugnung seiner selbst. Was der Kaiser nicht gedacht hat, das will er nie gesagt haben *).

Um den Krieg gegen Rußland mit polnischem Blute führen zu können, hatte der Kaiser der Franzosen die Wiederherstellung Polens beschlossen. Diese Wiederherstellung sollte auf eine feierliche, d. h. auf eine geräuschvolle Weise geschehn. Zu Posen waren darüber die letzten Verabredungen zwischen Napoleon und den Ministern des Großherzogthums genommen worden. Hier hatte der Kaiser, in Beziehung auf die bei der Eröffnung des Reichstages zu haltende Rede, unter andern gesagt: „Meine Herren! ich thue Ihnen keinen Zwang

*) In wiefern diese Charakterschilderung zutrifft, mag dahin gestellt bleiben. Wie gering aber auch die Meinung sey, die man von der Selbstständigkeit des Herzogs von Bassano haben mag: so muß man sich doch dem Verdachte hingeben, daß der Erzbischof von Mecheln in dieser Zeichnung seiner Vorliebe für die Karrikatur allzu sehr gefolgt sey. Aufs wenigste hat er vergessen, daß der besonnene Leser nicht abläßt, ihn zu fragen: „wie er, ein Geistlicher, voll des sittlichen Ideals, und einzig eingenommen für die alte gute Zeit, denn dazu gekommen sey, sich solchen Personen unterzuordnen, wie Napoleon und der Herzog von Bassano waren?“ Der interessanteste Theil seiner Gesandtschaftsgeschichte würde der seyn, worin er hierüber Aufschluß zu geben für gut befunden hätte.

Anm. d. Herausg.

an; sagen Sie, was Sie wollen; füllen Sie funfzig Seiten aus.“ Dies hatten die Minister als einen Befehl genommen, von welchem sie sich um keinen Preis entfernen dürften. Nach ihrer Rückkehr wurde die Ausarbeitung der Rede dem Finanz-Minister, Grafen Matuschewitz, als dem Fähigsten, übertragen. Dieser Graf aber hätte ein Verbrechen zu begehen geglaubt, wenn er sich auch nur in einer Kleinigkeit von dem Buchstaben des kaiserlichen Ausspruchs entfernt hätte. Also eine überlange Rede, die, als sie im Conseil mitgetheilt wurde, die auffallendste Schläfrigkeit bei den Zuhörern verursachte! Man schlug Verbesserungen vor; allein die Rede widerstand allen Verbesserungen. Der König von Westphalen, welcher sich um diese Zeit noch in Warschau aufhielt, sagte zu dem Erzbischof von Mecheln: „Herr Gesandter, das läßt sich nicht aushalten; helfen Sie doch.“ Also aufgemuntert, trug der Erzbischof dem Ausschuß seine Dienste als Redner an. Diese wurden mit Freuden angenommen; und so entstand denn jene durch ganz Europa verbreitete Rede, welche der Finanz-Minister Graf von Matuschewitz bei der Eröffnung des berühmten Reichstages hielt, von welchem die Wiederherstellung Polens die Folge werden sollte. Die Rede wurde mit dem größten Beifall von den Polen selbst vernommen. Selbst der Herzog von Bassano lobte sie, und schrieb dem Abgesandten darüber sehr viel Verbindliches. Nur Napoleons Beifall konnte sie nicht gewinnen. Er urtheilte darüber: „daß eine, von einem alten Polen, wenn auch in noch so schlechtem, übrigens rein polnischen Stile angefertigte Adresse eine bessere Wirkung her-

vorgebracht haben würde;" und durch dieses Urtheil bekehrt, meldete der Herzog von Bassano dem Erzbischof: „er wolle nicht läugnen, daß er durch diese Rede verführt worden sey; aber der Kaiser habe sie schlecht gefunden, und der Kaiser habe Recht." Von diesem Augenblick an war die letzte Spur eines guten Vernehmens zwischen dem Herzog und dem Erzbischof vertilgt. „Ich läugne nicht, sagt der letztere in seinem Berichte, daß ich bei Durchlesung dieses Briefes die Hände sinken ließ; der Eindruck, den er auf mich machte, war so stark, daß ich seitdem die Depeschen des Herzogs von Bassano nie ohne Furcht aufgebrochen habe; sie waren mir verhaßt, und ich schätzte mich glücklich, wenn ein Tag verstrich, wo ich dergleichen nicht erhielt." — Auf diese Weise war beleidigter Autorstolz die Quelle mancher Erscheinungen im Herzogthum Warschau, welche bisher durchaus räthselhaft geblieben sind.

Während dies in Warschau vorging, war der Feldzug von Napoleon durch jene berühmte Proclamation eröffnet worden, welcher der Erfolg so wenig entsprach. Nach seiner Ankunft in Wilna hatte der Kaiser daselbst eine provisorische Regierung errichtet, die von der Regierung des Herzogthums durchaus gesondert war. Der Herzog von Bassano, welcher bestimmt war, in Wilna zurückzubleiben, um die Gesandten fremder Höfe zu amüsiren, hatte einen seiner Freunde, den Fürsten Alexander Sapieha, zum Mitglied jener provisorischen Regierung ernannt, und dadurch die Polen nicht wenig beleidigt.

Ein zweiter Fehlgriff war die Trennung Lithauens von dem Herzogthum; er beleidigte die Polen, wiewohl sie hätten bedenken sollen, daß diese Trennung von keiner Dauer seyn konnte, wenn die Wiederstellung des Königreichs gelang. Um sie abzukühlen, bedurfte es nur noch einer Kleinigkeit; und auch diese stellte sich ein.

Es war verabredet worden, daß eine Deputation der Conföderirten sich zum Kaiser nach Wilna begeben sollte. Die Rede, welche der Graf Stanislaus Potocki für dieselbe aufgesetzt hatte, wurde unzureichend befunden; und der Erzbischof von Mecheln half aufs Neue aus der Noth. Allein so wenig seine Eröffnungsrede den Beifall des Kaisers gehabt hatte, eben so wenig hatte ihn diese. Er ließ eine andere aufsetzen, in welcher man zu ihm sagte: „Reden Sie, Sire, und sechzehn Millionen Polen werden für Sie aufsitzen.“ Das Uebrige war nicht viel besser. Die umwundene, ausweichende Antwort Napoleons verdarb Alles; denn sie machte die Polen bestürzt. Diese guten Leute, die sich keine Vorstellung machen konnten von der verwirrenden Politik des Kaisers, kamen durchaus abgekühlt zurück. Ihre Kälte theilte sich den übrigen Polen mit; und von Stund' an war aller Enthusiasmus dahin. Dazu kam noch ein besonderer Umstand. Die Polen, durch das Continental-System erschöpft, hielten alle große Anstrengungen von ihrer Seite für überflüssig; die Meinung, welche sie von der Macht des Kaisers hatten, war so groß, daß sie glaubten: es sey hinreichend, daß Napoleon sein Werde ausspreche, damit das Königreich wieder hergestellt sey. Nur ein einziger Zweifel hatte sie beschäftigt,

nämlich: ob Rußland oder Frankreich den Krieg zuerst erklären werde; in Hinsicht der Wirkungen des Krieges unterhielten sie keine Besorgnisse; und nachdem sie einmal ihr Contingent von 80,000 Mann zu einer Armee von 400,000 Mann gestellt hatten, glaubten sie, und das mit Recht, ihre Pflicht erfüllt zu haben. Zwar wünschten sie eine Wiederherstellung ihres Vaterlandes; aber nicht auf dem Wege der Zerstörung und des vollendeten Ruins. „Alles in der Welt, sagten sie, hat seinen Preis; es kommt nur darauf an, daß man ihn bestimmt.“ Als sie in ihren angeblichen Befreiern die Zerstörer des unglücklichen Spaniens sahen, erbebten sie beim Anblick einer Wohlthat, die ihnen so theuer zu stehen kommen sollte, und baten den Himmel, sie auf ihre Feinde abzuwälzen.

Die Nachrichten, welche sich von Lithauen aus verbreiteten, trugen nicht wenig dazu bei, den Conföderations-Eifer abzukühlen und den stärksten Unwillen gegen die Franzosen an die Stelle desselben zu bringen. Der Finanz-Minister erhielt die Nachricht, daß zwei von seinen nächsten Verwandten nicht nur ihrer ganzen Habe beraubt wären, die in Flammen aufgegangen sey, sondern sich einer Niedermetzelung nur durch die schleunigste Flucht hätten entziehen können. Bald darauf erfuhr man, daß Kinder verbrannt wären. Dies alles war die Folge der Kriegsführung auf dem Wege der Requisition. Die Gräfin Potocka, eine Schwiegertochter des Grafen Stanislaus Potocki, eine Frau von vielem

Geiste und Mutter einer zahlreichen Familie, sagte in Warschau ganz laut: „Daß von 600,000 Livres Renten, die sie in Lithauen gehabt hätte, ihr nur Himmel und Erde übrig geblieben wären, und daß sie, innerhalb 20 Jahren von ihrem gehabten Vermögen nichts zu erwarten hätte.“ Ein Freund, der so feindlich handelte, wie Napoleon, konnte nicht lange täuschen; und als man einmal der Wahrheit auf die Spur gekommen war, halfen Zurückerinnerungen zu einer vollkommenen Entdekkung. Das Verfahren des Marschalls Davoust war noch in frischem Andenken; und ob man gleich seiner Uneigennützigkeit Gerechtigkeit widerfahren ließ: so konnte man sich doch aus seiner Brutalität kein Geheimniß machen. Herr Bignon war ein Gegenstand des allgemeinsten Tadels. Er hatte vor Kurzem die Trennung zwischen dem Chef vom Generalstabe des Fürsten Poniatowski und dessen Frau erzwungen, und nach seiner Abreise nach Lithauen, wo er zum Commissarius der Central-Verwaltung ernannt war, diese Frau nachkommen lassen. Hier machte sie in seinem und des Herzogs von Bassano Hause, zum größten Aerger der Polen, die Honneurs; und obgleich der Erzbischof von Mecheln den Herzog aufmerksam machte auf den Nachtheil, den er sich dadurch in dem Urtheil der Polen zuziehe: so hörte dieser doch nicht auf, Herrn Bignon und dessen Geliebte zu beschützen. Jener genoß auf Kosten der Polen ein jährliches Gehalt von 80,000 Franken, die er bis zur Katastrophe von Dresden behielt, wo er gefangen genommen wurde. Noch mehr verabscheut war der General Dutaillis, Militär-Commandant von Warschau,

zum

zum Generalstab des Fürsten von Neuchatel gehörig; ein Mann, welcher das ganze Herzogthum Warschau als mit Haut und Haar dem Kaiser gehörend betrachtete, in einem ewigen Kriege mit dem polnischen Kriegsminister lebte, und, da er für die Verpflegung der Truppen zu sorgen hatte, die allergewaltsamsten Maßregeln standhaft für die besten hielt. Einmal wollte er den sämmtlichen Einwohnern von Warschau die Matratzen wegnehmen lassen; Tages darauf hatte er den Einfall, sich des sämmtlichen Rindviehs zu bemächtigen, das unter den Mauern der Stadt weidete. Ein anderes Mal ließ er auf eigene Autorität einen Vorrath von nicht verkaufter Fourage (ungefähr 5000 Rationen) in dem Hause des Eigenthümers unter dem Vorwande verbrennen, daß den Truppen nichts Schlechtes geliefert werden sollte. Er war so eingenommen von seiner Machtvollkommenheit, daß er den Baron von Baum, österreichischen Commissarius in Warschau, bedrohete, und aufgebracht auf sich selbst war, weil er einen österreichischen Courier, der, während seiner Reise über Warschau, von einigen durch die Russen davon getragenen Vortheilen gesprochen, nicht hatte festsetzen lassen. Ein General, welcher in dem Landhause der Gräfin Potocki logirte, ließ auf der besten Kalesche dieser Dame das Fleisch von der Schlachtbank holen; und als man ihn darauf aufmerksam machte, wie sehr die Möbel der Gräfin von seiner Gewohnheit, sich mit Stiefeln und Sporen auf denselben zu wälzen, litten, gab er eine Antwort, wie sie nur von dem unerzogensten Menschen herrühren konnte. Der Kriegs-Ordonnateur zu Warschau war einer von den

härtesten und zänkischsten Menschen, die man antreffen kann.

Die Folge von allem Diesen war, daß die Polen weit entfernt blieben, den Antheil an dem Kriege gegen Rußland zu nehmen, welchen der Kaiser erwartet hatte. Es ist volle Wahrheit, daß Lithauen, von den geschickten Händen des Herzogs von Bassano verwaltet, für die Armee des Kaisers, bei einer Bevölkerung von vier Millionen, nur 2000 Mann gestellt hat, und daß die späteren Aushebungen noch nicht bewaffnet und bekleidet waren, als der Rückzug von Moskau geschah. Es ist eben so ausgemacht, daß Volhynien, wovon man immer gesagt hatte, daß es 50,000 Mann und 30,000 Pferde stellen könnte — eine Provinz, auf welche ganz Warschau seine Augen gerichtet hatte — nur zwei Mann gestellt hat. Nicht einmal sichere Spione konnte sich der Fürst von Schwarzenberg, nachdem er in Volhynien eingerückt war, verschaffen; und eben so unmöglich war es dem Erzbischof von Mecheln, eine Correspondenz daselbst anzuknüpfen, wiewohl er es nicht an Bestechungen fehlen ließ. Ein gewisser Graf Morski, den die Polen einen politischen Hanswurst nannten, in den der Herzog von Bassano aber ein großes Vertrauen setzte, befaßte sich mit der Insurrection dieser Provinz, ohne auch nur das Geringste ausrichten zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Selbstvertheidigung der spanischen Minister D. Joseph de Azanza und D. Gonzalo O-Farril.

Einleitung.

Die große Gegen-Revolution, welche im Jahre 1814 durch den Frieden von Paris beendigt wurde, hat für eine sehr bedeutende Zahl von Individuen die allernachtheiligsten Folgen gehabt. Wie die Zurücksetzungen und Kränkungen, welche die früheren Gegner der Bourbons in Frankreich zu erdulden hatten, in den ersten Monaten dieses Jahres Buonaparten von Elba nach Frankreich zurückführten, und was bereits daraus hervorgegangen ist, weiß Jeder. Minder bekannt ist es, daß Frankreich in seinem Schooße eine Unzahl von spanischen Ausgewanderten hegt, welchen nichts weiter zur Last gelegt werden kann, als daß sie dem ehemaligen Könige Joseph unter Umständen angehangen haben, die ihnen schwerlich eine andere Wahl ließen. Was sonst nur in Republiken, alten sowohl als neuen, der Fall war, daß nämlich die siegende Parthei die besiegte mit unerbittlicher Wuth verfolgte, dasselbe hat sich in unseren Zeiten auch in den größten Monarchieen ergeben; und wie es scheint, wird dieser Partheigeist in allen denjenigen Staaten, deren Fundamental-Gesetze durch Dynastieen-Wechsel erschüttert worden sind, noch lange fortdauern, und

in den Staats-Chefs selbst Aufmunterung und Unterstüzzung finden. Eine höchsttraurige Erscheinung, da es unmittelbar zum Wesen der Monarchie gehört, keine Partheien zu dulden, und da die Concentration der Macht in der Person eines Einzigen gerade diese und keine andere Bestimmung hat!

Unter den spanischen Ausgewanderten, welche sich in Frankreich befinden, gehören auch zwei ehemalige Minister des Königs Joseph: namentlich Don Miguel Joseph de Azanza und Don Gonzalo O-Farril. Beide sind als sehr wackere Männer auch in Deutschland bekannt; wenigstens haben sie eine längere Zeit als diplomatische Personen zu Berlin gelebt und einer großen Achtung genossen. Ohne jemals die Revolution, welche mit dem Jahre 1808 über Spanien kam, begünstigt zu haben; ohne sich eines anderen Vergehens bewußt zu seyn, als der Nachgiebigkeit gegen höchstgebietende Umstände, mit der bestimmten Absicht, ihr Vaterland vor einem Bürgerkrieg zu bewahren: befinden sich diese beiden Staatsmänner jetzt in der Nothwendigkeit, ihr Betragen gegen die Anschuldigungen vertheidigen zu müssen, die sich von Spanien aus gegen sie ergießen. Zu diesem Endzweck haben sie eine Schrift bekannt gemacht, welche den Titel führt: „Denkschrift von Don Miguel Joseph de Azanza und Don Gonzalo O-Farril." Was diese Schrift auszeichnet, ist, auf der einen Seite, die in ihr enthaltene Fülle neuer Aufschlüsse über die spanische Revolution; auf der andern, die ungemeine Ruhe und Humanität, womit die genannten Staatsmänner ihre Sache vertheidigen. Von der letzteren Seite

könnte diese Schrift leicht für ein Muster gelten durch das mehr als einmal wiederholte Geständniß: „daß sie sich allerdings in Ansehung des Erfolgs geirrt hätten, und folglich Denjenigen, die sie hierin übertroffen, alle Gerechtigkeit widerfahren ließen; daß dies aber der Güte ihrer Absichten eben so wenig Abbruch thue, als der Gründlichkeit ihres Urtheils."

Indem wir nun damit umgehen, unsere Leser mit dem Inhalte dieser Schrift genauer bekannt zu machen, scheint es uns nothwendig, vorher noch das Eine und das Andere aus dem früheren Leben der Verfasser beizubringen, damit ganz klar hervorgehe, wie beide gegen ihren Willen in eine Revolution verwickelt wurden, deren Opfer sie gegenwärtig geworden sind. Beide hatten, als die Revolution im Jahre 1808 ausbrach, ein hohes Alter erreicht; beide standen in bedeutenden Stellen; beide waren von ihren Mitbürgern in einem hohen Grade geachtet.

Don Miguel de Azanza hatte seinem Vaterlande seit 40 Jahren auf sehr wichtigen Posten gedient. Nach einer Reise, welche er in seiner Jugend durch die nördlichen Provinzen des spanischen Amerika gemacht hatte, war er eingetreten in die militärische Laufbahn, und hatte als Subaltern-Offizier der Belagerung von Gibraltar beigewohnt. Er war hierauf als Geschäftsträger nach St. Petersburg und Berlin gesendet worden. Nach seiner Zurückkunft in Spanien hatte man ihn zum Intendanten der Provinzen Toro und Salamanca, und zum Corregidor ihres Arrondissements ernannt. Unmittelbar darauf war ihm die noch bedeu-

tendere Intendantur von Valencia und Murcia zu Theil geworden. In dem Feldzuge von Rouſſillon im Jahre 1795 bewilligte man ihm die Ehre eines Kriegsraths, und noch in demſelben Jahre ernannte Carl der Vierte ihn zum Kriegsminiſter. Hierauf wurde er Vice-König, Gouvernör und General-Capitän von Neu-Spanien, und Präſident der Audienz von Mexiko. Im Jahre 1799 ernannte ihn Carl der Vierte zum wirklichen Staatsrath; und im Jahre 1808 machte Ferdinand der Siebente ihn, unmittelbar nach ſeiner Thronbeſteigung, zum Finanzminiſter. Nie war Azanza reich; nie legte er es, nach dem Zeugniſſe ſeiner Mitbürger, darauf an, reich zu werden.

Don Gonzalo O-Farril hatte 48 Jahre in der militäriſchen Laufbahn zugebracht. Er ſtammt aus der Havannah her, wo neun von ſeinen Brüdern anſäſſig ſind. Der Trieb, ſich im Staatsdienſte auszuzeichnen, führte ihn nach Spanien. Er diente bei der Vertheidigung von Melilla und Oran in Afrika, und bei den Belagerungen von Mahon und Gibraltar. Im Jahre 1780 forderte und erhielt er die Erlaubniß, als Volontär in der franzöſiſchen Armee zu dienen, die zu einer Landung in England beſtimmt war; und als dieſer Entwurf ſcheiterte, beſuchte er in Frankreich die Schulen der Artillerie und des Genieweſens. Er machte unter den Generalen Don Ventura Caro und Don Colomera in den Jahren 1793 und 94 die Feldzüge in Navarra mit, und wurde bei Lecumberri und Toloſa verwundet. In dem Feldzuge von 1795 diente er als General-Quartiermeiſter in der Armee von Catalonien, und kommandirte

in dem Treffen von Bañolas. Nachdem er zum Mitgliede der Militär-Akademie von Avila ernannt war, wurde er, bei deren Versetzung nach Port Santa Maria, zum Director derselben, wie des Cadettenhauses, bestellt. Er war Sekretär und Mitglied der Junten von General-Offizieren, welche, zu seiner Zeit, mit Entwerfung von Militär-Reglements beauftragt wurden. Nach dem Basler Frieden wurde er zum General-Commissär für die Berichtigung der Gränzen mit Frankreich ernannt. Sein Aufrücken von dem Grade eines Obersten bis zu dem eines General-Lieutenants ist die Belohnung seiner in Kriegszeiten geleisteten Dienste gewesen. Im Jahre 1798 übertrug man ihm die General-Inspection der gesammten Infanterie, und das folgende Jahr ging er an der Spitze einer Division spanischer Truppen nach Rochefort, um mitzuwirken bei einer damals geheimen Expedition. Unmittelbar darauf wurde er als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Berlin gesandt, wo er mehrere Jahre blieb. Er durchreisete Deutschland, die Schweiz, Italien, Holland und England, um seine Kenntnisse sowohl im Fache der Politik als der Kriegskunst zu vermehren, und übermachte seiner Regierung die nützlichsten Notizen über diese Gegenstände. Nach seiner Zurückkunft in Spanien erhielt er das Commando über die Division spanischer Truppen, welche nach Toskana ging und daselbst zwei Jahre blieb. Kaum war er aus Toskana zurückgekommen, als Ferdinand der Siebente ihm im Jahre 1808 die General-Direction des Artillerie-Wesens übertrug, und ihm bald darauf das Kriegsministerium anvertraute.

Man sieht aus dieser Darstellung, wie weder Don Azanza noch Don O-Farril irgend ein Interesse hatten, ein Unternehmen zu begünstigen, welches auf eine Veränderung der Dynastie in Spanien abzweckte. Als Staatsminister waren Beide Mitglieder der Regierungs-Junta, welche Ferdinand der Siebente vor seiner Abreise nach Bayonne bestellte. An der Spitze dieser Junta stand damals der Infant Don Antonio, Oheim des jungen Königs, und ihre Weisung lautete dahin, nichts zu unternehmen, oder auch nur zu gestatten, was das Verhältniß, worin Ferdinand zu Napoleon stand, verschlimmern könnte. Mit Nachdruck widersetzte sich die Regierungs-Junta mehreren Forderungen des damaligen Großherzogs von Berg, den der französische Kaiser zu seinem Lieutenant in Spanien ernannt hatte; z. B. der Auslieferung des Friedensfürsten, auf welche Napoleon drang. An eigentlichen Widerstand aber war in diesen Zeiten nicht zu denken. Die ganze Spanische Armee betrug, mit Inbegriff der Provinzial-Miliz-Regimenter, ungefähr 100,000 Mann, und diese Masse war auf folgende Art vertheilt und zerstreut: 15000 dienten in Dänemark als Hülfstruppen; 35000 befanden sich in Portugal oder an der Gränze, und von diesen standen 20,000 Mann unter den Befehlen des französischen Marschalls Junot; 15000 Mann bildeten die Besatzungen der festen Plätze in Afrika, und der Balearischen oder Canarischen Inseln; 10,000 waren im Lager von St. Roch; 10,000 in Gallizien, und die 15000 noch übrigen vertheidigten die Küsten bis nach Catalonien, und versahen den Dienst in den Festungen des Innern. Der Krieg mit England

dauerte noch fort, so daß man es nicht wagen durfte, die Küsten zu entblößen. Alles, was man den 80,000 Mann starken Franzosen hätte entgegenstellen können, würde sich auf 20,000 belaufen haben; die Franzosen aber hatten bereits in ihrer Gewalt: erstlich die Gränzfestungen, zweitens die vornehmsten Waffen- und Munitions-Fabriken, drittens mehrere Pulver-Magazine, viertens sogar das Artillerie-Depot von Segovia, welches von ihren Truppen wenigstens umstellt war.

Die Unterhandlungen in Bayonne nahmen eine Wendung, auf welche niemand gerechnet hatte, weil niemand sich einfallen ließ, daß Napoleon mit so vielem Eigensinn auf die Einführung seiner Dynastie in Spanien dringen könnte. In Madrid selbst stieg die Unruhe von einem Augenblick zum andern; besonders als von Seiten des Großherzogs von Berg Anstalten zur Entfernung der letzten Ueberreste der königlichen Familie, namentlich der Königin von Hetrurien, des Infanten Don Francisco und des Infanten Don Antonio getroffen wurden. Das Gemetzel vom 2 Mai ist nur in dem Lichte eines Zufalls zu betrachten. Nichts war verabredet, als die Erscheinung eines Adjutanten des Großherzogs von Berg in dem königlichen Pallast zu dem Gedanken führte, daß der Infant Don Francisco nach Frankreich gebracht werden solle. Der Widerstand, den der Adjutant antraf, bewog ihn, eine nahe Patrouille zu Hülfe zu rufen. Von diesem Augenblick an wird der Aufruhr allgemeiner. Die Offiziere und Soldaten beider Nationen, welche sich in ihren Kasernen befinden, eilen herbei, um sogleich bei der Hand zu seyn, wenn

man ihre Hülfe fordern sollte. So kommt es zu gegenseitigen Angriffen, welche nicht eher aufhören, als bis Azanza und O-Farril, begleitet von französischen Generalen und Offizieren, die Ruhe wieder herstellen. Das Resultat dieses Gemetzels scheint sowohl von Franzosen, als von Spaniern sehr übertrieben worden zu seyn. Nach dem Manifest des Consejo de Castilla belief sich die Zahl der Todten (versteht sich der Spanier) an diesem Tage nur auf 104, die der Verwundeten auf 54, und die der Vermißten, d. h. derer, welche auf Befehl des Großherzogs von Berg zur Verbreitung eines sogenannten heilsamen Schreckens erschossen wurden, auf 35.

Noch immer war nichts entschieden über das Schicksal der Dynastie, und der Herzog von Berg nahm sich wohl in Acht darüber vorlaut zu seyn. Indeß verschwand Ein Mitglied des königlichen Hauses nach dem andern, bis zuletzt auch die Reihe an den Infanten Don Antonio kam. Von diesem Augenblick an war die Regierungs-Junta ohne Oberhaupt. Nicht lange: denn bald darauf stellte sich der Großherzog von Berg als Stellvertreter Carls des Vierten, der das Zepter wieder an sich genommen hatte, an die Spitze der Regierungs-Junta; und nun kamen, Schlag auf Schlag, die Nachrichten von dem Zurücktritt Ferdinands des Siebenten zum Vortheil seines Vaters, von der Verzichtleistung Carls des Vierten zu Gunsten des Kaisers Napoleon, von der Versetzung der ganzen königlichen Familie nach Frankreich: Nachrichten, bei welchen sich die Regierungs-Junta als solche, deren Instructionen auf Beibehaltung des Friedens lauteten, nur leidend verhalten konnte, wie

sehr auch Einzelne ihrer Mitglieder empört seyn mochten von dem Betragen des Großherzogs, der bei jeder Gelegenheit von Niederſäbeln und dergleichen ſprach. Dieſen Nachrichten folgten die förmlichen Entſagungen Ferdinands des Siebenten und Carls des Vierten mit den allerbeſtimmteſten, ſogar rührenden Aufforderungen an die Spanier, ſich in ihr Schickſal zu finden und daſſelbe nicht durch einen eben ſo unzeitigen als vergeblichen Widerſtand zu verſchlimmern.

Was ſollten, was konnten die Mitglieder der Junta unter ſolchen Umſtänden anderes thun, als dem Schickſal weichen, das über ihr Vaterland gekommen war, und die Zukunft abwarten? Seit drei bis vier Tagen regierte der Großherzog von Berg im Namen Carls des Vierten, und die Junta bejammerte im Stillen den Verluſt ihrer rechtmäßigen Souveräne, als aus Guadalaxara ein Fußbote anlangte, und dem Finanz-Miniſter Azanza eine Depeſche einhändigte, welche zwei Dekrete Ferdinands des Siebenten enthielt. Beide bezogen ſich auf gewiſſe Vorſchläge, welche die Junta ihm bald nach ſeiner Abreiſe von Madrid hatte machen laſſen: Vorſchläge, deren Gegenſtand die Vertheidigung des Reichs war. Don Evariſto Perez de Caſtro hatte ſie ihm den 4 Mai, d. h. zu einer Zeit eingehändigt, wo er im ſtärkſten Gedränge war; und hingeriſſen von ſeinen Gefühlen, und ohne zu wiſſen, was von Seiten ſeines Vaters bereits geſchehen war, hatte er den 5 Mai eigenhändig auf jene Vorſchläge geantwortet. Das eine dieſer Dekrete war an die Junta gerichtet, und berechtigte ſie, ſich entweder ſelbſt, oder mit Uebertragung ihrer

Autorität auf eine oder mehrere Personen, an jeden Ort, den sie für schicklich halten werde, zu begeben, die Souveränetät in seinem Namen und an seiner Stelle auszuüben, und die Feindseligkeiten von dem Augenblick an zu beginnen, wo sie erfahren würde, daß Se. Majestät nach dem Innern von Frankreich abgeführt sey. Das zweite Dekret, welches an den königlichen Rath, und, in Ermangelung desselben, an jede Kanzlei gerichtet war, enthielt den Befehl, die Cortes (Stände) an einem schicklichen Ort zu versammeln, damit sie sich ohne Aufschub mit den Mitteln zur Vertheidigung des Königreichs beschäftigen könnten. Eine Erscheinung dieser Art konnte nur in dem ersten Augenblick befremden. Don Azanza versammelte, unmittelbar nach dem Empfang der Depesche, die übrigen Minister, um ihnen den Willen des Königs bekannt zu machen, und mit ihnen über den zu fassenden Entschluß zu berathschlagen. Doch alle waren der einhälligen Meinung, daß die Ausführung der königlichen Dekrete, seit der Bekanntmachung des Dekrets vom 6ten, welches der Nation die Zurückgabe der Krone an Carl den Vierten und die Zurücknahme der Vollmachten der Junta bekannt machte, unmöglich geworden. Die Junta selbst existirte nicht mehr; wie hätte sie also ihre Stimme erheben können, um Dekrete bekannt zu machen, welche das Gegentheil von denen Carls des Vierten aussagten? oder mit welchem Rechte hätte sie den Gehorsam der ersten Autoritäten, sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen, gefordert? Die Mitglieder erwogen besonders, in welche Verlegenheit sie Ferdinand den Siebenten und die Infanten, welche in

den Händen des französischen Kaisers waren, durch eine solche Uebereilung bringen könnten. Und zwei Tage darauf bewies die Ankunft des Don Evaristo Perez de Castro den Ministern, daß sie mit Ueberlegung zu Werke gegangen waren; dieser war beinahe außer sich vor Furcht darüber, daß die Junta von Madrid einen Versuch machen könnte, die Befehle Ferdinands des Siebenten in Vollziehung zu setzen: Befehle, welche man verbrannte, sobald die Nachricht angekommen war, daß Ferdinand nach Valençay abgeführt sey; denn man befürchtete, daß, wenn sie auf irgend eine Weise bekannt würden, die Lage des Königs in Frankreich sich leicht verschlimmern könnte.

Von Napoleon annehmen, daß er auch nur einen Augenblick darüber zweifelhaft gewesen sey, welchem von seinen Brüdern er den an ihn abgetretenen Thron verleihen sollte, ist eine Voraussetzung, die sehr wenig zu dem Charakter dieses Monarchen paßt. Bei dem allen erhielt der Großherzog von Berg den Auftrag, bei dem königlichen Rath anzufragen: welchem von den Brüdern des Kaisers er den Vorzug geben würde? wobei sich übrigens ganz von selbst versteht, daß dem königlichen Rath keine Billigung oder Mißbilligung der einmal abgeschlossenen Tractaten gestattet wurde. Der Großherzog von Berg entledigte sich seines Auftrags durch das Organ des Herrn Sebastian Pinuela, und der königliche Rath faßte noch an demselben Tage (13 Mai) einen Beschluß, durch welchen er dem Großherzog erklärte: es scheine ihm, mit Wiederholung seiner Protestationen, am angemessensten, daß, in Folge des kaiserlichen Befehls,

die Wahl auf dessen älteren Bruder, den König von Neapel, falle. Noch an demselben Tage übergab die Junta dem Großherzoge das Schreiben, welches über diesen Gegenstand an den Kaiser hatte aufgesetzt werden müssen; es war unterzeichnet von den vier Ministern, dem Dechant des Raths von Castilien und den Präsidenten und Gouvernören der übrigen Räthe; die Municipalität von Madrid unterzeichnete zwei Tage später. Zwar bezeigte der Großherzog dem Rathe von Castilien hierüber seine Zufriedenheit; doch bestand er bei der Junta darauf, daß eine Deputation an den Kaiser geschickt werde, welche den Hergang der Sache mündlich bestätigen möchte. Auch dies geschah, indem der Rath von Castilien zwei von seinen Gliedern, namentlich D. Joseph Colon und D. Manuel de Lardizabal nach Bayonne an den Kaiser schickte. Denn es war dahin gekommen, daß von Seiten der ersten Behörden, welches auch ihre wahre Gesinnungen seyn mochten, kein Widerstand Statt finden konnte; sie waren ohne alle Stütze, und der Großherzog von Berg, der dies sehr gut empfand, spielte seine Dictator-Rolle nur mit desto größerer Zuversicht.

Bald nach der Abreise der alten Dynastie in das Innere von Frankreich, nöthigte ein kaiserlicher Befehl den Minister Azanza zu einer Reise nach Bayonne; denn Se. Majestät wollte von dem Zustande der spanischen Finanzen unterrichtet seyn. Azanza nahm mit sich: den General-Schatzmeister D. Vicente Alcala Galiano; den Finanzrath Don Antonio Ranz Romanillos; den Divisions-Chef Don Christobal de Gongora; Don Juan

Orovio, Mitglied des Handels und Münzhofes; und D. Ramon Bango, der bei der Consolidations-Casse angestellt war. Unterweges entwarfen sie eine Denkschrift über den Zweck ihres Auftrags, und Azanza überreichte dieselbe dem Kaiser nach seiner Ankunft in Bayonne (28 Mai). Drei Tage darauf, nachdem alles abgemacht war, wollte Azanza auf seinen Posten zurückkehren; allein der Kaiser gebot ihm, in Bayonne zu bleiben, um einer Junta von spanischen Notablen, welche er durch sein Dekret vom 25 Mai zusammenberufen hatte, und welche ihre Sitzungen mit dem 15 Juni eröffnen sollte, zu präsidiren.

Bayonne vereinigte um diese Zeit die vornehmsten Personen des gesammten Königreichs aus allen Ständen. Wie sie auch über das Geschehene urtheilen mochten: so hatten sie sich doch in ihr Schicksal mit allen Denen gefunden, die, weil sie bei einer Umwälzung das Meiste zu verlieren haben, allen Umwälzungen gram sind. Es wurden zwei vorbereitende Commissionen gebildet, von welchen die eine aus D. Miguel Joseph de Azanza, aus D. Pedro Cevallos, dem Herzog del Parque, D. Vicente Alcala Galiano, D. Antonio Ranz Romanillos und D. Cristobal de Gongora; die andere aus dem Herzog von Infantado, D. Joseph Colon, D. Manuel de Lardizabal, D. Sebastian de Torres und D. Raymundo Etenhard bestand. Außer Denen, welche bereits in Bayonne versammelt waren, befanden sich Viele auf dem Wege dahin, abgeordnet von Provinzen, Städten oder Corporationen, oder ernannt von dem Großherzog von Berg. Der König von Neapel wurde den 7 Juni er-

wartet, und dem gemäß proklamirte ihn der Kaiser bereits den 6ten als König von Spanien und beider Indien. Ehe die Junta installirt war, griff der Kaiser, seiner Gewohnheit nach, vor, und befahl den in Bayonne anwesenden Deputirten, die Bewohner von Saragoza zur Unterwerfung unter den neuen König zu ermahnen. Es wurde zu diesem Endzweck eine Proklamation entworfen, welche alle bereits gegenwärtige Mitglieder unterzeichneten. Sie sollte von dem Prinzen von Castelfranco, von D. Ignacio Martinez de Villela und von D. Luis Marcelino Pereyra, Alkalden des Hauses und Hofes, überbracht werden: und wirklich begaben sich diese Personen, von deren Ueberredungskraft man sich Wunder versprach, nach Saragoza; allein sie erreichten den Ort ihrer Bestimmung nicht, und mußten unverrichteter Sache nach Bayonne zurückkehren. Inzwischen erhielt D. Azanza den Auftrag, die Provinzen jenseit des Meeres mit der Regierungsveränderung bekannt zu machen; und einmal im Gange mit seinen Forderungen, bestimmte Napoleon die Mitglieder der Junta von Bayonne zu einer Proklamation an die gesammte spanische Nation, worin diese ersucht wurde, sich ruhig zu verhalten, und den Einflüsterungen Derer zu widerstehen, welche sie zu einem Bürgerkriege hinzureißen beflissen wären. Und wenn diese Ermahnungen nicht die Wirkung hervorbrachten, die man sich davon versprach: so war es wahrlich nicht die Schuld Derer, die sie entwarfen und unterzeichneten; denn diese handelten mit großer Aufrichtigkeit, und glaubten, ihrem Vaterlande einen sehr wesentlichen Dienst zu erweisen.

So

So standen die Sachen, als König Joseph in Bayonne anlangte. Die Hoffnung, Spanien vor einem Bürgerkriege zu bewahren, und ihm alle die Vortheile zuzuwenden, welche unter der vorigen Regierung hatten beseitigt werden müssen, wuchs durch die persönliche Bekanntschaft mit dem neuen Könige, der den allgemeinsten Beifall fand und die allerunverstelltesten Huldigungen erhielt. Man wird vielleicht sagen: dergleichen Huldigungen seyen der Ausdruck der Höflichkeit und Schmeichelei; und dem mag im Großen genommen also seyn. Aber die Souveräne denken darüber anders: sie kennen den Einfluß, welchen die Großen eines Reichs auf die öffentliche Meinung haben, nur allzu gut; und wenn es ihnen gelingt, diese zu ihrem Vortheil zu bestimmen: so verschlägt das Bischen Aufrichtigkeit mehr oder minder in Denen, die dazu beigetragen haben, ihnen sehr wenig. Wozu sollte sich übrigens die Verstellung auch auf die geheimen Unterredungen der Deputirten und ihr besonderes Betragen ausgedehnt haben? Man sah darin nur das Verlangen und die Hoffnung, daß die Nation den neuen Souverän mit Ergebung annehmen möge; man war einverstanden in dem Wunsche, daß der unvermeidlich scheinende Dynastieen-Wechsel ohne Blutvergießen zu Stande kommen möge, und man versicherte, daß die Gegenwart des Königs alle Gemüther vereinigen und das Volk zur Ruhe zurückführen werde.

Mit welcher Aufrichtigkeit man zu Werke ging, das zeigte sich besonders in den Verhandlungen über den von dem Kaiser mitgetheilten Constitutions-Entwurf. Die Junta hielt zwölf Sitzungen, und die Deputirten hatten

volle Freiheit, ihre Meinungen vorzutragen und ihre Stimmen zu geben. Viele davon sind schriftlich abgefaßt, und diese können nicht mitgetheilt werden, ohne in Solchen, die sie lesen, die Ueberzeugung zu bewirken, daß man das Wohl des Vaterlandes aufrichtig wollte, und die Grundlagen der künftigen Regierung mit Verstand und Ueberlegung festzustellen suchte. In der Sitzung vom 7 Juli wurde die Constitution angenommen, der Treueid von den Deputirten geleistet, und der Befehl zur Rückkehr nach Spanien auf den 9ten gegeben. Azanza hatte dem Kaiser die Einwendung gemacht, daß, da eine Junta nie den Charakter einer National-Repräsentation erhalten könne, die Versammlung der Cortes im Innern des Reichs unvermeidlich seyn werde, wenn man eine Sache von so hoher Wichtigkeit sanctioniren wolle; und Napoleon hatte über diesen Punkt nachgegeben, und verordnet, daß die Annahme der Constitution von Seiten der Nation die Formalitäten ergänzen sollte, welche die gegenwärtigen Umstände nicht gestatteten.

Der neue Souverän setzte seinen Hof und sein Haus aus eben den Personen zusammen, welche noch vor Kurzem unter Ferdinand gedient hatten. Die meisten behielten ihre Aemter. Dahin gehörten die Herzoge von Infantado, von Frias, von Hijar, von Parque; der Marquis von Hariza, der Prinz von Castelfranco, die Grafen von Fernan-Nuñez, von Orgaz, von Castelflorido, von Santa Coloma, und mehrere andere vornehme Personen. Zu Burgos vermehrte sich das Haus des Königs durch die Majordomen Grafen von Casa-Tilly und Marquis von Cevallos, welche von Madrid

gekommen waren. Der Marquis von Aſtorga, Groß-Stallmeiſter, den ſeine Kränklichkeit an Arevalo feſſelte, entſchuldigte ſich wegen ſeines Ausbleibens, und brachte ſeine Huldigungen. D. Pedro de Cevallos wurde als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten beſtätigt; eben ſo Azanza in dem Miniſterium von Indien. Das der Finanzen erhielt der Staatsrath Graf von Cabarrus; Don Sebaſtian Piñuela und D. O-Farril blieben auf ihren Poſten; Don Joſeph Mazarredo, General-Lieutenant der Marine, erhielt das Miniſterium ſeines Fachs, und D. Mariano Luis de Urquijo wurde zum Miniſter Staatsſekretär ernannt. Auf dieſe Weiſe glaubte man darauf rechnen zu können, daß die Einführung der neuen Dynaſtie mit den wenigſten Schwierigkeiten verbunden ſeyn würde.

Indeß war der Aufruhr auf allen Punkten der ſpaniſchen Monarchie zum Ausbruch gekommen. Das Volk, von den Mönchen angehetzt, hatte ſich aufs Grimmigſte gegen alle Diejenigen erklärt, die man ihm als Begünſtiger der Entwürfe des Kaiſers Napoleon bezeichnet hatte. Welchen Widerſtand auch das franzöſiſche Militär leiſten mochte: ſo konnte es doch nicht die Ermordung Derer verhindern, von welchen die Vorausſetzung galt, daß ſie unter der Regierung Carls des Vierten beſonders begünſtigt wären. Unter den Opfern dieſer Wuth zählt man: den General-Kapitän der Marine D. Francisco de Borja; den Gen. Kap. von Andaluſien, Marquis del Soccorro; den Gouvernör von Badajoz, Grafen von Torrefresco; den Gouvernör von Tortoſa, D. Santiago de Guzman y Vittoria; den General-Lieutenant Don

Antonio Filangieri; die General-Majore D. Miguel de Cevallos und D. Pedro Truxillo; den Gouvernör von Villa-Franca de Panades, D. Juan de Toda; den Grafen von Avila zu Sevilla, und den Baron von Albalat zu Valencia. Alle wurden ermordet und in Stükken zerrissen. Hieraus entwickelte sich ein allgemeiner Schrecken; die Anarchie wurde immer ausgebreiteter, und setzte Die, welche regierten, in die Nothwendigkeit, sich vor dem Pöbel zu beugen, und sich allen seinen Einfällen und Launen hinzugeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von la belle Alliance, beschrieben von einem Augenzeugen in der Französischen Armee.

Die französische Armee hatte, seitdem sie aus ihren Standquartieren aufgebrochen war, starke Märsche zurücklegen müssen. Indeß war die Witterung, wenn gleich ziemlich stürmisch, im Ganzen gut geblieben; und da die Wege nicht wesentlich verderbt waren: so hatten Artillerie und Equipagen keinen Schaden gelitten. Die Bewegungen wurden mit einer Schnelligkeit gemacht, welche an Uebereilung gränzte. Am Tage lag, daß man damit umging, den Feind durch eine unerwartete Erscheinung zu überraschen; und nicht ungegründet war die Vermuthung von einem plötzlichen Einbruch in Belgien. Den 14 Juni war die ganze Armee versammelt an der äußersten Gränze dieses Landes.

Die Ungewißheit, worin man über den Zweck der bisherigen Manövers gewesen war, verschwand durch die Bekanntmachung nachfolgender Proklamation, welche an der Spitze der Division und jedes Regiments verlesen wurde.

„Soldaten!

„Heute ist der Jahrestag von Marengo und Friedland, welcher zweimal über das Geschick von Europa „entschied. Damals, wie nach Austerlitz und nach Wag-

„ram, waren wir allzu großmüthig. Wir trauten den „Versicherungen und Schwüren der Fürsten, die wir im „Besitz ihrer Throne ließen. Jetzt, verbündet untereinander, ziehen sie aus gegen die Unabhängigkeit und die „heiligsten Rechte der Franzosen. Der ungerechteste aller Angriffe ist von ihnen verübt worden. Gehen wir „ihnen entgegen! Sie und wir, sind wir nicht noch „immer dieselben? Soldaten! Bei Jena waret Ihr gegen „die, heutiges Tages so anmaßlichen, Preußen wie eins „zu drei; und bei Montmirail wie eins zu sechs. Mögen Diejenigen von Euch, die in englischer Gefangenschaft geschmachtet haben, ihren Kameraden erzählen, „was sie auf ihren Gefangenschiffen zu ertragen hatten. „Die Sachsen, die Belgier, die Hannoveraner, die Soldaten der Rhein-Conföderation bejammern, daß sie genöthigt sind, Fürsten zu dienen, welche Feinde der Gerechtigkeit und der Rechte aller Völker sind. Sie wissen, daß diese Coalition unersättlich ist. Nachdem sie „12 Millionen Polen, 12 Millionen Italiäner, 2 Millionen Sachsen, 6 Millionen Belgier verschlungen hat, „will sie auch die Deutschen Staaten zweiter Ordnung „verschlingen. Die Unsinnigen! Sie bethört ein Augenblick von glücklichem Erfolg. Die Unterdrückung „und Demüthigung des französischen Volks steht nicht „in ihrer Gewalt. Dringen sie ein in Frankreich: so „werden sie ihr Grab daselbst finden. Soldaten! wir „haben Zwangsmärsche zu machen, Schlachten zu liefern, Gefahren zu bestehen; aber, wenn wir standhaft „sind: so wird der Sieg unser seyn, und die Rechte, „die Ehre und das Glück des Vaterlandes werden wie-

„der erobert werden. Für jeden Franzosen, der ein Herz „hat, ist der Augenblick gekommen, wo er siegen oder „sterben muß.“

Es braucht kaum gesagt zu werden, mit welchem Freudengeschrei und lärmvollem Zujauchzen diese Proklamation von Soldaten aufgenommen wurde, welche unwissend genug sind, einige aufgedunsene Redensarten, die sie nicht verstehen, für Beredtsamkeit zu halten. Eben so wenig bedarf es einer Erörterung der Proklamation selbst, die sich von früheren nur durch vermehrten Unsinn unterscheidet. Für Personen, welche sie mit Bedacht lasen und den darin aufgestellten Behauptungen auf den Grund drangen, war sie sehr beunruhigend; denn sie zeigte ihnen die Gefahren, welchen sie, der Verzweiflung Buonaparte's zu Gefallen, trotzen sollten, nach deren ganzem Umfange.

Indeß erschöpften sich die einzelnen Anführer in Lobeserhebungen über die Bestimmtheit der Märsche; sie würden, sagten sie, die Gegenwart des großen Mannes aus dem Resultat der Bewegungen abgenommen haben: Bewegungen, welche, ihrem Urtheil zufolge, so geschickt gedacht waren, daß die Armee-Corps, welche, noch vor einigen Tagen, sich auf denselben Straßen hinderlich gewesen, jetzt, wie auf Einen Schlag, in Linie standen, und ein Ganzes ausmachten.

Am 15ten, mit Tages Anbruch, setzte sich die Armee in Bewegung, um in Belgien einzudringen. Das zweite Corps griff die preußischen Vorposten an, die ihm entgegengestellt waren, und verfolgte sie nachdrücklich bis nach Marchienne-en-Pont. Die Reiterei die-

ses Corps hatte Gelegenheit, mehrere Infanterie-Carrés anzugreifen, welche sie warf, und welchen sie einige hundert Gefangene abnahm. Die Preußen eilten über die Sambre zurück. Die leichte Reiterei des Mittelpunkts folgte auf der Straße von Charleroi der Bewegung des zweiten Corps; und, indem sie alles, was sich von feindlichen Truppen noch auf dem linken Sambre-Ufer befand, in die Flucht trieb, warf sie dieselben auf das entgegengesetzte Ufer. Indeß vertheidigten zahlreiche Scharfschützen den Zugang zur Brücke, um unseren Marsch aufzuhalten, und um die Stadt mit einiger Gemächlichkeit räumen zu können. Lebhaft angegriffen, vermochten sie nicht, die Brücke ganz zu zerstören. Nur einigen Schaden richteten sie an; einen Schaden, den die französischen Zimmerleute und Marine-Soldaten bald wieder gut gemacht hatten, so daß, gegen Mittag, die leichte Reiterei in Charleroi einrücken und von dieser Stadt Besitz nehmen konnte.

Das zweite Corps, welches seinerseits nach Marchienne gekommen war, drang bis Gosselies vor: einem großen Flecken auf der Straße nach Brüssel. Die Absicht dieser Bewegung war, der in Charleroi überwältigten Colonne den Rückzug nach diesem Punkte abzuschneiden. Die Preußen, von einem so raschen Angriff überrascht, und von den leichten Truppen verfolgt, zogen sich mit vieler Ordnung auf Fleurus zurück, wo ihre Armee sich concentrirte. Sie wurden mehr als einmal von unserer Avantgarde erreicht, welche ihnen nicht Zeit ließ, Posto zu fassen, und sich mit unglaublichem Ungestüm auf alle die Truppen warf, die zum Widerstand

entschlossen waren. Buonaparte's Gegenwart elektrisirte die französischen Truppen dergestalt, daß sie, unaufhalsam und ohne einen Schuß zu thun, mit gefälltem Bajonet in die stärksten Massen eindrangen und alles auseinander sprengten. Die Dienst-Schwadronen Napoleons hieben mehrere Male auf die Infanterie ein; und bei einem dieser Angriffe erhielt der General Letort, Oberst der Garde-Dragoner, eine tödtliche Wunde. Kurz, die Franzosen nahmen, nach mehreren hartnäckigen und mörderischen Gefechten, nach und nach alle die Stellungen ein, in welchen der Feind sie zu hemmen suchte. Gegen die Nacht hörte die Verfolgung auf; und, nachdem Buonaparte das dritte Corps auf der Straße von Namur und das zweite zu Gosselies auf der Straße nach Brüssel zurückgelassen hatte, kehrte er nach Charleroi in sein Hauptquartier zurück. Der Ueberrest der Armee besetzte die umliegenden Dörfer.

Die Resultate dieser verschiedenen Kämpfe waren: ein tausend Gefangene, der Uebergang über die Sambre, und der Besitz von Charleroi, wo man einige Magazine fand. In noch größeren Anschlag kam, daß die moralische Kraft der Truppen durch einen ersten glücklichen Erfolg vermehrt war. Alles wurde angewendet, um den möglich-größten Vortheil davon zu ziehen. Vor allen Dingen übertrieb man die Zahl der Gefangenen; und, um die Uebertreibung zu unterstützen, nahm man seine Zuflucht zu einem sehr bekannten Kunstgriff. Man sammelte nämlich die Gefangenen, theilte sie in mehrere Colonnen, und ließ sie dann, wie im Triumph, eine nach der anderen vor den Corps vorbei führen, welche noch

zurück waren. Es läßt sich leicht denken, daß bei diesem Anblick die Luft von dem Geschrei: Es lebe Napoleon! ertönte, und daß die Soldaten sich den Entzückungen der lebhaftesten Freude hingaben. So hatte man seinen Zweck erreicht.

Noch war die ganze Armee nicht über die Sambre gegangen; aber sie befand sich ganz auf belgischem Grund und Boden, und mitten unter den neuen Unterthanen des Königreichs der Niederlande, die, wie man sagte, nur unsere Gegenwart erwarteten, um sich in Masse für unsere Sache zu erklären. In der That stießen wir beim Einmarsch in die Dörfer auf einige Gruppen von Bauern, welche uns mit dem Geschrei: Es lebe der Kaiser! entgegen kamen; allein es schien, als ob ihr Enthusiasmus für unsere Sache nicht aufrichtig sey. Sie empfingen uns als Sieger, deren Wohlwollen sie gewinnen müßten; sie waren nur die Freunde des Stärkeren, und ihre Ausrufungen bedeuteten nichts weiter, als: „Wir wollen Franzosen seyn, wenn eure Bajonette uns das Gesetz bringen; unterdeß habt die Güte, uns nicht zu plündern, unsere Felder nicht zu verheeren, und uns als eure Landsleute zu behandeln.“ Leider wurden solche Bitten nicht erhört. Mit allem Vertrauen, welches die französischen Soldaten in die Freundschaftsversicherungen der Belgier setzten, betrugen sie sich als deren entschiedenste Feinde. Verheerung und Plünderung bezeichneten überall den Durchmarsch des Heeres. Sobald die Truppen in irgend einem Dorf eine augenblickliche Stellung genommen hatten, ergossen sie sich, gleich einem Waldstrom, über die unglücklichen Wohnungen, welche ihrer Raubsucht

preis gegeben waren; und Lebensmittel, Hausgeräthe, Leinwand, Kleider, kurz Alles verschwand in einem Augenblick. Ein Dorf, in dessen Nähe man die Nacht zugebracht hatte, glich am folgenden Morgen, wenn man es wieder verließ, einem Schutthaufen; und die Umgebungen, mit den reichsten Erndten bedeckt, schienen wie vom Hagelschlag verwüstet. Beim Abmarsch traten grimmvolle Männer, verweinte Weiber, und halbnackte, von Schrecken ergriffene Kinder aus ihren Wohnungen hervor, um die zerstörten Fluren zu durchlaufen, und das, was von ihren Geräthschaften vielleicht übrig geblieben war, wieder zu sammeln.

Während des Marsches stellte Jeder Betrachtungen über den wahrscheinlichen Ausgang des begonnenen Feldzuges an. Da die feindliche Armee nicht vereinigt war: so ließ sich annehmen, daß sie sich in der Unmöglichkeit befinden werde, ihre Concentration zu bewirken; lebhaft verfolgt, könnten die abgesonderten, und auf allen Seiten umgangenen, Corps sich nur schwach vertheidigen. Wellington, meinte man, sey nicht in Bereitschaft; und außer Fassung gesetzt durch eine Offensiv-Bewegung, die er nicht vorhergesehen, werde er genöthigt seyn, nach dem eingetretenen Verlust der Initiative seinen ganzen Operationsplan aufzugeben. Mit einem Worte: Napoleons Combinationen schienen eben so gewiß, als bewundernswürdig; und was man mit großer Sicherheit vorher sah, war nichts Geringeres, als die Vernichtung oder schnelle Wiedereinschiffung der Britten, und die Ankunft der Franzosen an den Ufern des Rheins, mitten

unter dem Freudenruf der Belgier, die sich mit uns zur Befreiung ihres Vaterlandes vereinigen würden.

Den 16ten um 3 Uhr Morgens befanden sich die Colonnen der französischen Armee noch auf dem rechten Sambre-Ufer; aber sie setzten sich in Bewegung, ihren Uebergang über diesen Fluß zu bewerkstelligen, und hierauf drang die ganze Armee vor. Der Oberbefehl über den linken Flügel, welcher aus den beiden ersten Infanterie-Corps und aus vier Divisionen Reiterei bestand, wurde dem Marschall Ney anvertraut, welcher am vorigen Tage in dem Hauptquartier angelangt war, und jetzt den Auftrag erhielt, über Gosselies und Frasnes auf Brüssel loszugehen. Der Mittelpunkt, welcher aus dem 3ten und 4ten Corps, aus dem 6ten und der Garde, und aus einer sehr zahlreichen Reiterei bestand, und folglich eine starke Masse bildete, zog sich auf Fleurus. Der Marschall Grouchy, mit der Cavallerie des Generals Pajol und einigen Bataillonen Infanterie, manövrirte gegen das Dorf Sombref, auf dem Wege nach Namur.

Beim Ausmarsch aus Fleurus entdeckte man sogleich die preußische Armee, deren Hauptmassen in geschlossenen Colonnen erschienen und die Vergebenen besetzten, welche die Mühle von Bussy umgeben; amphitheatralisch dehnte sie sich nach der ganzen Länge eines Hügels aus, vor welchem sich eine tiefe Schlucht befand, die mit Gehölz bedeckt war und ihre ganze Linie schützte. Ihr rechter Flügel lehnte sich an das Dorf St. Amand; ihr Mittelpunkt an Ligny; ihr linker Flügel, dessen Ende das Auge nicht erreichen konnte, breitete sich nach Sombref, und verlängerte sich nach Gembloux und

dem Wege von Namur. Alle diese Dörfer, welche sehr groß und auf einem ungleichen und durchschnittenen Erdreich erbaut sind, befanden sich vor der Schlucht, und waren mit Infanterie besetzt.

Kaum hatte Buonaparte die Stellung recognoscirt, als er sogleich alle seine Anstalten zu einem Angriff auf dieselbe traf. Das erste Corps, welches einen Theil des linken Flügels ausmachte, wurde mit zwei Divisionen schwerer Reiterei hinter das Dorf Frasnes, zur Rechten und in geringer Entfernung von dem Wege nach Brüssel, gestellt, um sich, im Nothfall, nach allen den Punkten zu begeben, wo seine Gegenwart würde erforderlich seyn. Das dritte Corps marschirte in Angriffs-Colonnen auf St. Amand; das vierte, von der Garde und dem sechsten mit einer zahlreichen Reserve-Reiterei unterstützt, näherte sich mit den Divisionen des rechten Flügels dem Dorfe Sombref.

Das dritte Corps begann den Kampf mit einem Angriff auf das Dorf St. Amand, wo es hartnäckigen Widerstand antraf. Zwar nahm es dasselbe mit dem Bajonet; aber es wurde wieder vertrieben, nachdem es einen Theil besetzt hatte. Das vierte Corps stürzte sich auf Ligny, während die beiden Flügel gleichzeitig den Kampf anfingen: der linke bei Frasnes, der rechte bei Sombref. Nach wenigen Augenblicken war das Gefecht allgemein, und eine starke Kanonade, welche allmählich zunahm, wurde auf der ganzen Linie vernommen. Auf beiden Seiten wurde der Kampf mit gleicher Hartnäckigkeit fortgeführt, und es ist unmöglich, die Wuth darzustellen, von welcher die Soldaten beider Partheien gegen

einander beseelt waren. Es schien, als ob jeder eine persönliche Beleidigung zu rächen habe, und in seinem Gegner einen unversöhnlichen Feind finde. Die Franzosen wollten keinen Pardon geben; und auch die Preußen, versicherte man, hätten sich vorgenommen, alle Franzosen, welche in ihre Hände fallen würden, zu ermorden. Kurz, die Erbitterung war auf beiden Seiten entsetzlich. Die Dörfer, welche die Bühne der Action waren, wurden nach einem furchtbaren Gemetzel genommen und wieder genommen; besonders stritt man um St. Amand und Ligny mit wüthender Hartnäckigkeit. Indeß gelang es den Franzosen, sich auf dem Kirchhof des ersteren dieser Dörfer aufzustellen, und sich daselbst, trotz den wiederholten Versuchen der Preußen, sie wieder zu vertreiben, durch ein Uebermaaß von Standhaftigkeit zu behaupten. Bei dem allen gab es einen fürchterlichen Augenblick, wo der glückliche Erfolg auf diesem Punkte so ungewiß war, daß Buonaparte in aller Eile das erste Corps zur Unterstützung herbeirufen ließ.

Durch diese Bewegung wurde der linke Flügel, welcher unterdeß mit der englischen Armee angebunden, und dieselbe von den Höhen von Frasnes bis nach dem Pachthofe von Quatre-Bras getrieben hatte, beträchtlich geschwächt; und was beinahe den Verlust der ganzen Schlacht nach sich gezogen hätte, war die Unvorsichtigkeit, welche Napoleon dadurch beging, daß er den Marschall Ney nicht einmal von der Wegnahme der für ihn bestimmten Truppen benachrichtigte. Es war ungefähr 1 Uhr, als das erste Corps nach St. Amand abmarschirte. Die englische Armee, welche durch den Prinzen

von Oranien verstärkt worden war, ging aufs Neue zum Angriff über, und trieb unsere Scharfschützen, sammt den Angriffs-Colonnen, zurück. Auf der Straße von Brüssel, rechts und links aufgestellt, besetzten die Engländer den ganzen Rand eines starken Gehölzes, welches sich zur Linken dieses Weges befindet. Längs diesem Rande war ein Hohlweg, der die Gestalt einer Schlucht hatte; und Bergebenen, mit Korn bedeckt und von bedeutendem Umfange, sonderten das Gehölz von der Straße, dessen rechte Seite die Franzosen bis zu einer gewissen Höhe besetzt hielten. Plötzlich nun bedeckten sich eben diese Bergebenen mit zahlreichen Bataillonen, welche, von einer furchtbaren Reiterei unterstützt, sich vertrauensvoll näherten, und unsere Linie zu durchbrechen droheten. Unsere Truppen scheinen erschreckt, und weichen mit einer Art von Entsetzen zurück. Der Augenblick ist dringend; die Reserven müssen herangezogen werden. Wenig erschreckt von den Versuchen seiner Gegner, weil er auf das erste Corps rechnet, sendet Marschall Ney ihm den Befehl, den Feind im Geschwindschritt anzugreifen. Wie groß ist sein Erstaunen, wie stark seine Verlegenheit, als er erfährt, daß Buonaparte darüber anderweitig verfügt hat!

Er befahl auf der Stelle dem 8ten und 11ten Küraſſier-Regimente, die sich in seiner Nähe befanden, die ersten Bataillone anzugreifen. Der Angriff wurde mit seltener Entschlossenheit vollzogen; allein die Bataillone, welche an ein mit Infanterie angefülltes Gehölz gelehnt waren, gaben, in Verbindung mit dieser, ein so furchtbares Feuer, daß die Küraſſiere, von Kugeln und Kar-

tätschen durchlöchert, ohne das Mindeste ausgerichtet zu haben, linksum machen und sich in Unordnung zurückziehen mußten. Bei diesem Angriff nahm ein Küraſſier des 11ten Regiments die Fahne des 64sten englischen Linien-Regiments. Die rückgängige Bewegung, welche allmählich eintrat, und die Menge der Verwundeten, welche sich in den Rücken der Armee begab, verbreitete sehr bald Bestürzung; und die Equipagen, Krankenwagen, Marketender, Bedienten, nebst der ganzen Schaar der Nichtstreitenden, begaben sich eiligst auf die Flucht und rissen alles mit sich fort, bis sie in Charleroi angelangt waren. Die Flucht ward allgemein und theilte sich mit reißender Schnelligkeit mit, so daß alles rief: der Feind, der Feind!

(Die Fortsetzung folgt.)

Historische Untersuchungen über die Deutschen.

(Fortsetzung.)

Ehe wir in diesen Untersuchungen fortfahren, müssen wir einige politische Ideen entwickeln, ohne welche es vielleicht unmöglich ist, die Erscheinungen des deutschen Reichs ganz zu begreifen.

Sehr große Reiche und sehr kleine Staaten haben das miteinander gemein, daß beide gleich schlecht regiert werden. Die Ursache davon ist, daß große Reiche die gegenwirkende Kraft eben so sehr von dem Wesen der Regierung ausschließen, als sehr kleine Staaten; jene, indem sie durch ihren Umfang genöthigt werden, sich auf die Centrifugal-Kraft zu beschränken, diese, indem sie durch ihre Kleinheit gezwungen sind, lauter Centripetal-Kraft zu seyn. Die natürliche Folge davon ist,

daß in beiden der Despotismus gleich sehr zu Hause gehört; denn aller Despotismus entsteht aus der Unvollkommenheit des Gesetzes, und das Gesetz ist nothwendig unvollkommen da, wo bei Hervorbringung desselben die gegenwirkende Kraft fehlt. Sofern es eine Ausnahme von dieser Regel giebt, kann sie nur in jenen kleinen Staaten existiren, die man Republiken nennt. Das Wesen dieser Staaten besteht nämlich darin, daß in ihnen der zweite Charakter der Regierung, die Gesellschaftlichkeit, den Ausschlag giebt über den ersten Charakter, die Einheit; und die Folge davon ist, daß ein den Staat betreffender Gedanke nicht mit so viel Uebereilung als Gesetz ausgebracht wird, wie in anderen Staaten, wo, bei gleichem Umfange, der Charakter der Einheit den Ausschlag giebt über den der Gesellschaftlichkeit. Hieraus erklärt sich unter andern der Abscheu gewisser alter Völker vor der Monarchie. Die Staaten waren allzu klein, als daß der Charakter der Einheit hätte vorherrschen können, ohne auf tausendfache Weise zu hemmen, und selbst zu zerstören. Selbst die besten Monarchen wurden in ihnen zu Despoten, zu Tyrannen, weil sie nicht anders konnten; als solche aber waren sie gehaßt und verabscheut. Nur in sehr großen Staaten nimmt die reine Monarchie einen liberalen Charakter an; und dies rührt daher, weil der Monarch in ihnen gewissermaßen neutralisirt ist, und als das einzige Rettungsmittel gegen den Despotismus der Gouvernöre und Paschas dasteht.

Dies angewendet auf Deutschland, können wir nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß der Charakter

der Regierungen sich in eben dem Maaße verbessert hat, als einzelne Staaten an Umfang zugenommen haben; dies ist selbst da der Fall gewesen, wo sich die Idee der Monarchie in der möglich-größten Reinheit erhielt. Nur in den ganz kleinen Staaten dauerte alles Schlechte fort, außer sofern es durch die Individualität des einen oder des anderen Fürsten gemäßigt wurde, die zuletzt doch nur ein sehr schwacher Damm war. Daher die Erscheinung, daß es in Deutschland immer Fürsten gegeben hat, welche ihre Unterthanen verkauft, Asyle für Verbrecher errichtet, falsche Münze geschlagen haben u. s. w.; lauter Handlungen, die nur da zum Vorschein kommen können, wo es Menschen giebt, welche sich alles erlauben, weil nichts da ist, was sie beschränkt.

Den Lobrednern der deutschen Verfassung kann man nichts Stärkeres entgegensetzen als den Menschenhandel, der fortdauernd in Deutschland getrieben worden ist: ein Handel, in welchem einzelne deutsche Republiken die Abnehmer für einzelne deutsche Fürsten oder Reichsritter waren. Wollte man aber alles Schlechte aufzählen, was mit dieser Verfassung zusammenhing: so würde man schwerlich das Ende finden. Unstreitig hat die Getheiltheit in viele große und kleine Staaten dazu beigetragen, daß sein Anbau gefördert worden ist; aber man möchte sagen, daß dies mehr eine Folge der Gleichgültigkeit gegen das politische System, als eine Wirkung desselben gewesen sey. Außerdem giebt es für den Anbau ganz verschiedene Maaßstäbe; und der, bei welchem man sich in Deutschland beruhigt, scheint mehr aus einem gewissen Phlegma, als aus der Idealität hervor-

gegangen zu seyn. Das Territorial-Familienwesen ist nie ganz von Deutschland gewichen; und so lange von demselben noch eine Spur übrig bleiben wird, wird man Deutschland leiden sehen: denn immer wird es dahin wirken, die Kräfte zu lähmen, alle Einheit zu unterdrücken, und die Idee einer deutschen Nation in der Geburt zu ersticken. In früheren Zeiten war es das Kirchenthum, was Deutschland als Reich nicht emporkommen ließ; Deutschland wurde als des Pabstes Creatur behandelt, und in Rom hatte man den Grundsatz: daß alles, was der Pabst gegen Deutschland wüthe, nicht Tyrannei, sondern Recht sey *). Diese Zeiten sind glücklicherweise vorüber und werden nie wiederkehren. Gegenwärtig ist ein aus lauter falschen Begriffen zusammengesetztes Territorial-Recht das größte Hinderniß einer besseren Ordnung der Dinge, und dieses Hinderniß scheint noch lange vorhalten zu wollen.

Indem wir jetzt die Periode umfassen, in welcher Friedrich der Zweite, König von Preußen, seine Rolle spielte, fühlen wir den Beruf, uns dieses großen Regenten gegen den Vorwurf anzunehmen, daß Er Derjenige gewesen sey, der zuerst Deutschlands Verfassung vernichtet habe: ein Vorwurf, der von übelbelehrten Schriftstellern in neueren Zeiten nur allzu häufig wiederholt worden ist.

---

*) Jus esse, non tyrannidem, quidcunque Papa in Germaniam saeviret. V. Wismanni Introd. Hist. eccl. Tom. I. pag. 1010.

Wahrlich ein lächerlicher Vorwurf! Denn was hätte Friedrich der Zweite wohl an dieser Verfassung zerstören können, das auch nur das schwächste Bedauern verdiente? Könnte man ihm nicht vielmehr den Vorwurf machen, daß er seine Entwürfe allzu ängstlich nach seinen Kräften abgemessen und für Deutschland im Großen viel zu wenig gethan habe? Man kommt auf die Idee eines deutschen Kaisers zurück, indem man behauptet, diese Idee, so wie sie einmal in dem Gemüthe der Deutschen gelebt habe, sey zuerst durch ihn vernichtet worden. Aber was war ein deutscher Kaiser um die Zeit, wo Friedrich der Zweite seine Regierung antrat? Die bedeutendsten Staaten in Deutschland waren durch ihre Verbindung mit nicht-deutschen Staaten zu europäischen geworden. Was folgte daraus für den deutschen Kaiser? Dies, daß er in eben dem Maaße ein europäischer Kaiser hätte werden müssen, um irgend eine Herrschaft in Deutschland auszuüben. Da dies nun nicht der Fall war, da ein offenbares Mißverhältniß zwischen den vornehmsten deutschen Fürsten und dem deutschen Kaiser Statt fand — ein Mißverhältniß, worin alle Vortheile auf Seiten der ersteren, alle Nachtheile hingegen auf Seiten des letzteren waren — : wie hätte Friedrich es wohl anfangen sollen, die Idee eines deutschen Kaisers in irgend einer Achtungswürdigkeit zu erhalten? Etwa dadurch, daß er nicht gewesen wäre, was er war? Freilich ein souveränes Mittel, wenn die Anwendung desselben nur so leicht wäre, wie es einigen Fantasten scheint!

Auch die Achtung für den westphälischen Frieden soll Friedrich zuerst vermindert haben. Ein Vorwurf,

der nicht minder aus der Luft gegriffen ist! Was war denn so achtungswürdiges an diesem Frieden? Bestand sein Wesen nicht gerade darin, daß er Deutschlands Fürsten freier machte, indem er Deutschlands Kaisern die Hände band? Lag ihm irgend eine richtige politische Idee zum Grunde? Führte er alle nachfolgende Erscheinungen nicht dadurch herbei, daß, indem er die Reichsstandschaft in ihrer ganzen Unvollkommenheit wieder herstellte, die Landstandschaft, diese einzige Stütze der Kaiser gegen die Anmaßung der Fürsten, vernichtet blieb? Wie kann man doch einen Regenten verantwortlich machen für das, was lange vor ihm geschehen ist! Wie ihm übel nehmen, daß er ist, was er ist, ja was er nach allem seyn muß, was vorhergegangen ist!

In nichts hat Friedrich der Zweite gegen Deutschland gesündigt; denn auch von dem Vorwurfe, daß er seine politischen Entwürfe allzu ängstlich nach seinen individuellen Kräften abgemessen habe, läßt er sich sehr leicht lossprechen, wenn man in Betrachtung zieht, wie wenig Deutschland zu seiner Zeit auf eine Umschmelzung seines politischen Systemes vorbereitet war. Dagegen hat er allen deutschen Fürsten, seiner Zeit sowohl als der ganzen Zukunft, ein nie erreichtes Muster gegeben. Eine sechs- und vierzigjährige Regierung, worin eine und dieselbe Kraft mit immer gleicher Spannung dieselben glücklichen Wirkungen hervorbringt; ein Leben, worin jeder Augenblick entweder den Verrichtungen des Generals und des Administrators, oder den Wissenschaften und Künsten gewidmet ist; ein Verfahren, das neben die Strenge immer die Milde stellt: wahrlich dies alles

ist mehr, als man an irgend einem deutschen Fürsten jemals kennen gelernt hat. Aller Tadel, der einen solchen Regenten trifft, kann nur aus der Sattheit des Lobes hervorgehn; und mit hoher Wahrscheinlichkeit läßt sich behaupten, daß weder Preußen, noch Deutschland jemals wieder einen Friedrich den Zweiten kennen lernen werden: aus keinem anderen Grunde, als weil der Zusammenhang, in welchem sein Wesen zum Vorschein trat, sich nicht wieder erneuern kann.

Wie? bei einem solchen Regenten wäre es ein Verbrechen, wenn er die französische Literatur der seines Vaterlandes vorzieht? Aber wie stand es denn gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts um die deutsche Literatur; und was war darin, das einen Fürsten von Friedrichs Geiste hätte befriedigen und vergnügen können? Wenn seine Zeitgenossen nichts dagegen einzuwenden hatten, daß er die Werke eines Voltaire, d'Alembert, Diderot u. s. w. den ihrigen vorzog: warum beklagen sich ihre Söhne oder Enkel über diesen Geschmack? Und waren denn die eben genannten Köpfe wirklich so schlecht, als man sie gegenwärtig machen möchte? Ist es möglich, daß man ohne große geistige Eigenschaften eine so allgemeine Herrschaft ausübe, wie Voltaire in Europa ausgeübt hat? und giebt es nicht noch jetzt Gattungen, in welchen dieser Autor nie übertroffen worden ist? Die Krisis ist vorüber, in welcher die Geister damals standen. Um sich zu einer besseren Philosophie zu erheben, mußte man den Unterschied fassen, welcher zwischen Religion und Kirchenthum Statt findet. Voltaire, d'Alembert u. s. w. faßten ihn nicht; in ihren Bemühungen

ehrlich, konnten sie sich höchstens zum Protestantismus gegen die katholische Kirche erheben; und dies machte sie auf gewisse Weise zu Fanatikern. Aber wann hat Friedrich ihren Fanatismus getheilt? Wann hat er sich von seinen Freunden in Frankreich zu irgend etwas fortreißen lassen, das einen einsichtsvollen Regenten geschändet hätte? In welcher Glorie steht er ihnen gegenüber da, und mit welcher Sicherheit bewahrt er sein besseres Wesen selbst da, wo seine Logik nicht ausreicht, seinen Grundsätzen das Uebergewicht zu verschaffen! Nun ja, er hat Französisch geschrieben, da er hätte Deutsch schreiben können. Aber ist denn die Geschichte seiner Zeit, ist alles, was aus seiner Feder geflossen ist, darum schlechter, weil es ein französisches Gewand trägt? Verändert die Sprache Gemüth und Geist? Ist es nicht gleichgültig, in welchen Tönen, mit welchen Wendungen ein vorzüglicher Kopf sich für Welt und Nachwelt ausspricht? Hat man es jemals den römischen Cäsarn zum Verbrechen angerechnet, daß sie sich mit eben der Leichtigkeit in griechischer, wie in römischer Mundart auszudrücken verstanden, und zum Theil große Werke in der ersteren schrieben? Waren sie deswegen die Affen der Griechen? — O des Unsinns, der die Menschen befällt, sobald sie, hingerissen von einer heftigen Leidenschaft, alles verkehrt sehen, und über Menschliches nicht mehr menschlich urtheilen!

Noch einmal: man kann, des Lobes satt, sich zum Tadel geneigt fühlen; aber Männer, wie Friedrich der Zweite, sind nur Gegenstände der Bewunderung; sind es vorzüglich durch den inneren Gehalt ihres Lebens, der

sich immer gleich bleibt, gleich dem Inhalte eines vortrefflichen Heldengedichts. Nicht eine einzelne Eigenschaft hat Friedrich den Zweiten ausgezeichnet; wohl aber eine Vereinigung von Eigenschaften, wie man sie selten antrifft. In ihm war der General durch den einsichtsvollen Administrator, und der eine sowohl als der andere durch den Freund der Wissenschaften und Künste gemäßigt; und gerade dies war es, was den großen Regenten in ihm bildete. Sein Vater wollte viel besitzen und wenig genießen. Er hingegen kam gleich im ersten Jahre seiner Regierung auf den großen Gedanken, daß sein Volk noch mehr wolle, als sich friedlich und schiedlich im bürgerlichen Thun und Treiben bewegen; daß große Zurückerinnerungen das Leben eines Volks sind, und daß ein Regent es nie von diesem Leben trennen müsse. Mit großer Vorsicht warf er sich in den ersten Krieg; aber nachdem er einmal diese Bahn betreten hatte, ruhete er nicht eher, als bis seine Zwecke erreicht und Europa's Achtung für Preußen sicher gestellt war. Ihn in dem Lichte eines Eroberers betrachten, heißt, sein ganzes Wesen verkennen. Wahrlich, er liebte sein Volk viel zu aufrichtig, um es zu einem bloßen Werkzeuge seiner persönlichen Größe herabzuwürdigen; und der Monarch, welcher in Europa zuerst den Ausspruch thun konnte, daß ein König nur der erste Staatsdiener sey, ja welcher durch seine ganze Thätigkeit sechs und vierzig Jahre hindurch bewies, daß Er es wirklich war — in welchem Europäischen Staate hat er jemals Seinesgleichen gefunden?

Das größte aller Verbrechen in Europa ist — schwach zu seyn. Wenn hieraus hervorgeht, daß die europäische Staatsgesetzgebung noch sehr unvollkommen ist: so glaubt man dadurch nichts zu sagen, was Personen auffallen könnte, die auch nur im Mindesten über die Gesetzgebung dieses Erdtheils nachgedacht haben. Die letzte Ursache dieser Unvollkommenheit der europäischen Staatsgesetzgebung aber scheint keine andere zu seyn, als daß man bis jetzt kein Mittel gefunden hat, das Interesse der Völker mit dem der Dynastieen auszugleichen. So lange das letztere in offenbarer Einseitigkeit vorherrscht, und der verwandtschaftliche Zusammenhang, worin die Dynastieen unter einander stehen, nicht wenig zur Vermehrung der Feindseligkeiten beiträgt, von welchen sie gegeneinander eingenommen sind: so lange wird es nur der leisesten Veranlassung bedürfen, um alle Staaten in Bewegung zu setzen, und ein buntes Für- oder Gegen-Einanderwirken hervorzubringen, welches niemals eher aufhört, als bis die Ermattung eingetreten ist. Alle Mächte Europa's wollen, ihren Betheurungen nach, den Frieden; da sich aber der Krieg nicht vermeiden läßt: so sind sie genöthigt, dem Schicksale zu folgen, das sie treibt. Und so stirbt der Krieg selten in Europa aus, gerade als gehörte es zum Wesen dieses Erdtheils, mit sich selbst in einer ewigen Fehde begriffen zu seyn.

Alles hatte Carl der Sechste gethan, um seiner Nachkommenschaft in der weiblichen Linie die Succession zu sichern; kaum aber hatte er die Augen geschlossen, als sich zeigte, daß alle seine Bemühungen vergeblich ge-

wesen waren, weil er nicht im Stande gewesen war, seine Finanzen und sein Heer in einem blühenden Zustande zu hinterlassen. Es entstand eine plötzliche Verschwörung gegen das Haus Oesterreich, an welcher selbst die nächsten Verwandten unter den nichtigsten Vorwänden Theil nahmen. Der Kurfürst von Baiern, ein Abkömmling jener Anna von Oesterreich, welche eine Tochter Ferdinands des Ersten war, wollte die Rechte der ersten Tochter gegen die letzte geltend machen, indem er sich auf den Vermählungs-Contrakt dieser Prinzessin mit dem Herzoge Albert dem Fünften von Baiern und auf das Testament des Kaisers Ferdinand berief; nur darin ehrlich, daß er die pragmatische Sanction Carls des Sechsten nie garantirt hatte. Nicht in demselben Falle befand sich der Kurfürst von Sachsen, König von Polen; er hatte die pragmatische Sanction genehmigt, machte aber dennoch Ansprüche auf die Succession, nämlich als Gemahl der ältesten von Josephs I Töchtern, und vermöge eines Vertrages, den die beiden Brüder, Joseph und Carl, im Jahre 1703 mit einander geschlossen hatten, dem zufolge Josephs Töchter in allen möglichen Fällen Carls Töchtern vorgehen sollten. Wer möchte es glauben, daß selbst Philipp der Fünfte, König von Spanien, ein Recht auf die Königreiche Böhmen und Ungarn zu haben behauptete? Obgleich ein Bourbon, berief er sich auf einen Vertrag zwischen Philipp dem Dritten und Ferdinand von Oesterreich (nachmals Ferdinand dem Zweiten) vom Jahre 1617, nach welchem die beiden genannten Königreiche, im Falle daß Ferdinands männliche Erben ausgingen, an Philipps des Dritten

Descendenz fallen sollten: ein Vertrag, welcher offenbar die Fortdauer desjenigen Zweiges der Familie Habsburg voraussetzte, der damals im Besitz des spanischen Thrones war. Aber Philipp der Fünfte, seit dem Jahre 1739 in einem Kriege mit England begriffen, glaubte, die Streitigkeiten wegen der österreichischen Erbfolge benutzen zu müssen, entweder um Frankreich zur Theilnahme an dem Kriege mit England zu vermögen, oder um seinem Sohne, dem Infanten Don Philipp, auf Kosten der kaiserlichen Prinzessin, Maria Theresia, Besitzungen in Italien zu verschaffen. Friedrich der Zweite hielt den Augenblick für günstig, um die Ansprüche seines Hauses auf mehrere Herzogthümer und Fürstenthümer in Schlesien zu erneuern, welche, wie er behauptete, seinen Vorfahren von dem Hause Oesterreich ungerechter Weise waren entrissen worden. Der König von Sardinien berief sich auf den Vermählungs-Tractat seines Urältervaters, des Herzogs Carl Emanuel von Savoyen, um das ganze Herzogthum Mailand zu fordern. Frankreich konnte keine Ansprüche bilden; aber indem es die Umstände benutzen wollte, um sich auf Kosten seines alten Nebenbuhlers zu vergrößern, sagte es zu seiner Entschuldigung: es habe die pragmatische Sanction unter dem Vorbehalte garantirt, daß die Rechte eines Dritten dadurch nicht verletzt würden; und unter diesem Dritten verstand es den Herzog von Baiern, seinen Verbündeten. England spielte den Gerechten, den Großmüthigen; doch nur um sich auf Kosten Preußen's zu vergrößern, dessen Staaten zu einem Arrondissement für Hannover benutzt werden sollten.

So war also der größte Theil der europäischen Welt in Bewegung, in der Voraussetzung, daß nichts leichter sey, als seine Zwecke unter den gegenwärtigen Umständen zu erreichen. Und welches war der allgemeine Charakter dieser Zwecke? Vergrößerung! Warum aber strebt man so ausschließend nach Vergrößerung? Ein sehr richtiger Instinkt scheint diesem Streben zum Grunde zu liegen; denn das Regierungsgeschäft wird für reine Monarchieen in eben dem Maaße erleichtert, in welchem sich der Umfang der Staaten erweitert; und wenn dies auch nicht der Fall seyn sollte: so kann man doch an der Spitze eines großen Staats den Unfällen hartnäckiger Trotz bieten, als an der Spitze eines kleinen. Merkwürdig ist nur, daß Souveräne, indem sie ihre Ansprüche geltend machen, sich auf Grundsätze bürgerlichen Rechts berufen, denen sie sonst in Beziehung auf sich keine Gültigkeit gestatten. Hiernach würde die ganze europäische Menschheit nichts weiter seyn, als das unsterbliche Erbtheil einer sehr geringen Anzahl von Familien, die unter sich darüber einverstanden sind, daß sie sich dieses Erbtheil streitig machen wollen, so oft und so viel sie können. Und so wäre denn alle europäische Entwickelung nichts weiter, als das Resultat aller der Anstrengungen, welche die verschiedenen Völker dieses Erdtheils machen, um bald dem einen, bald dem anderen Fürsten anzugehören, ohne irgend eine Garantie ruhigen Genusses, ohne alle Aussicht, jemals aus dem Zustande des sogenannten Naturrechts hervorzutreten, vermöge welches der Schwächere der Raub des Stärkeren ist, und alle Vernunft nur darin besteht, sich stark zu machen,

es geschehe auf welchem Wege es wolle. Wahrlich kein beneidenswerther Gesellschaftszustand! wahrlich keiner, von welchem sich sagen ließe, daß er die Barbarei ausschließt!

Unter Maria Theresia's Feinden war Friedrich der Zweite der thätigste. Wie viel er wagte, ist am besten von ihm selbst dargestellt worden. Kleinen Mächten bleibt im Kampf mit größeren nichts anderes übrig, als ein doppeltes Maaß von Energie zu entwickeln, welches nur dadurch geschieht, daß sie Zeit auf Kosten der Kraft gewinnen, d. h. überall die ersten sind und keine Gefahr fürchten. Der Sieg bei Mollwitz, davon getragen über einen General, der in dem Rufe der Erfahrenheit stand, bestimmte die Meinung von Europa in einem weit höheren Grade, als sie es vorher war. Nicht lange darauf bemächtigte sich der Kurfürst von Baiern, von einer französischen Hülfsarmee unterstützt, Ober-Oesterreichs und des Königreichs Böhmen. Die französische Politik war äußerst geschäftig, alle bisherige Verhältnisse in Deutschland umzukehren: den Planen des Cabinets von Versailles nach, sollte der Kurfürst von Baiern, Ober- und Vorderösterreich, Böhmen und Tyrol; der Kurfürst von Sachsen, Mähren und Ober-Schlesien; der König von Preußen, den Ueberrest von Schlesien; der spanische Infant Don Philipp, die österreichische Lombardei bekommen, und Maria Theresia weiter nichts behalten, als Ungarn, Niederösterreich, Kärnthen, Steiermark, Krain und die belgischen Niederlande. Was geschehen seyn würde, wenn die Verbündeten Vertrauen zu der

französischen Politik gehabt hätten, steht dahin. Maria Theresia konnte ihrerseits nichts besseres thun, als es auf Beschwörung des Sturms anlegen, der sich gegen sie erhoben hatte. Durch Subsidien-Gelder von England und Holland, noch mehr durch die großmüthigen Anstrengungen der Ungarischen Nation unterstützt, that sie alles, was in ihren Kräften stand, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; sobald sie aber sah, daß sie ihren Armeen durch die Politik zu Hülfe kommen müsse, gab sie den Forderungen des Königs von Preußen, ihres gefährlichsten Feindes, nach, und entfernte auf diese Weise das Haupthinderniß des Friedens. Den 4 Jan. 1742 hatten die Kurfürsten des deutschen Reichs, mehr dem Interesse Frankreichs als ihrem eigenen huldigend, dem Kurfürsten von Baiern die kaiserliche Würde ertheilt; den 11 Juni desselben Jahres wurden, unmittelbar nach dem Siege bei Czaslau, die Präliminarien zu dem Frieden zwischen Preußen und Oesterreich unterzeichnet, auf welche der Friede von Berlin folgte. Durch diesen Frieden kam Friedrich in den Besitz von Schlesien und der Grafschaft Glaz, mit Ausnahme des Fürstenthums Teschen und eines Theils der Fürstenthümer Troppau, Jägerndorf und Neisse. Indeß dauerte der Krieg mit den übrigen Gegnern Oesterreichs fort, welche, wie sich leicht denken läßt, nicht wenig aufgebracht waren über den von Friedrich abgeschlossenen Separatfrieden. Der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, eifersüchtig auf den Zuwachs von Macht, welchen Friedrich der Zweite gewonnen hatte, erbot sich zu einem Separatfrieden, in welchem er nicht bloß auf alle Vortheile Ver-

zicht leistete, sondern sich sogar zu einem Bündniß wider den König von Preußen erbot. Aus einem ähnlichen Grunde, d. h. aus Furcht vor dem Uebergewicht des Hauses Bourbon in Italien, entsagte der König von Sardinien dem Bündnisse mit Frankreich und Spanien, und schloß sich an das Interesse der Königin von Ungarn an; und als bald darauf Frankreich und Spanien ihre Waffen gegen diesen Fürsten wendeten, gelang es den Engländern, durch die Bedrohung Neapels mit einem Bombardement, den König beider Sicilien zur Zurückberufung seiner Truppen aus der Lombardei und zur Beobachtung der Neutralität zu bewegen. Der König von England blieb hierbei nicht stehen. Er führte der Königin von Ungarn im Jahre 1743 eine aus Engländern, Hannoveranern und Hessen zusammengesetzte Armee zu Hülfe, die man die pragmatische nannte, und schlug damit die Franzosen bei Dettingen. Nachdem nun Maria Theresia den König von Sardinien durch die Abtretung des zwischen dem Po und dem Tessino gelegenen Gebiets, eines Theils des Herzogthums Piacenza und der Grafschaft Anghiera gänzlich für sich gewonnen hatte, nahmen die Angelegenheiten sehr bald eine andere Gestalt an: Oesterreich und Böhmen wurden wieder erobert, und sobald die Franzosen aus Baiern vertrieben waren, sah sich der neue Kaiser, der sich Carl den Siebenten nannte, zur Flucht von München nach Frankfurt am Main bewogen.

Frankreich hatte bisher, als Baierns Bundesgenosse, gehandelt, ohne der Königin von Ungarn förmlich den Krieg erklärt zu haben, den es mit derselben führte.

Die

Die ernsthafte Wendung, welche die Dinge durch das Ausscheiden der Könige von Preußen und Sardinien aus dem großen Bündnisse gegen Oesterreich genommen hatten, machte andere Maßregeln nothwendig. Frankreich erklärte also der Königin von Ungarn und dem Könige von Großbritannien den Krieg; und während der König beider Sicilien die angelobte Neutralität brach, um seine Truppen zu den spanischen in Ober-Italien stoßen zu lassen, Frankreich aber die österreichischen Niederlande angriff, kam zu Frankfurt am Main, auf Frankreichs Betrieb, ein Unions-Tractat zu Stande, worin Carl der Siebente sich mit den vornehmsten Reichsständen, namentlich mit dem Könige von Preußen als Kurfürsten von Brandenburg, mit dem Kurfürsten von der Pfalz, und mit dem Könige von Schweden als Landgrafen von Hessen, gegen Maria Theresia verband, theils um sie zur Anerkennung des Kaisers zu zwingen, theils um diesen Fürsten in seine Erbstaaten wieder einzusetzen. Das Einrücken des Königs von Preußen in Böhmen hatte zur Folge, daß der Prinz Carl von Lothringen, der an der Spitze einer österreichischen Armee in den Elsaß eingebrochen war, über den Rhein zurück mußte, um den Böhmen zu Hülfe zu eilen, und daß die Franzosen aufs Neue in Deutschland einrücken konnten, wo, während Ludwig der Funfzehnte Freiburg im Breisgau belagerte, General Seckendorf, der die kaiserliche Armee kommandirte, Baiern wieder eroberte, und seinen Herrn nach München zurückführte. Dies Zurückwogen des Krieges drohete gefährlich zu werden. Doch das Schicksal selbst trat ins Mittel, indem es Carl den Sie-

benten in einem Alter von 47 Jahren fortraffte. Sein Sohn und Erbfolger, Maximilian Joseph, fühlte nicht den Beruf, eine Rolle fortzusetzen, welche die gesunde Vernunft als thöricht verdammte. Voll von der Ueberzeugung, daß das Kurfürstenthum Baiern keine hinlängliche Ausstattung für die kaiserliche Würde enthalte, und daß sein Vater nur der Spielball der größeren Mächte gewesen sey, bot er der Königin von Ungarn den Frieden an, entsagte den Ansprüchen seines Vaters auf die Erbschaft Carls des Sechsten, unterzeichnete die pragmatische Sanction, und war zufrieden, das Kurfürstenthum gerettet zu haben. Noch in demselben Jahre (1745) wurde der Großherzog von Toskana, Maria Theresia's Gemahl, allen Gegenbemühungen Frankreichs zum Trotz, zum deutschen Kaiser erwählt.

Wer sich einen recht deutlichen Begriff von dem europäischen Gleichgewichts-System machen will, der muß den Schilderungen folgen, welche Friedrich der Zweite in der Geschichte seiner Zeit davon entwirft. Monarchen, von welchen jeder, unzufrieden mit seinem Loose, sich auf Kosten seiner Nachbarn vergrößern will; deutsche Fürsten, von welchen dasselbe gilt, was man ehemals von den Schweizern sagte *); Minister, denen es nur darum zu thun ist, sich auf ihren Posten wichtig zu machen; Mätressen, Kammerdiener, Lakaien u. s. w.:

*) Das Sprichwort sagte: „Point d'argent, point de Suisse.“ Friedrich der Zweite sagt in der Geschichte seiner Zeit geradezu: „Point d'argent, point de prince d'Allemagne.“

dies alles hat Einfluß auf das europäische Gleichgewicht, welches eben deswegen nichts mehr und nichts weniger ist, als ein System schwankender Bewegungen. Als Kronprinz hatte Friedrich der Zweite einen Anti-Machiavell geschrieben, in welchem er die Lehrsätze des florentinischen Staatssekretärs zu widerlegen versucht hatte; als König blieb ihm nichts anders übrig, als eben diese Lehrsätze zu befolgen, weil die wirkliche Welt sich dem Moral-Princip nur in sofern unterordnet, als sie dazu gezwungen wird, kein Einzelner aber dazu zwingen kann. Die volle Geldbörse der Engländer war dem Könige immer schon zuvorgekommen, wenn er an dem einen oder dem anderen europäischen Hofe irgend einen Plan durchsetzen wollte; und genöthigt, sich auf sich selbst zu verlassen, schöpfte er seine Heldengröße gerade aus der Verkehrtheit seines Jahrhunderts.

Die Wahl des Großherzogs von Toskana, Gemahls der Königin von Ungarn, zeigte, daß die deutschen Fürsten über ihr wahres Interesse zur Besinnung gekommen waren; wir meinen hier diejenigen deutschen Fürsten, deren Staaten das eigentliche deutsche Reich ausmachten. Für sie war und blieb es Unsinn, von der Kaiserwahl Gebrauch zu machen, und sie auf einen Fürsten fallen zu lassen, der, ohne große persönliche Eigenschaften, den ihm zu Theil gewordenen Rang nur dadurch behaupten konnte, daß er sich an auswärtige Mächte, und zwar an solche anschloß, denen es nur darum zu thun war, Deutschland in einen Bürgerkrieg von längerer oder kür-

zerer Dauer zu stürzen. Ein Kaiser, der selbst ein Gegenstand des Schutzes ist, kann nicht in dem Lichte eines Beschützers betrachtet werden; und es läßt sich nur aus angeborner Geistesschwäche erklären, daß Carl der Siebente dies nicht eben so gut empfand, wie sein Nachfolger in dem Augenblick, wo er den Tractat von Füssen schloß. Indeß war Deutschlands Vortheil dem der preußischen Monarchie entgegengesetzt, sofern Friedrich der Zweite sich nicht entschließen konnte, Schlesien wieder herauszugeben, und den gesellschaftlichen Zustand, wie er vor dem Hintritt Carls des Sechsten war, wieder herzustellen. Die Lage des Königs war im Jahre 1745 in der That eine außerordentliche. Auf Frankreichs Unterstützung ließ sich nicht rechnen, nachdem der Kurfürst von Baiern seinen Frieden mit Maria Theresia gemacht hatte. Der Kurfürst von Sachsen und König von Polen hatte mit der Kaiserin-Königin ein Bündniß geschlossen, wodurch er sich anheischig gemacht hatte, 30,000 Mann ins Feld zu stellen, welche sich mit einer österreichischen Armee zur Unterdrückung Preußens vereinigen sollten. Rußland war nur durch preußisches Geld zur Unthätigkeit verführt worden. In England konnte nicht dasselbe Mittel wirken; hier aber verschafften persönliche Eigenschaften dem Könige Freunde und Bewunderer im Ministerium. Unter solchen Umständen, von welchen man mit Wahrheit sagen kann, daß sie nur dadurch minder ungünstig waren, daß Friedrich der Zweite seine Wünsche zu beschränken verstand — unter solchen Umständen wurde der Feldzug von 1745 eröffnet, nachdem der des vorigen Jahres durch die Schwierigkeiten, welche

das Terrän in Böhmen darbot, gänzlich fehlgeschlagen war. Vereinigt mit den Oesterreichern, drangen die Sachsen nach Schlesien vor. Der Sieg bei Hohenfriedberg machte der Verlegenheit des Königs ein Ende. Diesem folgte (30 Sept.) der Sieg bei Sorr im Königgrätzer Kreise; und, nachdem nun die Sachsen bei Kesselsdorf geschlagen waren, und Friedrich der Zweite, als Herr von Dresden, das ganze Kurfürstenthum in seiner Gewalt hatte, erfolgte der Friede, seinen Wünschen gemäß. Friedrich gab dem König von Polen seine deutschen Staaten gegen eine Million Thaler zurück, erhielt das Herzogthum Schlesien und die Grafschaft Glaz gegen seine Stimme zur Kaiserkrone für Franz den Ersten, und fand in dem Könige von England einen Gewährleister für die von der Kaiserin-Königin gemachten Abtretungen; wobei bemerkenswerth ist, daß derselbe König sich anheischig machte, die General-Staaten und die Stände des deutschen Reichs zur Uebernahme derselben Gewährleistung zu bewegen: ein auffallender Beweis, daß ein Kurfürst von Hannover, als König von Großbritannien, die Mittel hatte, den deutschen Kaiser durch die deutschen Fürsten im Zaum zu halten.

In Deutschland war die Ruhe wieder hergestellt. Nicht so im übrigen Europa. Frankreich setzte den Krieg gegen Oesterreich in den Niederlanden fort, und kam durch den Ausgang der beiden Schlachten bei Fontenoy und Raucoux *) in den Besitz derselben, bis auf Luxem-

*) Jene wurde den 11 Mai 1745, diese den 11 Oct. 1746 geliefert.

burg, Limburg und Geldern. Unterdeß landete ein Enkel Jacobs des Zweiten in Schottland, um den Bürgerkrieg nach Großbritannien zu tragen; und nöthigte Georg den Zweiten durch den Sieg, den er bei Prestonpans erfocht, wie durch sein Vorgehen bis nach Derby, zur Zurückberufung des Herzogs von Cumberland. Kaum war dieser auf englischem Grund und Boden erschienen, so wandte das Schicksal dem Prätendenten den Rücken; und die gänzliche Niederlage, welche die Insurgenten bei Culloden erlitten, trieb den Prätendenten in die Flucht, und stellte die Ruhe in Großbritannien wieder her. Als Herren der österreichischen Niederlande griffen die Franzosen auch das Holländische Flandern an; aber sie wurden dadurch die Urheber einer Revolution, die nicht in ihren Absichten lag. Die Einwohner der Provinz Zeeland, obgleich durch die Eroberung des holländischen Flanderns am meisten bedroht, änderten ihr politisches System nicht, nach welchem sie Republikaner bleiben wollten. Allein die Anhänger des Prinzen von Oranien benutzten das Vordringen der Franzosen zur Wiederherstellung der Statthalterschaft, welche seit dem Tode Wilhelms des Dritten erledigt geblieben war; denn Wilhelm der Vierte, Fürst von Nassau-Diez, obgleich durch das Testament jenes Prinzen zu dessen Erben eingesetzt, behielt nur die Statthalterschaft von Friesland, mit welcher er in der Folge (in den Jahren 1718 und 1722) die von den Provinzen Gröningen und Geldern vereinigte. Die Fortschritte der Franzosen weckten das beinahe ausgestorbene Gefühl für die Nothwendigkeit der Einheit in den Herzen der Holländer. Städte und Provinzen

ſtanden auf, um ihre Magiſträte zur Anerkennung Wilhelms des Vierten, als Statthalters und General-Capitäns, zu zwingen: Benennungen, welche ſich aus jenen Zeiten herſchrieben, wo die Niederlande ein Beſtandtheil der ſpaniſchen Monarchie geweſen waren, und durch welche man ſich in dem gegenwärtigen Augenblicke gegen das Weſen der Monarchie zu verblenden ſuchte. Die Anerkennung geſchah, indem man ſogar das Statthalterthum und die damit verbundenen Würden eines General-Capitäns und General-Admirals der Union für erblich erklärte; doch hemmte dieſe Schöpfung die Fortſchritte der Franzoſen ſo wenig, daß ſie nach der Schlacht bei Lafeld ſogar Maſtricht und Berg-op-Zoom eroberten. In Italien wogte der Krieg hin und her. Genua, durch Maria Thereſia in den Rechten verletzt, die es auf die Markgrafſchaft Finale hatte, machte gemeinſchaftliche Sache mit Frankreich und Spanien, und die Folge davon war im Jahre 1745 die Eroberung von Piemont und der öſterreichiſchen Lombardei durch die Vereinigung der franzöſiſchen Alpen-Armee mit der ſpaniſch-lombardiſchen. Dies dauerte aber nur bis zur Wiederherſtellung der Ruhe in Deutſchland. Befreit von ihrem thätigſten Gegner, dem Könige von Preußen, verſtärkte Maria Thereſia ihre Heere in Italien, und ſchon um die Mitte des Jahres 1746 ſahen Franzoſen und Spanier ſich nach der Schlacht bei Piacenza zum Rückzug genöthigt. Da Ferdinand der Sechſte (Philipps des Fünften Nachfolger auf dem ſpaniſchen Thron), aus Mißvergnügen über den franzöſiſchen Hof, ſeine Truppen aus Italien zurückrief: ſo wurde ganz Italien den Oſterreichern preis

gegeben. Die Franzosen kehrten nach der Provence zurück, und die Genueser geriethen in die Gewalt der österreichischen Generale, die, wie es sich leicht denken läßt, des Freistaats nicht schonten. Antibes wurde von den letzteren belagert, als die Genueser, der Mißhandlungen überdrüssig, sich empörten, und die Oesterreicher aus ihrer Stadt verjagten. Dies geschah am Schlusse des Jahres 1746, und obgleich die Verbündeten (Oesterreich und Sardinien) über die Alpen zurückkehrten und Genua aufs Neue belagerten: so wurden sie doch durch heftige Angriffe, welche die Franzosen von der piemontesischen Seite her machten, zum Rückzuge bewogen. Frankreichs Unternehmungen zur See scheiterten an der Ueberlegenheit der brittischen Marine. Es verlor in Amerika Louisburg und Cap Breton, und sah den Ueberrest seiner schon unter der Verwaltung des Cardinals von Fleury vernachlässigten Marine beinahe gänzlich zu Grunde gehen. So wirkte der österreichische Successionskrieg auf entfernte Erdtheile zurück.

Das Bedürfniß des Friedens fing an allgemein zu werden, und die Kaiserin von Rußland verstärkte es dadurch, daß sie, in Kraft der von ihr übernommenen Verpflichtungen, eine Armee von 30,000 Mann, zum Vortheil Oesterreichs und Englands, an den Rhein schickte. Kaum war der Fürst Repnin daselbst angelangt, als man zu Friedensunterhandlungen schritt, welche gegen das Ende des Jahres 1748 zu dem Frieden von Aachen führten. Was war nun der Ausgang eines Krieges, der, durch die Verkleinerung des Hauses Oesterreich, nicht bloß die Gestalt von Deutschland, son-

dern selbst die von ganz Europa zu verändern versprochen hatte? Man gab sich alle, sowohl in Europa, als in Ost- und Westindien gemachte Eroberungen zurück; und in Hinsicht dessen was Frankreich auf dem festen Lande wieder räumte, wurden dem Don Philipp, Bruder des Don Carlos und Schwiegersohn Ludwigs des Funfzehnten, die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla abgetreten. Genua und der Herzog von Modena, welche Frankreichs Bundesgenossen gewesen waren, erhielten das Verlorne zurück. Dem Könige von Preußen wurde von allen contrahirenden Mächten die Gewähr für Schlesien geleistet. Frankreich machte sich anheischig, den englischen Prätendenten nicht auf französischem Grund und Boden zu dulden. Noch schimpflicher war die Zerstörung des Hafens von Dünkerken, die es sich gefallen lassen mußte. Der Asiento-Tractat wurde zum Vortheil der brittischen Sklavenhändler und Contrebandiers erneuert. Vergleicht man ein solches Resultat mit den ungeheuren Kräften, welche in Bewegung gesetzt wurden: so entsetzet man sich, gewiß nicht mit Unrecht, vor dem Leichtsinn, womit in Europa Kriege begonnen und fortgesetzt werden.

„Wenn Souveräne um Provinzen spielen, sagt Friedrich der Zweite in der Geschichte seiner Zeit: so sind ihre Unterthanen die Marken, womit man sich auszahlet.“ Freilich nur allzu wahr! Indeß darf nicht unbemerkt bleiben, daß aus diesem verwegenen Spiele nicht selten bessere Wirkungen hervorgehen, als in den Absichten der Spieler lagen. Mit welcher Ansicht von

seiner Bestimmung sich auch Friedrich der Zweite in die Eroberung Schlesiens eingelassen haben mochte: so konnte er dieselbe doch nicht vollenden, ohne dieser Provinz zwei große Vortheile zu gewähren. Der eine war, daß Schlesien nicht preußisch werden konnte, ohne in sein kirchliches System eine Duldung aufzunehmen, welche bis dahin geschwankt hatte, um das Wenigste davon zu sagen. Der andere bestand darin, daß die Bewohner dieser Provinz, als freie Theilnehmer an der Oder-Schiffahrt, durch die Ostsee mit der europäischen Handelswelt in nähere Berührung traten; ein unschätzbarer Vortheil, der, indem er ihrer Gewerbthätigkeit einen neuen Schwung gab, zugleich ihren Wohlstand erhöhen und sie an Preußen fesseln mußte. Die Eroberung Schlesiens durch preußische Waffen war also eine unverkennbare Wohlthat für dieses Herzogthum. Auf Deutschland und die übrige europäische Welt wirkte sie nicht minder vortheilhaft zurück; und dies verdient eine weitere Auseinandersetzung.

Ob ein Staat sich durch eine Provinz vergrößert, dies kann in der Regel als gleichgültig betrachtet werden. In Beziehung auf Preußen aber war dies nicht der Fall. Jene Autorität, welche es schon früher in Deutschland ausgeübt hatte, wurde dadurch vermehrt; und zwar zu Deutschlands größtem Vortheile. Geht man nämlich in die Vergangenheit dieses so wunderlich gestalteten Reichs zurück: so kann man nicht verfehlen, die Entdeckung zu machen, daß weder das Haus Oesterreich, noch irgend eins der ihm vorangegangenen Kaiserhäuser, im Stande war, die einzelnen Staaten zu irgend einer Ordnung zu zwingen; in der That, wenn dies der Fall gewesen

wäre, so würde es nie ein Königreich Preußen gegeben haben. Indem nun dieses Königreich in Kraft von Umständen entstand, welche Niemand in seiner Gewalt hatte, konnte es, der Natur der Dinge gemäß, auf seine Nachbarn nur so zurückwirken, daß es das Mangelhafte der kaiserlichen Autorität für dieselben ersetzte. Es kommt hier nicht auf Schmeichelei, und eben so wenig auf Tadel an. Aber man frage sich aufrichtig, was aus mehreren deutschen Staaten geworden seyn würde, wenn Preußen sie nicht durch sein Beispiel zur Entwickelung ihrer Kräfte fortgerissen hätte? Eins ist über allen Streit erhaben; das nämlich: daß Preußen das Beispiel nicht empfangen, sondern gegeben hat; und wenn man nun in Erwägung zieht, wie wenig seinen Nachbarn die Wahl gelassen war, ob sie diesem Beispiele folgen wollten oder nicht: so kann man sich unmöglich gegen die Verdienste verblenden, die Preußen um Deutschland hat. Man klage den Ehrgeiz seiner Könige an, so viel man wolle: immer wird man nicht läugnen können, daß sich mit diesem Ehrgeize eine musterhafte Ordnungsliebe, ein lebendiges Gerechtigkeitsgefühl und eine seltene Liebe für ihre Völker verband; und das ist genug. Beschwerlich ist Preußen allen den Nachbarn gewesen, die aus ihrem alten Seyn nicht heraus wollten, beschwerlich besonders durch die Bemühungen seiner Regenten, den kriegerischen Geist in ihrem Reiche zu unterhalten; allein könnte man auch in dieser Beziehung nicht fragen: wie weit die Schlaffheit und Entnervung in Deutschland gediehen seyn würde, wenn Preußen nicht aufgeregt hätte? Das größte Verdienst, das Preußen sich um Deutschland erworben

hat, besteht aber darin: daß es, von Friedrichs des Zweiten Zeiten an, ein Asyl für alle ausgezeichnete Köpfe errichtete, wenn sie, als Individuen, mit ihren Umgebungen in einen vernichtenden Widerstreit geriethen. In keiner Kunst, in keiner Wissenschaft hat Preußen jemals die Concurrenz gescheut; und wenn in irgend einem deutschen Staate irgend etwas Gutes oder Schönes zum Vorschein trat, so hat es nie einen Neider, wohl aber immer einen hochherzigen Beschützer an Preußen gefunden *). Schlechte Gränzen, Mangel an Abrundung, und dergleichen, haben allerdings verhindert, daß das Regierungs-System dieses Staats nicht zu der Vollkommenheit gediehen ist, die man ihm wünschen möchte: aber die wahre Gesinnung seiner Könige und seiner ersten Staatsbeamten ist vielleicht immer über dies System hinaus gewesen, und hat in der Beibehaltung desselben nur einer eisernen Nothwendigkeit nachgegeben.

Weit entfernt also, daß Preußen durch sein Daseyn, wie in neueren Zeiten so häufig behauptet worden ist, dem deutschen Gemein-Wesen geschadet haben sollte, ist es demselben in jeder Beziehung nur nützlich geworden. Was in der Zeiten Hintergrunde schlummert, kann kein

*) Hat es in Preußischen Staaten jemals einen Nachdrukker für Meisterwerke gegeben, welche in den übrigen Staaten Deutschlands zum Vorschein gekommen sind? Nicht, daß ich es wüßte. Der Umstand scheint klein; aber er ist wichtig: denn er beweiset einmal, daß Preußens Bewohner Vertrauen zu sich selbst, d. h. zu ihrer eigenen Productiv-Kraft gehabt haben; zweitens, daß der preußische Staat, über alle positive Verbindlichkeiten hinaus, das Eigenthum in Deutschland beschützt hat.

Gegenstand der Untersuchung seyn: allein, die Fortdauer des preußischen Staats einmal zugegeben, scheint nichts natürlicher, als daß dieser Staat sich auch in Zukunft große Verdienste um Deutschland erwerben werde.

Und dies sey genug zur Rechtfertigung eines Reichs, das man noch jetzt so sehr verkennt. Man verstehe uns aber nicht unrecht. Die Absicht dieser Rechtfertigung ist nicht, künftige Anfeindungen zu verhindern; sie sind unausbleiblich, so lange es ein Deutschland in gegenwärtiger Eigenthümlichkeit giebt. Es kam uns bloß darauf an, der Wahrheit über einen Punkt zu huldigen, über welchen, wie es uns scheint, nur der Historiker ins Klare kommen kann. Uebrigens halten wir es für Staaten, wie für Individuen, für ein ausgezeichnetes Unglück, keine Feinde zu haben; denn, wenn irgend etwas zur Vernachlässigung seiner selbst führt: so ist es dieser Umstand. Preußens Bahn erscheint uns noch sehr lang; und wenn sie nicht geebnet seyn sollte: so wird Deutschland von seinen Anstrengungen den größten Vortheil ziehen.

Jene Periode, welche in der Folge das Zeitalter Friedrichs des Großen genannt werden sollte, hatte ihren Anfang genommen. Was dieselbe besonders auszeichnete, war ein lebhafter Antagonismus gegen alle Priesterherrschaft. Man fühlte, daß es Unsinn sey, zwischen Gott und Welt zu unterscheiden; man ahnete, daß, vermöge der Identität der Naturgesetze, alle weltliche Herrschaft geistlich, alle geistliche Herrschaft weltlich sey, und daß es folglich kein Individuum geben müsse, das

sich herausnehme, besondere Gesetze für die Geisterwelt vorzuschreiben. Allein, indem man nur fühlte, nur ahnete, erhob man sich nicht bis zu derjenigen Höhe, von welcher aus die Erscheinungen des Lebens allein beherrscht werden können. Eben deswegen verwechselte man noch immer Cultus und Religion, und erlaubte sich Angriffe auf die letztere, wo man höchstens gegen den ersteren zu Felde ziehen durfte. Das alte System fand unter solchen Umständen seine Vertheidiger nicht bloß in Denjenigen, deren bürgerliches Daseyn auf der Fortdauer desselben beruhete, sondern auch in Solchen, welche, von Aristokratie geleitet, in dem Erhabensten, dessen die menschliche Natur fähig ist — in der Religion — einen Kappzaum für die große Menge wollen, nicht erwägend, daß sie dies nie gewesen ist, so oft die Menge durch ein fehlerhaftes politisches System zu Ausschweifungen fortgerissen wurde. Atheisten nannte man die Gegner des Kirchenthums, ohne zu bedenken, welcher Gottlosigkeit sich die Diener desselben schuldig machen, wenn sie es darauf anlegen, das Gewissen zum Hebel für ihre eigene Größe umzuschaffen. Die sogenannten Atheisten mußten schweigen, weil der gedankenlose Haufen sich zuletzt immer für das Bestehende erklärt, und hierin niemals ganz Unrecht hat. Die höchste Weisheit im Leben ist: der Zeit Zeit zu lassen.

Eine merkwürdige Erscheinung dieser Periode, gleich zu Anfang derselben, war die Aufhebung des Jesuiten-Ordens, dieses Trägers der theokratischen Universal-Monarchie, welche dem Mittelalter seinen Charakter gegeben hatte. Diese Aufhebung ging von Portugal aus,

wo außerordentliche Umstände außerordentliche Maßregeln nothwendig machten. Die erste Ursache derselben lag in der Veränderung, welche dies Königreich, nach dem Tode Johanns des Fünften, in dem Regierungsantritt Josephs des Ersten erfuhr. Johann hatte, während seiner beinahe funfzigjährigen Regierung, besonders aber in der letzten Periode derselben, die Zügel des Staats seinem Beichtvater, einem Franziskaner, Namens Don Gaspar, überlassen; und zahllose Mißbräuche der Verwaltung waren die Folge davon geworden. Die Abschaffung dieser Mißbräuche war das Problem, welchem sich Josephs erster Minister, Sebastian von Carvalho, der in der Folge unter dem Namen eines Grafen von Oeyras und Marquis von Pombal bekannter geworden ist, mit großem Muthe unterzog. Alle Zweige der öffentlichen Verwaltung wurden nach und nach ein Gegenstand seiner reformatorischen Bemühungen, und durch unermüdlichen Eifer gelang es ihm, die Ordnung in den Finanzen wieder herzustellen, das Kriegs- und Seewesen aus dem Zustande von Leblosigkeit, worein es versunken war, zu ziehen, den Ackerbau, die Manufakturen, den Handel aufs Neue zu beleben, sogar Künste und Wissenschaften zu ermuntern. Der Marquis von Pombal war einer von den außerordentlichen Geistern, die Königreiche zu retten bestimmt sind. Indeß ist es von jeher der Fall gewesen, daß man die glücklichsten Reformen nie nach dem Vortheil, den sie dem Gemeinwesen bringen, sondern nur nach demjenigen beurtheilt hat, den man individuel von ihnen zieht; denn unter den Bürgern eines Staats giebt es nur allzu Viele, die, gleich den Gefähr-

ten des Ulysses, den Circe-Stall der öffentlichen Mißbräuche, wenn sie sich einmal in demselben eingewohnt haben, nicht wieder verlassen mögen. Pombal fand also der Gegner nur allzu viele. Er selbst vermehrte, vielleicht ohne Noth, die Zahl derselben, indem er Gesellschaften stiftete, denen er den ausschließenden Handel nach Afrika, nach Indien und nach China übertrug, und, indem er unermeßliche Strecken Landes, welche durch die Freigebigkeit früherer Könige, sowohl in Afrika als in Amerika, an den portugiesischen Adel gekommen waren, despotisch mit den Domänen der Krone wieder vereinigte: in beiden Maßregeln mehr Nachahmer als selbstdenkender Staatsmann, der, nach richtigem Begriff von dem Wesen der Gesellschaft, die Zukunft zu errathen weiß. So viel Eigenmächtigkeit konnte der portugiesischen Geistlichkeit nicht anders als mißfallen; besonders den Jesuiten, welche, gewohnt, das Reich vom Beichtstuhl aus zu regieren, sich plötzlich vereinzelt sahen. Ein besonderer Umstand kam hinzu, der sie dem Minister eben so verhaßt machen mußte, als er es ihnen war. Schon unter der Regierung Johanns des Fünften war zwischen den Höfen von Lissabon und Madrid ein Tractat geschlossen worden, nach welchem die portugiesische Colonie San Sagramento und das nördliche Ufer des La Plata-Flusses den Spaniern, ein Theil des Paraguay oder des Missions-Landes am östlichen Ufer des Uruguay hingegen den Portugiesen überlassen war. Dieses Land nun war der Punkt, in welchem die Jesuiten sehr unsanft berührt wurden; denn hier hatten sie einen Kirchenstaat errichtet, in welchem sie unumschränkt zu walten

gewohnt

gewohnt waren; hier hatten sie sich wahrhaft verherrlicht, während ihre Wirksamkeit in Europa Beschränkungen unterlag, welche die größte Vorsicht erforderten. Um als Souverän fortzudauern, legte der Orden den spanischen und portugiesischen Commissarien, welche die neuen Gränzen regeln sollten, durch seine Unterthanen alle nur ersinnliche Hindernisse in den Weg, bis es ihm gelang, einen Krieg zu entzünden, der eben so kostspielig als lang für die beiden Kronen war. Während nun die Dinge in dieser Lage waren, erfolgte (1 Nov. 1755) jenes schreckliche Erdbeben, das in einem Augenblick den größten Theil von Lissabon zerstörte, zwanzig- bis dreißigtausend Einwohnern das Leben kostete, und durch die vereinigte Macht des Feuers und des Wassers die größten Verwüstungen anrichtete. Das Außerordentliche dieser Erscheinung, von welcher die Geister eben so ergriffen waren, als die Herzen, wurde von den Jesuiten trefflich genutzt, die Verwaltung Pombals als gottlos zu verschreien, und den großen Haufen gegen den Minister loszulassen. Noch wollte Pombal nicht zu dem Aeußersten greifen; da aber strenge Maßregeln gegen den Orden immer nothwendiger wurden: so veranlaßte er den König, den Jesuiten die beichtväterlichen Verrichtungen an seinem Hofe und den Eintritt in seinen Pallast zu verbieten. Ein Anschlag auf das Leben des Königs folgte hierauf; und dieser wurde in der Nacht des 3ten Sept. 1758 ausgeführt, wo der König auf dem Wege nach Belem von Meuchelmördern angefallen und stark verwundet wurde. Als vornehmste Urheber dieses Mordanschlags erschienen einige von den ersten Großen des

Reichs: der Herzog von Aveiro, der Marquis von Tavora, der Graf von Atougia, u. s. w. Diese wurden hingerichtet. Doch waren auch die Jesuiten nicht frei von dem Verdachte, Theil an dem Plan genommen zu haben; und weil gegen einen Orden, der mit seiner Immoralität die höchste Vorsicht verbindet, und den man eben deswegen niemals überführen kann, nur ein summarisches Verfahren denkbar ist: so entschloß sich Pombal, die sämmtlichen Mitglieder desselben, so viele deren in Portugal waren, auf einmal in den verschiedenen Häfen des Reichs einschiffen und nach Civita-Vecchia im Kirchenstaat bringen zu lassen. Ein solches Verfahren in einem Staate, der nie in irgend einer Opposition gegen die römisch-katholische Kirche sich befunden hatte, stellte den Jesuiten-Orden freilich als eine Gesellschaft dar, welche (ganz abgesehen von Religion) das Kirchenthum mit besonderen Zwecken umfaßt hat, die demselben ewig fremd bleiben müssen, wenn es nicht verderblich werden soll. Als der Hauptschritt geschehen war, vernachlässigte Pombal nichts, was zur gänzlichen Vernichtung der Jesuiten beitragen konnte. Seine Unterhandlungen mit anderen Höfen hatten kaum noch einen andern Gegenstand; und so großen Eingang fand er damit, daß, nachdem Frankreich im Jahre 1764 die Jesuiten ausgestoßen hatte, und Spanien und Neapel drei Jahre darauf diesem Beispiele gefolgt waren, Pabst Clemens der Vierzehnte im Jahre 1773 die Aufhebung des Ordens durch ein Breve vom 31 Jul. vollendete. Die Jesuiten, welche gleichzeitig aus Deutschland, Oesterreich und Polen vertrieben wurden, wandten sich nach

Rußland. Hier blieben sie bis zum Jahre 1803, wo der König von Neapel den Anfang mit ihrer Zurückberufung machte.

Man urtheile über diesen Orden, wie man wolle, und man nenne das Verfahren gegen ihn gerecht oder ungerecht: immer wird man eingestehen müssen, daß, wenn seine Bestimmung keine andere war, als den Triumph einer Sekte und die Herrschaft der Kirche über den Staat zu sichern, seine Existenz in eine Zeit gefallen war, wo ihm der Zustand der Wissenschaft fortdauernd entgegen wirkte, und wo er folglich nur so lange bestehen konnte, als diese Wissenschaft noch nicht die nöthigen Organe gefunden hatte. Man ruft ihn jetzt zurück; aber dies beweiset nur, daß die Regierungen, welche ihn ausstießen, sich nicht mit hinlänglicher Deutlichkeit der Gründe bewußt waren, um derentwillen die Ausstoßung erfolgen mußte, und daß die, welche ihn jetzt zurückrufen, in einer eben so großen Finsterniß über das Verhältniß des gesellschaftlichen Gesetzes zu dem göttlichen leben. Es ist in der That traurig, zu bemerken, wie selbst das Beste, was von den Regierungen ausgeht, zuletzt doch immer nur in Folge einer gewissen Convenienz, keinesweges aber in Folge von Grundsätzen und richtigen Ansichten über die Natur der menschlichen Gesellschaft geschieht. So macht und zerstört man die Zeit, ohne jemals die Gefahren zu vermindern, welche den Despotismus begleiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdoten und Bemerkungen, den russischen Feldzug von 1812 betreffend.

(Beschluß.)

Napoleon konnte, nach Eröffnung des Feldzugs, einen doppelten Operations-Plan befolgen, nämlich: 1) nach Moskau gehen, Tula verbrennen, sich der Mißvergnügten, die in großer Zahl in Moskau vorhanden seyn sollten, bemächtigen, und durch alle diese Mittel den Kaiser von Rußland zur Unterzeichnung eines Friedens-Tractats zwingen, von welchem die Abtretung der polnischen Provinzen und die Wiederherstellung des Continental-Systems die Hauptartikel gewesen seyn würden; 2) die sämmtlichen polnischen Provinzen vom baltischen bis zum schwarzen Meere erobern, an der Dwina und dem Borysthenes stehen bleiben, Polen hinter sich organisiren, und den Krieg mit polnischem Blute (ein Lieblingsausdruck Napoleons) führen, indem er in diesem Lande eine beträchtliche Armee zurückließ und den Polen Subsidien gab. Napoleon hat den ersten Operations-Plan vorgezogen, und die ganze Welt weiß, was die Folge davon gewesen ist. Der zweite, obgleich vielleicht minder gefährlich, führte eben so wenig zum Ziele. Napoleon rechnete nämlich auf 150,000 Polen, zu welchen er etwa 50,000 Franzosen hinzufügen wollte; versteht sich, mit einer bedeutenden Subsidie. Aber 200,000 Mann reich-

ten nicht hin, Rußland zur Verzichtleistung auf so kostbare Provinzen zu bestimmen, wie die polnischen waren. Einen sehr langen Zeitraum hindurch konnte dies Reich einer nur 200,000 Mann starken Armee überlegene Kräfte entgegensetzen. Außerdem sind die Dwina und der Borysthenes sechs Monate hindurch, denn so lange dauert der Winter in diesen Gegenden, keine Gränzscheiden. Was würde die Kosakenschwärme, welche der russischen Regierung zu Gebote stehen, abgehalten haben, einen Cordon von 200 deutschen Meilen zu durchbrechen und die größten Verheerungen anzurichten? In dieser Voraussetzung, die einen fortdauernden Krieg in sich schließt, würde der Kaiser, eine lange Reihe von Jahren, genöthigt gewesen seyn, mit jedem Frühlinge seinen Wohnsitz in Polen aufzuschlagen, um in eigener Person die Operationen zu leiten; denn die grausamste Erfahrung hatte hinlänglich gezeigt, was er von seinen Stellvertretern zu erwarten hatte. Alle Jahre hätten also frische Truppen nach Polen geschickt werden müssen, und denselben Weg hätte ein beträchtlicher Theil des französischen Geldes genommen. Wie dies geendigt haben würde, läßt sich leicht absehen. Der zweite Plan taugte also eben so wenig, als der erste. Was Napoleon nicht in Anschlag gebracht hatte, war, daß es mit Rußland nicht darauf ankommt, Schlachten zu gewinnen, sondern den Frieden zu unterzeichnen, daß man es dazu nicht zwingen kann, und daß folglich alle Siege vergeblich sind.

Es kommt hier nicht darauf an, die Geschichte des Feldzugs zu liefern, sondern nur das Charakteristische desselben anzugeben.

Man kann die sämmtlichen Streitkräfte, welche der französische Kaiser ins Feld führte, als eine Armee betrachten, deren linker Flügel durch die Corps unter den Herzögen von Tarent und Reggio vor Riga und Polozk, deren Mittelpunkt durch die Armee des Kaisers, und deren rechter Flügel durch die Corps unter dem König von Westphalen gebildet wurden. Die Oesterreicher und Sachsen machten den Nachtrab aus.

Die Stellung der russischen Armee entsprach der Richtung, welche die französische genommen hatte; und bei Eröffnung des Feldzuges stand der linke Flügel der Russen, von dem Fürsten Bagration befehligt, am Bug, dem Herzogthum Warschau gegenüber.

Die Armee des Königs von Westphalen war gegen diesen linken Flügel bestimmt. Als nun die rückgängige Bewegung der großen russischen Armee eintrat, so zog sie die Armee des Fürsten Bagration nach sich. Um aber die Vereinigung beider Armeen zu verhindern, trug der Kaiser dem Marschall Davoust auf, von Wilna auf Minsk und Bobruisk vorzugehen. Ihm folgte der König von Westphalen. Sobald nun die ersten polnischen Corps die Russen sahen, warfen sie sich mit Unbesonnenheit auf dieselben, und wurden in den Gefechten von Romanow und Mir recht tüchtig geschlagen. Der Fürst Bagration entwischte dem Marschall Davoust, und vereinigte sich, nach dem Treffen von Mohilow, mit der ersten russischen Westarmee. Davoust, aufgebracht darüber, warf die

Schuld auf den König von Westphalen. Unterrichtet von den Beraubungen, welche dieser König gestattet hatte, wollte Napoleon dessen Armee mit dem Corps des Marschalls Davoust vereinigen, und folglich den König unter den Marschall stellen. Hierin fand Hieronymus eine Verletzung seiner Würde. Er wollte alle Truppen zurücknehmen, die er bei der Armee hatte; es entspann sich ein Streit zwischen den beiden Brüdern, und das Ende desselben war, daß der König mit seiner Garde über Warschau nach Cassel zurückging.

Durch die Bewegung des Marschalls Davoust hatte der Kaiser die ganze polnische Armee an sich gezogen. Dies geschah gegen die Wünsche der Polen, welche verlangten, daß ihre National-Truppen, unter demselben Panier vereinigt, nach Volhynien marschiren sollten, in paralleler Richtung mit der Armee, welche nach Lithauen vorging. Ihre Erwartung wurde getäuscht, und durch die Vertheilung, welche sich die National-Armee gefallen lassen mußte, wurde die Verwaltung derselben unmöglich; denn man wußte nie, wo man sie finden sollte.

Das sächsische Corps, welches den äußersten Nachtrab bildete, war unter den Oberbefehl des Generals Reynier gekommen, nachdem Vandamme den Befehl erhalten hatte, nach Frankreich zurückzukehren. Dies Corps befand sich in der Gegend von Slonim, als die österreichische Armee auf Mohilow marschirte. Man sieht aus dieser Anordnung, daß Napoleon, getreu seinen beiden Principien, alles an sich zu ziehen, und dann weder hinter noch neben sich zu sehen, alle Truppen in seinen Mittelpunkt gezogen hatte, ohne der Gefahr zu geben-

ken, welche damit verbunden war, daß er seine rechte Seite und seinen Rücken ganz bloß stellte. So geschah es, daß, während er auf Smolensk und Moskau marschirte, die Russen nach Warschau und Posen marschiren, und sich zwischen Frankreich und ihn stellen konnten. Und gerade dies wurde vorbereitet, wie ich erzählen werde.

Während Napoleon vorwärts ging, versammelte der russische General Tormassow eine Armee in Volhynien. Er konnte 1) durch das Innere von Volhynien nach Rußland gehen, und sich an die große Armee anschließen; 2) dem Kaiser in den Rücken dringen, indem er den Bug aufwärts marschirte; 3) sich auf das Herzogthum Warschau werfen. Er ergriff die zweite Parthei, indem er das Herzogthum bloß streifte. In diesem waren um diese Zeit nicht 1200 Mann disponibler Truppen. Die Vertheidigung Warschaus beruhete auf der Thätigkeit des Generals Reynier, dessen Corps aus 16- bis 18000 Mann theils Sachsen, theils Polen bestand. Durch ein so schwaches Corps glaubte der Kaiser das ganze Herzogthum vollkommen sicher gestellt zu haben. Der Herzog von Bassano sprach in seinen Depeschen nur von dem „Auswurf," den General Tormassow versammelt habe. Ehe er es sich aber versah, hatte dieser Auswurf den Vortrab des Generals Reynier bei Kobryn gefangen genommen. Unmittelbar darauf ging Tormassow auf der Straße von Brescz nach Lithauen. Das Corps des Generals Reynier, so viel davon noch übrig war, vereinigte sich mit der Armee des Fürsten von Schwarzenberg zur Vertheidigung des Herzogthums War-

schau, welche indeß nur so lange bewirkt werden konnte, als Tormassow nicht von der Moldau aus verstärkt wurde.

So wenig glaubte der französische Kaiser an einen Frieden zwischen der Pforte und Rußland, daß, als der Erzbischof von Mecheln dem Herzog von Bassano nach dem 15 August die erste Nachricht von dem Anmarsch der Armee von der Moldau gab, dieser gar nicht daran glauben wollte, und, nachdem die Sache kein Geheimniß mehr war, ziemlich spät zurückschrieb: „ich habe nichts besseres thun können, als Ihre Depeschen dem Kaiser zu übermachen; Se. Majestät ist nicht auf solche Resultate vorbereitet.“ Eben so wenig scheint man französischer Seits an eine Aussöhnung zwischen Schweden und Rußland auf Kosten Frankreichs geglaubt zu haben; eine Aussöhnung, welche von so wichtigen Folgen für das Schicksal des französischen Heeres war. Zwei Monate hindurch hatte man bewiesen, daß die Russen nicht umhin könnten, große Schlachten zu liefern. Als dies nicht zutraf, machte man aus dem russischen Coloß einen Pygmäen. Sobald nun die moldauische Armee vorrückte, wünschte man zu erfahren, welchen Weg sie einschlagen würde. Doch annehmen, daß sie nach Lithauen vorgehen werde, hätte geheißen, eine Voraussetzung zum Nachtheil Napoleons machen; und dies war eine Todsünde sowohl in den Augen der Franzosen, als in denen der überspannten Polen. Nach den Depeschen des Fürsten von Neuchatel erwartete man,

daß die moldauische Armee sich durch das Innere von Rußland an die große Russische Armee anschließen werde; denn diese hielt man für so schwach, daß sie, ohne eine bedeutende Verstärkung, das Feld nicht länger halten könnte. Ueberhaupt waren die Ansichten der ersten französischen Beamten, sowohl im Militär- als im Civil, von diesem Kriege so seltsam, daß man sich hätte berechtigt halten können, an ihrem Verstand zu zweifeln. Kurz vor der Schlacht an der Moskwa schrieb der Fürst von Neuchatel an den Herzog von Bassano: „Der Feind hält Stich; wir stehen im Begriff zu endigen; der morgende Tag wird in der Geschichte Epoche bilden.“ Auch Er machte, wie so viele Andere, das Schicksal eines so großen und weitläuftigen Reichs abhängig von dem Ausgange einer einzigen Schlacht. Die Proklamation des Kaisers an seine Armee war in demselben Tone: sie kündigte die Eroberung des Friedens und bequeme Winterquartiere an. Auf die Nachricht von diesem Siege loderten alle Köpfe. Man hielt das Ziel für erreicht. Der Einmarsch in Moskau verdoppelte den Zauber. Dafür aber wurde die Niedergeschlagenheit um so größer, als man die Nachricht von der Einäscherung der russischen Hauptstadt erhielt. Der Erzbischof von Mecheln theilte diese Niedergeschlagenheit in einem so hohen Maaße, daß er den Vorwürfen des Herzogs von Bassano nicht entging. Denn dieser, durch irgend einen Gesandtschafts-Sekretär von der Stimmung der Polen unterrichtet, schrieb dem Gesandten unter dem 4 Oct.: „ich glaube zu wissen, daß Sie durch die Einäscherung Moskau's überrascht worden sind, und von dem Eindruck,

den diese Begebenheit auf Sie gemacht hat, allzu viel verrathen haben, während Ihre Rolle es mit sich brachte, sie so darzustellen, daß der Enthusiasmus dadurch angeregt wurde" *).

Während der Kaiser sich in Rußland vertiefte, und auf einer Basis, die ihm gleichsam unter den Füßen verschwunden war, den Frieden zu unterhandeln gedachte, verließ die russische Armee Volhynien, und setzte sich in Bewegung, um das seit mehreren Monaten angekündigte Vorhaben, der kaiserlichen Armee den Rückzug abzuschneiden, in Ausübung zu bringen. Wie oft hatte der Kaiser gerühmt, daß er in Europa der einzige General sey, der sich auf den großen Krieg verstehe! Jetzt war die Behauptung widerlegt. Die Armee von Volhynien belief sich auf 66000 Mann; die des Fürsten von

---

*) Man sieht hieraus, wie fest sich die französischen Staatsmänner eingebildet hatten, daß man aus Allem Alles machen könne, und daß der Verstand der Menschen nur dazu da sey, dem Antriebe zu folgen, welchen sie ihm zu geben für gut befinden würden. Eine solche Einbildung, welche zugleich das Kind und die Amme des Despotismus ist, hält niemals lange vor, weil sie dem Verstande Anderer allzu viel Gewalt anthut. Der Herausgeber, welcher gerade um diese Zeit in dem Herzogthum Warschau reisete, hatte allenthalben Gelegenheit zu bemerken, daß der Verstand des gemeinsten Polen ausreichte, sich die Wirkungen der Einäscherung von Moskau zu berechnen. Vom 6 Oct. an war man überall auf die Rückkehr der großen französischen Armee gefaßt, und fürchtete nichts so sehr, als ihr Verweilen im Herzogthum. Wie oft ist dies der Fall, wenn Regierungen sich von ihren listigen Maßregeln den besten Erfolg versprechen!

Anmerk. des Herausg.

Schwarzenberg betrug höchstens 36,000. Die Folge davon war, daß sich der letztere zurückzog; und da der Rückzug immer weiter fortgesetzt wurde: so geschah es, daß Kosaken vor den Thoren von Warschau erschienen und die größte Bestürzung verursachten. Diese Invasion des Herzogthums brachte die sonderbarsten Auftritte in Warschau zuwege. Sie wurde mit 3000 Kosaken, unter Leitung des Generals Czernischef, ausgeführt, und ihr eigentlicher Zweck war, die Magazine im Herzogthum zu zerstören, während die Armee nach Lithauen defilirte. Nun wußte man, daß die Armee im Anzuge sey; und da es nicht leicht möglich ist, zu wissen, was hinter einem von 3000 Kosaken gebildeten Vorhange geschieht: so konnte man glauben, es sey auf das Herzogthum abgesehen. Der Schrecken darüber war in Warschau nicht gering. Alles schickte sich zur Abreise an. Nur der Erzbischof von Mecheln blieb standhaft, weil er nicht glauben konnte, daß die russische Armee einen so untergeordneten Zweck verfolgen könnte. General Dutaillis wollte beim Anblick des Feindes eine große, von allen Seiten offene, Stadt vertheidigen — und zwar mit etwa 1500 Reitern, die sich in Warschau befanden. Da aber diese Reiter keine Pferde hatten: so setzte er alle Pferde der Stadt in Requisition. Den Erfolg dieser großen Maßregel zu sichern, wurden, drei Tage hindurch, die Stadtthore verschlossen; wodurch niemand verhindert wurde, durch die Breschen desjenigen Theils der Stadtmauer zu gehen, welcher der Weichselseite gegenüber liegt. Nach drei Tagen hatte man 42 Pferde. Nun aber fehlte es an Sätteln, Zäumen und Stiefeln. Also neue Requisitionen! Dies

ganze Verfahren, das in sich selbst höchst lächerlich war, brachte eine allgemeine Erbitterung hervor; und die Fürstin Radziwil erklärte: daß, nachdem sie zwei Millionen Fr. Renten aufgeopfert hätte, sie Dem eine Kugel durch den Kopf jagen würde, der ihr ein Pferd nehmen wollte, das sie liebte. Als eine entschlossene Frau würde sie Wort gehalten haben. Kaum waren die Thore der Stadt wieder geöffnet: so verschwand die gute Gesellschaft. Die Proklamation, welche General Dutaillis bei dieser Gelegenheit erließ, um den sinkenden Muth anzufrischen, war eines Don Quixote würdig. „Polen! sagte er, der Feind ist vor Euren Thoren, die Tartaren überschwemmen das rechte Weichselufer. Ihr solltet Euch bewaffnen, und ich sehe nichts als Gepäck. Der große Napoleon sieht Euch von den hohen Thürmen Moskau's (das seit einem Monat in Asche lag). Zu den Waffen! und verdient, daß er zu Euch sagen könne: ich bin mit Euch zufrieden!" Man berechne sich den Eindruck, den solche geschmacklose Gaskonaden machen konnten.

Als der Rückzug von Moskau angetreten war, erhielt der Erzbischof von Mecheln von dem Herzoge von Bassano den Auftrag, dem Rath der Minister des Herzogthums Warschau diese unangenehme Nachricht zu hinterbringen. Um nicht alle Hoffnungen auf einmal niederzuschlagen, und besonders die Bereitwilligkeit der Polen zur ferneren Unterstützung des französischen Heeres im Gange zu erhalten, sprach der Herzog von Bassano in seiner Depesche ein Langes und Breites über die Ent-

würfe des Kaisers: wie er entweder nach Petersburg marschiren werde, um dasselbe in Brand zu stecken, oder auch nach Kaluga, um das südliche Rußland zu verheeren. Seiner Darstellung nach bot Smolensk einen furchtbaren Stützpunkt für alle Operationen der Armee dar. Wie groß nun auch die Entfernung von Smolensk bis Warschau seyn mochte: so erhielt der französische Gesandte deshalb nicht weniger den Auftrag, die Regierung des Herzogthums auf den Empfang der großen Armee vorzubereiten. Die Verlegenheit des Gesandten war um so peinlicher, weil es darauf ankam, die Ausführung und das Geheimniß einer Maßregel zu vereinigen, die ihrer Natur nach von großem Umfange war. Ihrerseits geriethen die Minister des Herzogthums in Verzweifelung, als die Forderung an sie erging, Lebensmittel und Fourage für 300,000 Mann und 50,000 Pferde bereit zu halten. Bekanntlich ersparte das Schicksal den Einwohnern des Herzogthums Warschau einen so ungeheuren Aufwand; indeß mußten doch Anstalten getroffen werden, und sie wurden getroffen.

Welche Opfer das Herzogthum Warschau auch dargebracht haben mochte: von Seiten des Herzogs von Bassano war die ewige Klage, daß es nichts thue zur Unterstützung des Feldzugs. Hieran war niemand so sehr Schuld, als General Dutaillis, der in seinen Briefen an den Fürsten von Neuchatel unaufhörlich von der Lauheit und Abgeneigtheit der Polen sprach. Da nun der Fürst von Neuchatel diese Orakel dem Herzog von

Bassano mittheilte, dieser aber sich an dem Erzbischof von Mecheln hielt: so ward die verletzte Ehre des Herrn de Pradt die Ursache von der Rechenschaft, welche das Ministerial-Conseil von seiner Verwaltung seit der Eröffnung des Feldzugs ablegte: eine Rechenschaft, welche ganz Europa in Erstaunen setzte, weil man nicht geglaubt hatte, daß eine Bevölkerung von weniger als vier Millionen so viel leisten könne. Von diesem Augenblick an waren die Minister und der Erzbischof in allen Dingen einverstanden. Dem Herzog von Bassano wurde gemeldet, was für die Aufnahme der großen Armee geschehen sey. Dieser, nachdem seine Zwecke erreicht waren, gab sich das Ansehen, als ob er nichts gefordert habe, und bestand darauf, daß es um die Armee nicht so schlecht stehe, wie man zu glauben scheine. Und hierin unterstützte er die Meinung Derer, welche sich nicht vorstellen konnten, daß der Rückzug bis zur Weichsel gehen werde. Gewohnt, nur für sich zu kalkuliren, und alles, was von der Gegenkraft ausging, für Märchen zu halten, geriethen diese Herren immer in Erstaunen, wenn von Niederlagen in Beziehung auf französische Heere die Rede war, und fanden in jedem freien Urtheil über den Kaiser eine Art von Entheiligung. Die Revolution war ihnen alles, die Erfahrung aller Zeiten nichts.

Der Kaiser hatte den General Kanopka nach Warschau gesendet; einen gebornen Polen, der, als Oberst eines Lanzier-Regiments, sich in der Schlacht von Albuera gegen die Engländer sehr ausgezeichnet hatte. Er war

zum General und Obersten eines zweiten Garde-Lanzier-Regiments ernannt worden, das zum Theil im Herzogthum Warschau errichtet werden sollte. Seit mehreren Monaten lebte er in der Hauptstadt, und es war unerträglich, die Prahlereien zu vernehmen, womit er und seine Leute die Stadt erfüllten. Als sie 500 Mann stark waren, glaubten sie den Himmel durch ihre Lanzenspitzen stützen zu können. Der General war überzeugt, daß er alle die Nachrichten, die man ihm von der Ankunft des Feindes gegeben hatte, verachten könne. Aus diesem Grunde verweilte er zu Slonim, seinem Geburtsort, wo er die Huldigungen seiner Mitbürger im vollsten Maaße genoß. Was geschah? Dieser Prahler wurde den 19 Oct. um 3 Uhr Morgens mit seiner ganzen Truppe, seiner Kasse und allem Gepäck aufgehoben. Dabei verwickelte er in sein Unglück die Blüthe polnischer Familien, und die unglücklichen Lieferanten, welche sich der Ausrüstung seines Corps angenommen hatten. Auch Frankreich verlor hierbei eine beträchtliche Summe, welche der Kaiser vorgeschossen hatte.

Das Drama näherte sich immer mehr seinem Ende. Der Kaiser kam zu Wiasma und zu Smolensk an, nachdem er alle Pferde verloren hatte. Vierzehn Tage hindurch erfuhr der französische Gesandte auch nicht das Mindeste von dem, was bei der Armee vorging. Was ihn beunruhigte, war für seine Umgebung ein Gegenstand der Hoffnung und des Trostes. Unterdeß hatten sich die Russen der Magazine von Minsk bemächtigt,

Borisow

Borisow genommen und die Beresina besetzt. Zwar war es den Oesterreichern und Sachsen gelungen, in dem Treffen von Izabulni ein russisches Corps zu entfernen, welches zu einem Theile der moldauischen Armee gehörte und sich an diese anschließen wollte; allein, wie viel Aufhebens auch der Herzog von Bassano von diesem Streiche machte, so konnte doch nichts mehr dadurch verbessert werden. Der Uebergang über die Beresina vollendete die Niederlage der großen Armee, die, von diesem Augenblick an, in der größten Auflösung und unter täglichen Verlusten sich dem Niemen näherte.

Den 10 Dec. war der Erzbischof von Mecheln gerade mit der Antwort auf eine Depesche beschäftigt, worin ihm der Herzog von Bassano die nahe Ankunft des diplomatischen Corps in Warschau angezeigt hatte, als die Thüren seines Zimmers aufflogen, und ein großer Mann, auf einen der Gesandtschafts-Sekretäre gestützt, hereintrat, und ihn mit den Worten anredete: „Geschwind, folgen Sie mir.“ Eine schwarze Mütze von Taffent umhüllte seinen Kopf; sein Gesicht verlor sich in die Pelzhülle, womit es bedeckt war; sein Gang war durch zwei ungeheure Pelzstiefeln erschwert. Der Erzbischof springt auf, sieht die Gestalt an, erkennt sie aus einigen Zügen des Profils, und sagt: Ha, das sind Sie, Caulaincourt; wo ist der Kaiser? — „Im Hotel von England; er erwartet Sie.“ — Aber warum ist er nicht im Pallast abgestiegen? — „Er will nicht erkannt seyn. Haben Sie Alles, was wir brauchen?

Geben Sie uns Burgunder und Mallaga!" — Der Keller, das Haus, Alles steht zu Ihren Dienſten. Und wohin wollen Sie? — „Nach Paris." — Und die Armee? — „Es giebt keine mehr." — Und der Sieg an der Bereſina, und die 6000 Gefangenen des Herzogs von Baſſano? — „Einige hundert Mann, die wieder weggelaufen ſind; denn man hat an andere Dinge zu denken." — Herr Herzog, jetzt wird die Sache ernſthaft, und alle wahre Diener des Kaiſers müſſen ſich vereinigen, ihm die Augen über ſeine Lage zu öffnen. — „Geſchwätz! ich habe mir in dieſer Hinſicht keinen Vorwurf zu machen. Gehen wir; der Kaiſer erwartet Sie." — Man geht; man kommt im Gaſthofe an; ein polniſcher Gendarm bewacht den Eingang; der Gaſtwirth examinirt den Geſandten und läßt ihn über den Söller ſeines Hauſes. Auf dem Hofe ſteht auf einem Schlitten von Weidenholz, der ſehr wandelbar ausſieht, ein Kutſchkaſten; in dieſem iſt der Kaiſer der Franzoſen angelangt. Zwei andere offene Schlitten haben den General Lefebre-Desnouettes, einen zweiten Offizier, den Mameluken Ruſtan und einen Kammerdiener nach Warſchau gebracht. Dies ſind die Ueberbleibſel von ſo viel Pracht und Herrlichkeit. Geheimnißvoll öffnet ſich die Thüre eines kleinen niedrigen Saals. Ruſtan erkennt den Erzbiſchof von Mecheln und führt ihn ein.

Man macht Anſtalten zum Mittagseſſen. Der Herzog von Vicenza meldet an, führt ein und entfernt ſich. Um das Incognito deſto beſſer zu bewahren, ſind die Fenſterladen nur zur Hälfte geöffnet, und eine Magd beſchäftigt ſich damit, grünes Holz in Brand zu ſetzen,

wodurch das Zimmer erwärmt werden soll. Der Kaiser geht auf und ab. Zu Fuß ist er von der Praga-Brücke nach dem Gasthofe gekommen. Ein grüner Pelz mit goldenen Schnüren umgiebt ihn; sein Kopf ist in eine Pelzmütze, seine Füße in Pelzstiefeln gehüllt. „Ah, Herr Gesandte," sagt er lachend. Der Erzbischof nähert sich, und mit dem Ausdruck der Empfindung ruft er aus: Ew. Majestät befinden sich wohl; ich bin in großer Unruhe gewesen; aber Sie sind endlich da, und meine Freude — „Helfen Sie mir den Pelz ausziehen. Nun wie steht es hier zu Lande?" — Der Erzbischof, auf seine Rolle zurückgeführt, entwirft ein Gemälde, das eben nicht glänzend ist; er fügt hinzu, erst diesen Morgen habe er Nachricht von einem Treffen bei Krislow erhalten, in welchem zwei Bataillone von den Neuausgehobenen die Waffen weggeworfen; von 1200 Mann Reiterei, welche zu eben diesen Truppen gehört hätten, wären 800 verloren gegangen; 5000 Russen marschirten mit Kanonen auf Zamosk. Hierauf bittet er den Kaiser, die Gesandtschaft und die Conföderation vor der Ankunft des Feindes aufzulösen, und spricht von der Verlegenheit des Herzogthums und der Polen. — „Aber was hat sie denn ruinirt?" — Was sie seit sechs Jahren für Ew. Majestät gethan haben; die schlechte Erndte des vorigen Jahres, und das Continental-System, das sie des Handels beraubt hat. — Hier entflammen sich die Augen des Kaisers. „Wo sind die Russen?" Der Erzbischof sagt es ihm. „Und wo die Oesterreicher?" — Es wird ihm angezeigt. — „Und wo der General Reynier? denn seit vierzehn Tagen weiß ich nichts von dem,

was hier vorgeht." — Der Erzbischof giebt ihm Auskunft, und spricht von dem, was das Herzogthum für den Unterhalt der Armee gethan hat. Hierauf kommt die Rede auf die polnische Armee. „Ich habe im Felde keine gesehen." Dies erklärt der Gesandte. „Aber was wollen die Polen?" — Preußen werden, wenn sie nicht Polen seyn können. — „Warum nicht gar Russen?" — Herr von de Pradt erklärte ihm, weshalb die Polen an der preußischen Regierung hingen; der Kaiser ahnete davon nichts, der Erzbischof aber konnte sich um so bestimmter über diesen Gegenstand erklären, weil einige Minister des Herzogthums ihm noch am vorigen Tage gesagt hatten, daß sie nach der preussischen Regierung greifen würden, wie der Schiffbrüchige nach dem rettenden Mast. „Man muß 10,000 polnische Kosaken ausheben; es braucht nur einer Lanze und eines Pferdes, um die Russen aufzuhalten." — Vergeblich bekämpfte der Erzbischof diese Idee. Er beklagte sich darauf über die französischen Agenten, und bemerkte, wie nachtheilig es sey, Leute ohne Anstand und ohne Talente im Auslande anzustellen. „Aber wo sind die Talentvollen?" antwortete der Kaiser. Die Lobsprüche, welche der Erzbischof den Oesterreichern, besonders dem Fürsten Ludwig von Lichtenstein, dessen Bekanntschaft er zu Warschau gemacht hatte, zuwendete, mißfielen dem Kaiser in einem so hohen Grade, daß er abbrach, dem Erzbischofe den Auftrag ertheilte, nach dem Essen mit dem Grafen Stanislaus Potocki und dem Finanz-Minister wieder zu ihm zu kommen, und ihn so entließ.

Man fand sich gegen 3 Uhr bei ihm ein. Er hatte

so eben abgegessen. Der Empfang war wunderlich. „Seit wie lange bin ich in Warschau? — Seit acht Tagen. — Doch nein, erst seit zwei Stunden bin ich hier.“ — Dies wurde mit einer lachenden Miene, ohne Vorbereitung, ohne Einleitung gesagt. Dann ging es weiter. „Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen giebt es nur einen Schritt. Wie befinden Sie sich, Graf Stanislaus, und Sie, Herr Finanz-Minister?“ — Auf die Versicherung von beiden, daß es ihnen großes Vergnügen mache, ihn gesund und wohlbehalten nach so vielen Gefahren zu sehen, erfolgte die Antwort: „Gefahren? nicht im Mindesten! Ich lebe im Wirbel, und je mehr ich mich strapazire, desto besser. Nur königliche Taugenichtse werden in ihren Palläsen fett; ich, zu Pferde und im Lager. Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen giebt es nur einen Schritt.“ Es war ganz klar, daß er sich von den Verhöhnungen Europa's verfolgt sah; die größte Folter für ihn. „Ich finde, daß man hier in großer Unruhe ist.“ — Das rührt daher, daß wir nicht wissen, wie viel an den öffentlichen Gerüchten wahr ist. — „Ah, die Armee ist vortrefflich. Ich habe 120,000 Mann. Die Russen habe ich geschlagen, wo sie sich zeigten. Sie halten nicht aus. Das sind nicht mehr die Soldaten von Friedland und Eylau. Man wird Wilna behaupten. Ich gehe, 300,000 Mann zu holen. Der Erfolg wird die Russen verwegen machen. Ich werde ihnen zwei bis drei Schlachten an der Oder liefern, und in sechs Monaten wieder am Niemen stehen. Auf meinem Thron wiege ich mehr, als an der Spitze meiner Armee. Unstreitig verlasse ich sie ungern;

aber ich muß Oesterreich und Preußen beobachten, und wie gesagt, auf meinem Thron wiege ich mehr, als an der Spitze meiner Armee. Was geschehen ist, ist nichts; ein Unglück, die Wirkung des Clima; der Feind ist daran ganz unschuldig; ich habe ihn allenthalben geschlagen. Man wollte mich an der Beresina abschneiden; ich lachte über den schwachköpfigen Admiral (er konnte den Namen nicht aussprechen). Ich hatte gute Truppen und Kanonen; die Stellung war vortrefflich: 1500 Toisen Morast, ein Fluß." Dies kam zweimal vor. Er sprach hierauf sehr viel von starken und von schwachen Seelen, und fügte dann hinzu: „Ich habe ganz andere Dinge erlebt. Bei Marengo war ich bis um 6 Uhr Abends geschlagen und den folgenden Tag Herr von Italien. Zu Eßling war ich Herr von Oesterreich. Dieser Erzherzog hatte geglaubt, mich aufzuhalten; er hat darüber, ich weiß nicht was, bekannt gemacht. Meine Armee war ziemlich weit vorgerückt; ich hatte ihm nicht einmal die Ehre angethan, Dispositionen zu machen, und man weiß, wie es geht, wenn ich mir diese Mühe gebe. Freilich kann ich nicht verhindern, daß die Donau in einer einzigen Nacht sechzehn Fuß wächst! Ohne diesen Umstand war es um die österreichische Monarchie geschehen. Allein, es stand im Himmel geschrieben, daß ich eine österreichische Erzherzogin heirathen sollte." Dies alles wurde mit der fröhlichsten Miene von der Welt gesagt. „So auch in Rußland. Ich konnte nicht verhindern, daß es fror. Jeden Morgen hieß es: wir haben in der Nacht 10,000 Pferde verloren. Nun wohl, glückliche Reise." Dies

kam fünf- bis sechsmal vor. „Unsere normandischen Pferde sind minder dauerhaft, als die russischen. Sie widerstehen nicht einer Kälte von mehr als 9 Grad. So auch die Menschen. Wo sind die Baiern geblieben? Kein Einziger ist übrig. Vielleicht wird man sagen, ich sey allzu lange in Moskau verweilt. Kann seyn; aber das Wetter war schön, und ich erwartete den Frieden. Den 5 Oct. schickte ich Lauriston als Unterhändler ab. Ich wollte nach Petersburg gehen; ich hatte Zeit dazu. Ich wollte auch die mittäglichen Provinzen Rußlands heimsuchen. Zuletzt bestimmte ich mich für Smolensk. Nun man wird sich in Wilna halten. Ich habe den König von Neapel daselbst zurückgelassen. Das alles ist große politische Farze. Wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur Ein Schritt. Die Russen haben sich gezeigt. Der Kaiser Alexander wird von ihnen geliebt. Sie haben Schwärme von Kosaken. Der Adel ist aufgesessen. Man schlug mir vor, die Sklaven in Freiheit zu setzen; ich habe es nicht gewollt: sie würden alles massakrirt haben; das würde abscheulich gewesen seyn. Ich führte einen geregelten Krieg mit dem Kaiser Alexander; wer hätte aber glauben können, daß sie sich zur Einäscherung von Moskau entschließen würden! Jetzt schreiben sie es uns zu; aber sie sinds gewesen. Das würde zu Rom Ehre gebracht haben. Es sind mir viele Franzosen gefolgt; ah, das sind gute Unterthanen; sie werden mich wiederfinden." — — Dann kam die Rede auf die 10,000 Kosaken, welche die russische Armee aufhalten sollten, vor welcher 300,000 Franzosen geschmolzen wa-

ren. Die Minister sprachen zum Vortheil ihres Landes; allein er ließ nicht los. Der Erzbischof von Mecheln mischte sich nicht eher in die Unterhaltung, als bis es darauf ankam, das Herzogthum als einen Gegenstand des Erbarmens darzustellen. Er bewilligte als ein Darlehn die Summe von zwei bis drei Millionen, welche in Stangen seit drei Monaten in Warschau waren, und drei bis vier Millionen in Billets von der Curländischen Contribution. Hierauf kündigte er die Ankunft des diplomatischen Corps an. „Das sind Spione, sagte er, die ich in meinem Hauptquartier nicht haben wollte, weil sie Bülletins an ihre Höfe schicken." So dauerte die Unterredung beinahe drei Stunden. Das Feuer war ausgegangen; alle starrten von Kälte, nur nicht der Kaiser, der sich warm gesprochen hatte. Auf die Frage, ob er durch Schlesien gehen würde, hatte er geantwortet: Ha, ha, Preußen! und nachdem er nun noch einmal wiederholt hatte, daß vom Erhabenen bis zum Lächerlichen nur Ein Schritt sey, fragte er, ob man ihn erkannt habe? gab darauf den Ministern die Versicherung seines Schutzes, und verlangte dann, abzureisen. Als sich nun die Minister empfahlen und ihn baten, für seine Gesundheit zu sorgen, sagte er noch: „ich habe mich nie besser befunden, und wenn ich erst den Teufel im Leibe haben werde, so werde ich mich nur um so besser befinden." Dies waren seine letzten Worte. Er bestieg seinen Schlitten, der beim ersten Anziehen der Pferde beinahe umgeworfen wäre; und die Minister entfernten sich, voll Erstaunen über diese Unterhaltung, in welcher Napoleon das Unzusammenhangende

seines Verstandes, die Unempfindlichkeit seines Herzens, und das Hin- und Herschwanken seiner Ideen zwischen zehn verschiedenen Entwürfen, sattsam zur Schau getragen hatte *).

---

*) Der Erzbischof von Mecheln fügt in der Geschichte seiner Gesandtschaft hinzu: „Diese Unterredung fiel mir allzu sehr auf, als daß ich sie nicht mit der größten Genauigkeit hätte wiedergeben sollen.“ Diese nun vorausgesetzt, entsteht die Frage: Wie ein Monarch, der so unzusammenhangend, wie ein Tollhäusler, und so gemein, wie ein Grenadier, sprach, eine so große Gewalt selbst über die gebildetsten Menschen ausüben konnte? Dies psychologische Problem löset sich nur dann, wenn man in Anschlag bringt: 1) den Respect, welchen die Macht überhaupt einflößet; 2) die Art und Weise, womit erbliche Monarchen diesem Respect zu begegnen pflegen. Da man mit dem Machtmenschen — man verzeihe dies Wort! — nicht im Gleichgewicht stehen kann: so bleibt nichts anderes übrig, als ihn durch den Ausdruck der Unterwerfung zu gewinnen; und darauf legen es alle Diejenigen an, die sich ihm nähern. Dem Machtmenschen selbst bleibt, wenn er sein Wesen behaupten will, nichts anderes übrig, als sich diese Bewerbungen um seine Gunst gefallen zu lassen; und dies geschieht dadurch, daß er der ihm bezeigten Achtung eine stille Würde entgegen stellt, die sich nie etwas vergiebt. Für die Aeußerung dieser stillen Würde aber muß man zugleich erzogen und geboren seyn; und ist man dies nicht, so kann man es schwerlich anders machen, wie Napoleon, der die ihm bezeigte Achtung durch schlechte Monarchen-Sitte zwar unaufhörlich zerstörte, aber indem er Monarch war und blieb, die, welche im Umgange mit ihm Terrän gewinnen wollten, verwirrte. So erklärt sich auf der einen Seite, wie so viel gebildete Menschen alle wahre Bildung in ihm vermissen und sich doch an ihn angezogen fühlen konnten; auf der andern, wie er, ohne sich zu schaden, so grob, so platt gebieterisch verfahren konnte. Gerade durch dies Verfahren zerstörte er alle Berechnungen, und vernichtete folglich den Verstand Derjenigen, die über ihn etwas vermögen wollten.

Anm. des Herausg.

Das diplomatische Corps traf, bald nach der Abreise des Kaisers, zu Warschau ein. Es war von Wilna entflohen, nachdem der Herzog von Bassano es durch seine politischen Gaukeleien so lange als möglich aufgehalten hatte. Die schnelle Reise bei zwanzig Grad Kälte kostete dem amerikanischen Gesandten das Leben; er starb diesseit Warschau auf einer der ersten Stationen an einem Brustübel. Dem Herzog selbst hatte diese Reise so wenig geschadet, daß er ganz verschlafen bei dem Erzbischof von Mecheln eintraf. Seiner Ueberzeugung nach, hielt sich die Armee in Wilna; und doch wußte er, und hatte es sogar selbst geschrieben, daß es daselbst an Lebensmitteln fehlte. Da er den Erzbischof sehr geneigt fand, seine bisherige Rolle aufzugeben: so suchte er ihn, so viel er immer konnte, zu besänftigen. Gleichwohl hatte er den Uriasbrief für ihn in der Tasche. Denn zehn Meilen von Warschau, auf dem Wege nach Posen, hatte der Kaiser ihm geschrieben, und ihm unter andern aufgetragen, „den Abbé de Pradt, als einen Unbrauchbaren, von seinem Posten abzurufen.“ Hiervon ließ er sich für den Augenblick nichts merken; indeß willigte er in die Abreise des Gesandten, nachdem dieser ihm gesagt hatte: er fühle sich durchaus nicht berufen zur Fortsetzung einer Rolle, die so viel Revolutionäres in sich schließe.

Vor seiner Abreise hatte Herr von Pradt noch Gelegenheit, der österreichischen Armee einen Dienst zu erzeigen. Nie hatte er die Ansicht der Polen getheilt,

welche, mit den Bewegungen dieser Armee im höchsten Grade mißvergnügt, es gänzlich übersahen, daß sie das Herzogthum Warschau zweimal gerettet hatte. Um die Zeit nun, von welcher hier die Rede ist, befand sich der Fürst von Schwarzenberg in einem entlegenen Theile Lithauens ohne Nachrichten, ohne Bestimmung, mitten in der Verwirrung, welche die Katastrophe der großen Armee nach sich zog. Um sich aus seiner Verlegenheit zu ziehen, schickte er einen Offizier nach Warschau, mit dem Auftrage, Erkundigungen über die Lage der Dinge einzuziehen. Dieser Offizier wandte sich durch den Baron von Balm, österreichischen Commissarius in Warschau, an den Erzbischof von Mecheln; und dieser war so ehrlich, ihm zu sagen: daß in der gegenwärtigen Lage der Dinge es unnütze Barbarei seyn werde, auch nur Einen Menschen mehr aufzuopfern; daß der Fürst von Schwarzenberg sich jeder Forderung versagen sollte, die einen Angriff in sich schlösse, und daß er der allgemeinen Rückzugbewegung folgen möchte, seine Kräfte für einen nützlichern Zweck aufsparend, als der gegenwärtige sey.

Den 27 Dec. reisete der Erzbischof von Mecheln von Warschau ab, und langte nach achtzehn Tagen in Paris an. Unmittelbar nach seiner Ankunft erfuhr er durch den Moniteur, daß die Verwaltung der Groß-Almosenirerei ihm genommen worden. Der Polizei-Minister Savary gab ihm den Rath, sich nicht dem Kaiser vorzustellen. Von dem Cult-Minister erhielt er den

Befehl, sich nach seiner Diözes zu begeben. Der Herzog von Bassano theilte ihm jetzt den Brief mit, den er von dem französischen Kaiser, unmittelbar nach dessen Abreise von Warschau, erhalten hatte. Des Kaisers Ungnade war nicht zu verkennen. Der Erzbischof ging also nach Mecheln zurück, ohne genau zu wissen, wodurch er es versehen habe. Im Frühling 1813 gestand Napoleon zu Mainz: er habe in Polen zwei Fehler begangen: einmal, indem er einen Priester dahin gesendet; zweitens, indem er sich nicht zum König von Polen gemacht. Bei mehreren anderen Gelegenheiten erinnerte er sich des Erzbischofs. So sagte er z. B. zu einer Magistratsperson von Paris, welche sich seinen revolutionären Maßregeln im Jahr 1814 widersetzte: „Mit Ihrem Geiste werden Sie es eben so machen, wie der Erzbischof von Mecheln, der die Ursache ist, daß ich nicht mehr der Herr der Welt bin!"

Auf folgende Weise stellt der Erzbischof von Mecheln den Charakter Napoleons Buonaparte dar.

„Napoleons Geist war umfassend, wiewohl auf „orientalische Weise. Vermöge eines natürlichen Han„ges wendete er sich immer nach dem Orient, wenn „man ihm nur im Mindesten diese Richtung gab; aber, „im Widerspruch mit sich selbst, fiel er, von seinem „Gewicht gezogen, immer vom Großen aufs Kleine zu„rück: immer groß in dem ersten Gedanken; immer „klein und niedrig in dem zweiten. Mit seinem Geiste „verhielt es sich wie mit seiner Börse, die eine freige-

„bige und eine filzige Schnur hatte. Sein Genie, ge-
„macht für die große Weltbühne wie für das Poſſen-
„ſpiel, ſtellte einen königlichen Mantel dar, an welchen
„ſich ein Hanswurſtkleid anſchließt. Er war der Mann,
„der in Extremen lebt; der die Alpen ebnet, den Sim-
„plon abſtumpft, das Meer erweitert oder einzwängt,
„und ſich zuletzt an ein engliſches Kriegsſchiff gefangen
„giebt. Begabt mit wundervollem Scharfſinn und feu-
„riger Verſtandeskraft, ſchuf er über jede Frage, in
„welche er einging, neue Anſichten. Mit einer Fülle
„von lebhaften und maleriſchen Bildern; reich an ſeelen-
„vollen, man möchte ſagen, electriſchen Ausdrücken,
„welche durch die Fehlerhaftigkeit ſeiner Mundart nur
„noch wirkſamer wurden; ſophiſtiſch, ſpitzfindig, abſprin-
„gend, wenn gleich ein ausgezeichneter Mathematiker,
„focht er immer nur auf ſeinem eigenen Boden: und
„hier, er mochte nun die Wahrheit oder den Irrthum
„vertheidigen, bewies er den Eigenſinn eines Mathema-
„tikers. Seine Irrthümer gingen alſo ins Unendliche;
„und ob er gleich viel betrog, ſo war er doch weit öf-
„ter der Betrogene als der Betrüger. Für Wahrheit
„hatte er einen auffallenden Abſcheu. Nicht daß er ſie
„als Wahrheit verworfen hätte; im Gegentheil er ver-
„warf ſie als Dummheit, als etwas, das mit dem, was
„ihm als Wahrheit erſchien, nicht zu vereinigen ſey.
„Bei ihm ging die Täuſchung viel weiter, als die Falſch-
„heit; und Ausdrücke der Verachtung und Abſchätzigkeit
„ſchwebten immer auf ſeinen Lippen. Er hatte ganz
„andere Regeln der Optik, als die übrigen Menſchen.
„Dazu nehme man jene Verderbtheit, welche die Tochter

„des Stolzes und der Trunkenheit über glückliche Er„folge ist; man denke an den Weihrauch, der ihn schwind„lich machte: und man ist auf dem Wege, sich den „Geist eines Mannes zu erklären, der, indem er mit sei„ner Seltsamkeit das Erhabenste und das Niedrigste, „die Majestät des Throns und die Sinnesart eines „Banditen vereinigte, ein wahrer Jupiter-Kasperle ist, „wie ihn die Welt jemals gesehen hat. Napoleon war „zerrüttet; nicht am Geiste, sondern durch Ideen, die „von Aufgedunsenheit und Uebertreibung herrühren. Ihn „beherrschte die Meinung, daß er, um alles durchzusetzen, „nur befehlen dürfe. Es gab daher für ihn keine Be„rechnung; und weil er viele Hindernisse überwunden „hatte, so bildete er sich ein, daß es für ihn keine Hin„dernisse geben dürfe. Der Gehorsam, mit welchem man „ihm entgegen kam, hatte ihm die Ueberzeugung gewährt, „daß er nur zum Befehlen da sey. Er hatte seine Rolle „auf wenige Formeln zurückgebracht: „befehlen, und die „Minister mit der Vollziehung beauftragen.“ So verhielt „es sich mit seiner Narrheit, die von dem Tage der „Schlacht bei Wagram und seiner Vermählung mit ei„ner österreichischen Erzherzogin immer auffallender wur„de; denn von dieser Zeit an glaubte er der Vernunft „nicht weiter zu bedürfen, und überließ sich, ohne irgend „einen Zwang, jenen Uebertreibungen, die, nachdem sie „Frankreich zerrüttet hatten, ihn zuletzt selbst ins Un„glück stürzten.“

Dies ist, von dem Herrn von Pradt gezeichnet, Napoleons Charakter in seinen Umrissen. Im Laufe des Werks werden einige Züge hinzugethan, welche dem Ge-

mälde größere Wahrheit zu geben bestimmt sind. Dahin gehören folgende Anekdoten. Nach Napoleons erstem Einrücken in Mailand und nach der Schlacht bei Lodi, zeigte ein fremder Minister ihm die Möglichkeit, in diesem Herzogthum, als Belohnung für seine Dienste, eine bedeutende Besitzung zu erhalten; aber Napoleon antwortete: „Es ist jetzt ein weit schönerer Thron vakant." In Mainz sagte er zu dem Erzbischof von Mecheln im Sept. 1804: „nur im Orient läßt sich etwas Großes machen." Nicht selten beklagte er sich über die Gränzen, welche die Civilisation von Europa ihm setze. Den von Savona im Jahre 1811 zurückkehrenden Bischöfen sagte er am Schlusse der Sitzung: „Wenn geendigt seyn wird, was so eben im Werke ist, und nach Durchführung von zwei bis drei anderen Entwürfen, die ich hier (sich an die Stirne schlagend) bearbeite, wird es in Europa zwanzig Päbste geben; jeder Staat wird den seinigen haben." Von Napoleons Geschwistern behauptet der Erzbischof von Mecheln, daß sie von der Begierde zu herrschen nicht minder besessen gewesen seyen, als Napoleon Buonaparte selbst. „Erkläre, sagt er, wer da kann, woher es gekommen ist, daß sie die Vergangenheit gänzlich vergessen haben und nur immer in die Zukunft blicken; ausgemacht ist, daß sie diese Neigung gemein haben, daß sie sich einbilden, regieren zu müssen. Joseph hat die Ueberzeugung, daß Frankreichs Blut und Gold nicht besser angewendet werden kann, als zu seiner Befestigung auf dem spanischen Thron. Nicht minder ist Ludwig von der Souveränität Hollands besessen, und in seinem Gefühl hat er niemals aufgehört, von Gottes

Gnaden König von Holland zu seyn. Nach Napoleon selbst ist Hieronymus am meisten von dem Durst nach Herrschaft gefoltert; und er wäre sehr gern König von Polen geworden. Die Großherzogin von Toskana hat die größte Aehnlichkeit mit jener Agrippina, welche ausrief: occidat, modo imperet! Gleicher Sinnesart ist der König von Neapel. Nicht daß diese Familie sich ungemeiner Eigenschaften rühmen könnte; sie unterscheidet sich nicht von den allergemeinsten. Das, worauf sie pochen, ist der Bruder. Seitdem Er Souverän geworden ist, haben sie es auch werden müssen; sie haben ihn mit ihren Ansprüchen so lange bestürmt, bis sie zum Ziel gelangt sind. Eines Tages sagte der Kaiser, auf Veranlassung einer neuen Bitte, die von einem dieser Bedienten-Könige herrührte: „Sollte man nicht denken, ich hätte Euch der Erbschaft unseres hochseligen Herrn Vaters, des verstorbenen Königs, beraubt?“ Größer, mächtiger, verschlang der Ehrgeiz des Kaisers jeden andern untergeordneten Ehrgeiz; und was Napoleons Geschwister sich auch einbilden mochten, so verhielten sie sich zu ihm nur wie Trabanten zu dem Planeten, um welchen sie sich bewegen: sie dienten nur ihm.“

Selbst-

Selbstvertheidigung der spanischen Minister D. Joseph de Azanza und D. Gonzalo O-Farril.

(Fortsetzung.)

Unter solchen Umständen kam der König Joseph den 20 Juli in Madrid an. Während Jeder über seine Ankunft erfreut seyn sollte, waren Alle erschreckt von der furchtbaren Außenseite, welche der Aufruhr in den Provinzen gewonnen hatte. Inmitten einer Krisis, deren Ausgang zweifelhaft ist, muß man sich darauf gefaßt halten, daß Niemand, wofern er dazu nicht genöthigt wird, sich für eine Parthei erkläre, und daß sogar Die, welche ihre Wahl bereits erklärt haben, sich zurückziehen, bis neue Ereignisse ihre Bahn aufhellen. Dessenungeachtet erkannten der Adel und alle Autoritäten von Madrid den neuen Souverän, und brachten ihm ihre Glückwünsche dar; bis auf den Rath von Castilien, welcher sich weigerte, den von der Constitution vorgeschriebenen, und von dem Staatsrath, dem Rath der Indien, und anderen Collegien bereits geschwornen Eid zu leisten. Der Widerstand des königlichen Raths rührte, wie man glaubt, von der Nachricht her, die er von dem glücklichen Erfolge der Unternehmung des Generals D. Francisco Xavier Castaños gegen die Generale Dupont und Wedel bei Baylen erhalten hatte.

Wie dem auch seyn möge: der König Joseph erhielt den 27 oder 28 Juli die erste Nachricht von diesen Vorgängen, welche ihn nöthigten, die Hauptstadt zu verlassen und sich auf den Ebro zurückzuziehen. Die lange Erfahrung, welche er von Revolutionen hatte, erlaubte ihm nicht, sich in Ansehung der zarten Lage der Spanier, vorzüglich aber der Staatsbeamten und Großen, welche in seinem Dienste waren, zu täuschen. Weit entfernt, irgend Einen von ihnen zur Theilnahme an seinem Rückzug zu zwingen, stellte er es in eines Jeden freien Willen, ob er ihm folgen wolle, oder nicht. Viele begleiteten ihn, so sehr es diesen auch an Zeit fehlte, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen; doch konnte dies immer nur die kleinste Zahl seiner Anhänger seyn, weil die Meisten durch Familienbande oder ähnliche Hindernisse zurückgehalten wurden. Von den sieben Ministern des Königs entschlossen sich fünf, ihm zu folgen: namentlich die Herren Mazarredo, Cabarrus, Urquijo, Azanza und O-Farril; denn Cevallos und Piñuela machten im Minister-Conseil persönliche Gründe geltend, welche sie nöthigten, in Madrid zu bleiben.

Jetzt hebt die Periode an, welche über das Schicksal der spanischen Ausgewanderten, und besonders der Minister Azanza und O-Farril entschieden hat. Von allem, was bisher geschehen ist, berührt sie nichts in ihrer Persönlichkeit. Es dient bloß zu einer Einleitung ihrer Rechtfertigung oder Vertheidigung. Diese dreht sich zuletzt um die Frage: warum sie dem König Joseph getreu geblieben sind, da es doch in ihrer Macht stand, ihn zu verlassen, wie so viele Andere? Mit welchem

Erfolge sie diese Frage beantwortet haben, darüber wird der Leser entscheiden. Unsere Pflicht ist, ihnen genau zu folgen; und wir thun dies um so lieber, je lehrreicher ihre Vertheidigung in jeder Hinsicht ist, und je mehr sie von dem zurückruft, *was wir alle erlebt haben.*

Sie sagen:

„Als die Constitution zu Bayonne unterzeichnet wurde, als der neue König die Treuschwüre der Deputirten, und, auf ihr Beispiel, die der Behörden, Corporationen und Municipalitäten des Königreichs empfing, konnte schwerlich irgend ein Spanier verkennen, daß die den Dynastie-Wechsel begleitenden Umstände ihn der gesammten Nation verhaßt machten. Allein die Erinnerung an alle die Leiden, welche andere Länder in einem Eroberungskriege ertragen hatten, noch mehr aber die schreckliche Aussicht auf einen Bürgerkrieg, verpflichteten Jeden, die neue Ordnung der Dinge als eine von denjenigen politischen Anordnungen zu betrachten, in welche man sich durchaus schicken muß, besonders weil die rechtmäßigen Souveräne bewiesen hatten, daß dies ihre Meinung sey."

„Die Befehle und Instruktionen, womit sie die Abtretung des spanischen Throns an den Kaiser der Franzosen begleitet hatten, beschränkten sich nicht darauf, uns den Gehorsam zu empfehlen; sie schrieben auch der Nation den Gang vor, der ihr von ihrem Vortheil angedeutet war. Das Beispiel der Vergangenheit hatte die *Nothwendigkeit der Einigkeit mit Frankreich* zu einem politischen Axiom erhoben. Diese Einigkeit war seit dem Basler Frieden nicht gestört worden, und die

spanische Nation kannte aus einer langen Erfahrung alle die Vortheile der Vorsicht, womit sie sich bisher geweigert hatte, in die Coalition der übrigen Mächte des Continents zu treten: Vortheile, welche nothwendig um so größer waren, da sie zu diesen Mächten in allzu entfernten Beziehungen stand, um ihre Politik mit der Politik anderer Staaten zu vermengen. Es ist wahr, daß der bedeutende Anwachs von Kräften in einem von den Staaten Europa's, indem er ein billiges Gleichgewicht aufhebt, allen ohne Ausnahme schädlich wird. Die Vergrößerung Frankreichs verursachte den übrigen Mächten sehr lebhafte Unruhen, besonders Großbritannien, das, indem es seine Existenz-Mittel von seiner Theilnahme an dem Handel des festen Landes erwartet, nicht gestatten konnte, daß dieser von einer nebenbuhlenden Macht beherrscht und bestimmt wurde; allein seine Existenz aufs Spiel setzen, um dieses Uebergewicht zu bekämpfen, würde unpolitisch gewesen seyn für Spanien, das, indem es zu Lande keinen anderen Berührungspunkt hatte, als Frankreich, und mit diesem Reiche wenigstens in sofern ein Ganzes bildet, als die Meeresküsten desselben nur eine Fortsetzung der spanischen sind, das Bedürfniß fühlte, sein Interesse mit dem französischen zu vermengen, und sein Betragen nach dem des französischen Reichs abzumessen. Gerade seiner Anhänglichkeit an diesem System verdankte Spanien während der Periode, von welcher hier die Rede ist, die Erhaltung seiner Ruhe mitten unter den Revolutionen und blutigen Kriegen, welche andere europäische Gegenden erschöpften, vernichteten."

„Was thaten demnach die Deputirten der Junta

von Bayonne, welche die Constitution unterzeichneten, und was thaten alle die Spanier, welche sie annahmen? Sie bemüheten sich, die Unabhängigkeit und Freiheit der Nation, so viel an ihnen war, zu erhalten; sie übten die Maximen politischer Convenienz, deren Nützlichkeit, deren Nothwendigkeit sogar, durch eine neuere Erfahrung, welche sich auf die Erfahrung eines ganzen Jahrhunderts stützte, für zwei Nationen erwiesen war, die durch ihre geographische Stellung auf ein friedliches Nebeneinanderleben angewiesen sind. Man betrachte die grausame Alternative, worin sich Spanien durch die Abdankung seiner Souveräne befand; und man wird sich gedrungen fühlen, einzugestehen, daß sie minder verderblich wurde, wenn man es dahin brachte, eine Revolution im Innern, oder einen Eroberungskrieg zu vermeiden, in welchem man gegen die Kräfte Frankreichs zu kämpfen hatte. Dies war der Zweck, den die Deputirten von Bayonne sich setzten; dies das Ungemach, welches sie der Nation durch Anerkennung des neuen Souveräns ersparen wollten; dies die Parthei, welche sie ihr empfehlen zu müssen glaubten, als die einzige, welche ihre politische Existenz retten, und ihre Kräfte und Hülfsmittel erhalten könnte. Um durch ihr Beispiel fortzureißen, thaten die vornehmsten Personen des Reichs alles, was von ihnen abhing, und empfingen dafür von dem neuen Monarchen die Bestätigung in ihren Aemtern; und selbst wenn man einwenden wollte, sie hätten nicht die Absicht gehabt, im Fall eines Krieges in seinem Dienste zu bleiben; so würde es deshalb nicht minder wahr seyn, daß, indem sie diesen Krieg als die größte Plage ihres Va-

terlandes betrachteten, die Entfernung desselben ihnen in jedem Betracht wünschenswerth schien. Und hier muß etwas genauer untersucht werden, worauf sich eine Meinung stützte, die, in dem ersten Anfange, Alle zur Umfassung desselben Verfahrens bewog, zugleich aber auch die Gründe, welche die Einen bestimmten, von diesem Verfahren abzuweichen, während die Anderen die einmal ergriffene Parthei mit Standhaftigkeit durchführten."

„Vergeblich würde man einwenden, daß die, welche ihre Aemter unter der neuen Regierung beibehielten, und bis zum Schlusse des Julius 1808 verwalteten, keine Kenntniß von der Opposition gehabt hätten, welche von einem Theile der Nation gegen diese neue Regierung ausgesprochen war; vergeblich würden sie sich zu entschuldigen glauben, wenn sie anführen wollten, die Existenz einer anderen Parthei, an welche sie sich hätten anschließen können, sey ihnen unbekannt gewesen. Es war offenkundig, daß mehrere Provinzen im Aufruhr begriffen waren und zu den Waffen eilten; offenkundig, daß mehrere Provinzial-Junten sich die höchste Autorität anmaßten, und daß man sich mit einem Allianz-Tractat mit England beschäftigte. Die Annahme oder die Behaltung der Aemter unter solchen Umständen beweiset, daß die ersten Chefs der Nation, oder wenigstens Die, welche durch ihre hohe Geburt und die Natur ihrer Verrichtungen den Hof und die allgemeine Regierung ausmachten, sich nicht Anfangs durch die Betrachtung der Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit bestimmen ließen, welche die Nation leitete, wohl aber durch die Meinung, welche jeder von ihnen von der Möglichkeit hatte, einer solchen Parthei mit

Rücksicht auf die Lage, worin Spanien, Frankreich und das ganze Europa sich befanden, den Sieg zuzuwenden. Die Beweise dieser Behauptung sind in den Herzen Aller verzeichnet, und sie sind hinreichend gewesen, um Diejenigen zu rechtfertigen, welche, nach einiger Zeit, die Parthei Josephs aufgaben. Und haben sich denn Die, welche dieser Parthei getreu geblieben sind, weil sie es für unmöglich hielten, daß Spanien nicht doch zuletzt der unermeßlichen Macht, welche Frankreich auf dem ganzen Continent hatte, unterliegen werde — haben sie sich nicht auf dieselbe Wahrheit gestützt?"

„Es war leicht, vorher zu sagen, daß in einem Kriege, den man in die Länge ziehen zu müssen glaubte, Glücks- und Unglücksfälle gar mächtig auf das Betragen der sämmtlichen Spanier einwirken würden; aber gerade wie das Ereigniß von Baylen die größere Zahl verhinderte, dem Könige auf seinem Rückzuge nach dem Ebro zu folgen, eben so führten die nachfolgenden und ununterbrochenen Vortheile, welche die Franzosen späterhin auf der Halbinsel errangen — mit Unterwerfung von vier Fünfteln der Nation errangen, dem Könige eine Unzahl von Individuen zu, die, weil sie die Hoffnung, Spanien zu retten, aufgegeben hatten, im Schatten der neuen Regierung, welche von vielen tausend Gemeinden anerkannt war, Ruhe und den friedlichen Genuß ihres Vermögens suchten."

„In der That, als gegen die Mitte des Jul. 1808 das von dem General Dupont befehligte Corps bei Baylen kapitulirte, wurde der Enthusiasmus der Nation erhöht; man glaubte die Möglichkeit, den Franzosen zu

widerstehen, ja selbst die Möglichkeit, sie zu besiegen, abzusehen. Da diese sich genöthigt sahen, ihre Macht zu konzentriren und sich auf den Ebro zurückzuziehen: so mußte der König Joseph gegen das Ende desselben Monats Madrid räumen; und, indem dies Ereigniß allen die Freiheit ertheilte, sich für diejenige Parthei zu bestimmen, von welcher sie glaubten, daß sie obsiegen werde: so handelte Jeder nach der Idee, welche er sich von den künftigen Ereignissen und Glückswechseln dieses Krieges machte. Von jetzt an war es möglich, zwei Partheien zu unterscheiden, wofern es anders erlaubt ist, diese Benennung zweien Meinungen zu geben, welche mit gleicher Redlichkeit von beiden Seiten angenommen wurden, in dem Verlangen, dem Vaterlande zu dienen, ihre gemeinschaftliche Quelle hatten, aber bei der Wahl der Mittel merklich von einander abwichen. Daher kam es, daß die Einen, erschreckt von den Drohungen des Pöbels und dessen Rache fürchtend, oder nur ihre persönliche Lage zu Rathe ziehend, oder glücklich genug, daß sie bisher nicht genöthigt gewesen waren, ihre politischen Meinungen zu bekunden, den Entschluß faßten, zu Madrid zu bleiben, während die Anderen sich entschlossen, die Hauptstadt zu verlassen und sich mit der Armee des Königs Joseph nach Vittoria zurückzuziehen."

„Man sieht bisher nur die Folgen eines und desselben Princips, und dies Princip war die besondere Meinung von der wahrscheinlichen Entwickelung des Krieges. Und welches andere hat jemals die Menschen aller Gegenden und aller Zeiten geleitet, wenn sie ihr Vaterland von den Waffen der Politik und

von denen einer höheren und unwiderstehlichen Macht angefallen sahen? Es würde abgeschmackt seyn, Factionen vorauszusetzen in einem Staate, wo von einer Veränderung der Regierungsform gar nicht die Rede war, wo es nicht Partheien gab, die sich die höchste Autorität streitig machten; in einem Kriege, welcher keinen anderen Gegenstand hatte, als den, Ströme von Menschenblut zu vergießen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß eine, ihrer alten Souveräne beraubte, Nation ihre Unabhängigkeit behaupten und einen konstitutionellen König annehmen müsse, welcher von der Macht eines Reichs unterstützt wurde, das dem ganzen Europa Gesetze vorschrieb. In jedem andern Lande würden dieselben Ursachen dieselben Wirkungen hervorgebracht haben, d. h. dieselbe Verschiedenheit der Meinungen und des Betragens; man konnte mit gleicher Unschuld die eine oder die andere Parthei ergreifen. Ohne Schwierigkeit wird man zugeben, daß das Wohl des Vaterlandes der allgemeine Zweck war, den die Einen in der Unterwerfung, die Andern in dem Widerstande verfolgten. Wenn die Idee unserer Souveräne von der Macht des französischen Kaisers sie bestimmen konnte, lieber zu seinen Gunsten abzudanken, als die Nation dem Verderben und dem Verluste ihrer Unabhängigkeit auszusetzen: so ist dies ein Beweis, daß jene Macht ihnen unwiderstehlich schien. Würde man also nicht ihrer Tugend spotten und zugleich ihre Redlichkeit, ihre Liebe zu ihren Unterthanen und ihr Vertrauen zu diesen in Zweifel setzen, wenn man von ihnen glauben wollte, sie seyen fähig gewesen, sich ohne Noth zu unterwerfen, wenn man ihnen eine entgegenge-

setzte Meinung zuschreibt? Mehrere Briefe unserer Könige, vor ihrer Abreise aus Spanien geschrieben und seitdem bekannt gemacht, bekunden diese Ueberzeugung. Selbst die Briefe Ferdinands des Siebenten beweisen, daß er sich auf dem, von seinem Vater an ihn abgetretenen Thron, trotz der Unterstützung des gesammten Volks, nicht ohne die Anerkennung des Kaisers der Franzosen behaupten zu können glaubte. Konnte Spanien der Gesammtheit des Reichs widerstehen? Die Schritte und die Instruktionen unserer Könige sprachen das Gegentheil so bestimmt aus, daß es außer allem Zweifel liegt, daß die, welche dies Princip angenommen und danach gehandelt haben, als solche gedacht werden müssen, welche das Betragen unserer Fürsten in den Augen der europäischen Nationen und ihrer Souveräne nur gerechtfertigt haben."

„Und diese Unmöglichkeit, von unseren Königen anerkannt und eingestanden zu einer Zeit, wo sie noch in unserer Mitte waren und durch ihre Gegenwart unsere Kräfte wenigstens verdoppelten — wurde sie nicht noch tausendmal unbestreitbarer in der Verlassenheit des Königreichs, in der Anarchie, welche unsere Provinzen verheerte, unter der Herrschaft der Ununterwürfigkeit, welche sich über alle Gemeinden ausdehnte, als man sich in Provinzial-Junten, die nur vom Partheigeiste beseelt waren, um die Trümmer der Souveränetät stritt, als alle Behörden, welche bis dahin Achtung und Vertrauen geboten hatten, in Verachtung und Mißkredit fielen?"

„Vielleicht wird man diesen gerechten Beweggründen zur Furcht das Vertrauen entgegenstellen, welches

das Anerbieten eines Bündnisses von Seiten Großbritanniens hätte einflößen sollen. Allein welches auch immer die Meinung seyn mochte, welche das Cabinet von St. James von dem Ausgange unserer Revolution hatte — konnte es wohl anders handeln? Mußte nicht England, nachdem es im Kampfe mit Frankreich vereinzelt worden war, einen Stützpunkt in Spanien suchen, und von den Land- und Seekräften, welche diese Macht anwenden konnte, Vortheil ziehen? Begierig ergriff es diese günstige Gelegenheit zu einer Diversion (der mächtigsten, die es veranlassen konnte), um die Bühne eines Krieges, von welchem seine Insel bedroht war, nach Spanien zu verlegen. In diesem Jahre entschleierten die Minister dem Parliament ihre Besorgnisse über das Schicksal der brittischen Nation. „Unser Land, sagte der damalige Kriegsminister, Lord Castlereagh, muß die drohende Gefahr, worin es schwebt, nicht aus dem Auge verlieren, und sich in Stand setzen, sich derselben zu entziehen. Der Feind, der uns ehemals, als er noch seine Truppen zu Boulogne vereinigte, von einem einzigen Punkte aus bedrohete, besitzt gegenwärtig eine unermeßliche Küstenstrecke und eine Menge Punkte, von welchen aus er sich auf uns werfen kann. Er hat zu seiner Verfügung mehrere Seestädte (unter andern Vließingen), welche ihn in Stand setzen, das Allergefährlichste gegen unsere Küsten zu unternehmen. Ich bin einverstanden mit der guten Wirkung, welche der Massenaufstand der Landbewohner hervorbringen wird; ich bekenne auch, daß die freiwilligen Milizen für uns von großem Nutzen seyn werden: allein noch dringender ist, daß wir Linien-Regi-

menter errichten, und so lange diese Macht nicht auf 200,000 Mann gebracht seyn wird, so lange wird England nicht sicher seyn." Welche Anstrengungen mußte nicht eine Regierung, die sich in solcher Verlegenheit befand, machen, um Spanien zur Annahme ihrer Hülfe zu bewegen? Beweiset denn dies, daß England glaubte, wir würden den Franzosen, welche schon im Besitz unserer vornehmsten Städte waren, mit Erfolg widerstehen? Wird man sagen, daß es, als Hülfsmacht Portugals, glaubte, die Portugiesen könnten gegen Frankreich kämpfen? Täuschen wir uns nicht: in einem solchen Fall setzt sich eine solche Macht, wer sie auch seyn möge, kein anderes Ziel, als den Krieg für den Augenblick von ihrem eigenen Territorium zu entfernen, und die Glücksfälle des Kampfs auf ein fremdes Land zu werfen. Und nach diesen Voraussetzungen mußte man im Jul. 1808 seinen Entschluß für oder gegen den Krieg fassen, und entweder in Madrid bleiben oder den Franzosen auf ihrem Rückzuge folgen."

„Azanza und O-Farril gestehen mit der ihnen eigenthümlichen Offenheit, daß die Resultate des Krieges, zu welchen die Nation sich hingerissen sah, ihnen in dem nachtheiligsten Lichte erschienen; sie gestehen, daß es ihnen moralisch unmöglich schien, den Franzosen zu widerstehen und sie aus Spanien zu vertreiben, so oft sie in Betrachtung zogen, einmal unsere Lage, zweitens die Lage von Frankreich und die unterwürfige Stellung, welche alle Mächte des festen Landes Frankreich gegenüber annahmen. Sie sahen vorher, daß, wenn Frankreichs Suprematie sich befestigte, wenn England zum Theil seinen

Ansprüchen auf die Herrschaft zur See entsagte, oder durch ein Ereigniß dahin gebracht würde, seinen Frieden mit Frankreich machen zu müssen — daß Spanien alsdann das Opfer seyn, seine Unabhängigkeit verlieren und sich mit Frankreich eben so vereinigt sehen werde, wie ein großer Theil von Italien. Sie gestehen zugleich, daß nach ihrem Urtheil nur zweierlei Entschließungen übrig blieben: von welchen die eine Spanien die Erhaltung seiner Unabhängigkeit und seiner Integrität, einen von einer benachbarten und vorwiegenden Macht beschützten constitutionellen König, die Reform aller, von der Nation selbst bezeichneten Mißbräuche, und die Garantie der kostbarsten Rechte der Gesellschaft; die andere hingegen lauter Elend versprach. Denn da die Möglichkeit, unsere alten Souveräne durch die Gewalt der Waffen wieder zu erobern, sich nur als einen Traum darstellte: so bot der Krieg der Nation keinen nützlichen Zweck dar, welcher die unermeßlichen Opfer hätte aufwiegen können, die mit einem Widerstande verbunden sind, dessen Kraft sich nicht berechnen läßt, weder im Anfange noch im Fortgange einer Revolution. Auch bedachten sie wohl, daß, wenn der Kaiser, an der Spitze neuer Verstärkungen, seinen Bruder nach Madrid zurückführte, ihre Gegenwart ihrem Vaterlande nützlich werden und demselben einen bedeutenden Theil des mit dem Kriege verbundenen Unglücks ersparen könnte."

„Es kommt darauf an, ein politisches Betragen zu widerlegen, das auf Grundsätzen beruht, wie die angeführten sind. Die ganze Nation hat über uns nach dem Betragen richten können, welches wir während der lan-

gen Periode früherer Dienste beobachtet haben. Nichts kann, hoffen wir, auch nur den Verdacht erregen, daß unlautere oder unedle Absichten uns hätten bestimmen können; und wenn uns irgend Jemand eine solche Beleidigung zufügte: so würde er dadurch nur die unedle Absicht an den Tag legen, jenen Ruf zu beflecken, den wir durch unser Privat-Betragen verdient haben; aber es würde ihm nicht gelingen, uns Verbrechen anzudichten und die Beweise davon beizubringen."

„Vor allen Dingen erklären wir, daß gar nicht davon die Rede seyn kann, ob es ein Verbrechen gewesen sey, die oben entwickelten Grundsätze anzunehmen und zu befolgen; man braucht nur den Sinn des Worts Verbrechen aufzufassen, um zu fühlen, daß es nicht auf uns angewendet werden kann. Als unsere Souveräne ihre Unterthanen von dem ihnen und ihrer Familie geleisteten Treueide lossprachen, und ihnen riethen und befahlen, alles Blutvergießen zu vermeiden, die Unabhängigkeit und Integrität Spaniens jedem anderen Gute vorzuziehen, und sich aus vollem Herzen mit der neuen Dynastie zu vereinigen: da geschah dies gewiß nicht, um ihrer Treuherzigkeit eine Schlinge zu legen, und einen Theil der Nation durch die Unterwerfung unter ihre Befehle und durch die Zulassung einer neuen Ordnung der Dinge zu einem Verbrechen zu verführen. Alle waren unschuldig an dem Unglück, welches ihre Könige zwang, sich ihrer Autorität zu entäußern und eine Kette von Eiden zu zerreißen, die sie an ihre Unterthanen fesselte. Wie hätten sie also dadurch zu Verbrechern werden kön-

nen, daß sie jene Befehle voll Ergebung annahmen und ihr Betragen danach einrichteten? Wenn das Ganze dieser Erklärungen sie lossprícht: so kann man sie nicht schuldig finden, daß sie eine geheime, unter deren scheinbarem Sinn versteckte, Absicht nicht errathen haben. Hat man denn nicht begriffen, daß man dem König auf diese Weise die Absicht andichtet, Schuldige zu machen, um sie hinterher bestrafen zu können? und zwar solche, deren Vergehen einzig darin bestehen würde, denjenigen anerkannt und ihm gedient zu haben, zu dessen Gunsten er sie ihres Treuschwurs entbunden hatte? Ist dies nicht die abscheulichste Beleidigung, die man Seiner Majestät zufügen kann? Wie, die Räthe unseres Souveräns, die, seit seiner Rückkehr auf dem Thron, ihm Maßregeln der Strenge gegen Diejenigen angerathen haben, welche der vorigen Regierung gedient hatten, haben sich verblenden können gegen dies politische Blasphem, haben kein Bedenken getragen, es auszusprechen?"

„Andere haben, um eine Anklage gegen die Nicht-Begünstiger des Krieges zu begründen, sich an die gerechte Sache, welche von einem Theile der Nation vertheidigt worden ist, gewendet. Allein es ist nicht schwer, zu zeigen, daß dieses scheinbare Argument ungegründet ist. Denn wenn, ohne Rücksicht auf anderweitige Betrachtungen, Souveräne und Nationen sich so oft in den Krieg stürzen wollten, als sie von der Gerechtigkeit und dem reinsten Patriotismus dazu berechtigt sind: so würde die Welt nie in Frieden leben. Welcher König, welcher Staat hat nicht sehr gegründete, vielleicht sehr heilige, Rechte zu revindiziren? Allein

die Monarchen, wie die Völker, würden ihrem Untergange entgegengehen, wenn sie dies politische Princip zulassen wollten. Der Vortheil von beiden, folglich auch ihre Pflicht, verlangt, jeden Krieg zu vermeiden, wo ihr Recht nicht durch die Wahrscheinlichkeit des Erfolges oder wenigstens durch die Hoffnung eines den zu bestehenden Gefahren und darzubringenden Opfern angemessenen Resultats unterstützt ist. Dies ist so wahr, daß, wenn es möglich wäre, politische Resultate dem strengsten Calkul zu unterwerfen, man als Grundsatz aufstellen könnte: jeder Krieg, der, wenn gleich in sich selbst gerecht, mit der Gewißheit unternommen wird, daß man seine Lage dadurch verschlimmert, oder nicht erhält was man sich vorgesetzt hat, würde die allerungerechteste und allerungesellschaftlichste Handlung seyn. Dies rührt daher, daß die Rechte, welche die Regierungen sich gegenseitig streitig machen oder reclamiren, ihre Quelle in einer bloß conventionellen Gerechtigkeit haben, während die Natur selbst es allen politischen Gesellschaften zur heiligsten Pflicht macht, über ihre Erhaltung zu wachen. Da nun künftige Zufälligkeiten keiner strengen Demonstration unterworfen sind: so sind die Menschen genöthigt, sich nach Wahrscheinlichkeiten zu bestimmen und zu betragen, über welche man nie nach dem Erfolge urtheilen muß."

„Man beschuldige also Die, welche den Krieg vermeiden wollten, keinesweges, daß sie die Gerechtigkeit, welche zu Gunsten der entgegengesetzten Parthei kämpfte, verkannt oder unterdrückt hätten. Wer hat jemals

läugnen

läugnen wollen, daß die Junten und das Volk einen rechtmäßigen und ehrenwerthen Zweck verfolgten, und daß ihre Bemühungen, denselben zu erreichen, in heroischen Gesinnungen ihre Quelle hatten? Allein, wenn es wahr ist, daß, nach den Gesetzen des Krieges, der Staat, welcher an die Waffen appellirt, sich einer schrecklichen Alternative aussetzt: belasten sich alsdann Die, welche die Operationen leiten, nicht mit einer unermeßlichen Verantwortlichkeit, wenn sie, bei Erwägung der Wahrscheinlichkeiten, nur ein verderbliches Resultat ankündigen können? Und wie wenig hat daran gefehlt, daß der Ausgang dieses Kampfes nicht verderblich für Spanien geworden wäre? Doch heben wir diese Frage für einen späteren Zeitabschnitt auf, um den Begebenheiten nicht vorzugreifen. Es genüget uns, beweisen zu können, daß, in den vier ersten Jahren, selbst Diejenigen, welche das meiste Vertrauen zu den Nationalkräften hatten, nicht selten, wir wollen nicht sagen, jene heroische Standhaftigkeit und jenen edlen Enthusiasmus, welche zuletzt der Erfolg gekrönt hat, wohl aber die Hoffnung verloren, zu einem so glücklichen Resultat zu gelangen. Als, während dieser Zeit, alles uns bewies, daß unsere Macht in Verhältniß zu der Macht unseres Angreifers allzu schwach sey, und daß wir ihn nicht zur Zurückgabe unserer Souveräne würden zwingen können — mußte denn die Nation aufgeopfert werden? Die Geschichte bietet uns tausend Beispiele von Völkern dar, welche von einem ähnlichen Betragen keinen anderen Vortheil gezogen haben, als den Verlust ihrer Unabhängkeit. Wie oft sehen wir nicht, daß die folgenden Ge-

nerationen, als Quelle ihrer Glückseligkeit, eine Parthei ergreifen, welche ihre Altvordern hartnäckig verschmäht hatten? Fünf Jahrhunderte von Grausamkeiten, Nachübungen und Meineidigkeiten, welche die Unterdrücker und die Unterdrückten entehren, trennten Irland von England; und dennoch hat Irland das Unterpfand seines zukünftigen Glücks in einer Vereinigung gefunden, welche seine geographische Lage als unumgänglich darstellte. Die weisesten Nationen waren von jeher diejenigen, die, wenn sie ihre politische Existenz bedroht sahen, für die Erhaltung derselben Alles thaten. Norwegen hat davon neuerdings ein Beispiel gegeben. Der Wunsch, seine Verfassung und seine Unabhängigkeit, selbst unter den Befehlen eines neuen Souveräns, zu erhalten, hat es zur Niederlegung der Waffen bewogen, die es für die gerechteste und patriotischste Sache ergriffen hatte; bloß weil es erkannte, daß diese nicht ausreiche, um den Kräften Rußlands und Schwedens gewachsen zu seyn. Es ist also eben so sehr durch unwiderlegliche Argumente, wie durch historische Thatsachen erwiesen, daß es nicht genug sey, eine gerechte Sache zu haben, um dieselbe mit den Waffen in der Hand vertheidigen zu wollen, und daß die Nachtheile eines Krieges sich auf eine so deutliche und in die Augen fallende Weise darstellen können, daß es ein Dienst, nicht ein Verbrechen ist, eine Nation davor zu bewahren."

„Wir haben folglich gar nicht nöthig zu beweisen, daß wir kein Verbrechen begangen haben. Dies aber reicht nicht hin. Ehre und Sorge für unseren Ruf machen es uns zur Pflicht, den Hauptpunkt unserer Rechtfertigung

außer Angriff zu setzen. Wir müssen beweisen, daß, als die französischen Truppen im Herzen von Spanien waren, als unsere festen Plätze sich in ihrer Gewalt befanden, als wir die Macht des französischen Reichs durch jeden Continental-Krieg, durch jede bewaffnete Coalition immer mehr wachsen sahen — daß der unter diesen Umständen von uns gefaßte Entschluß gebieterisch vorgeschrieben war durch das Interesse der Nation, durch die Pflicht, ihre politische Unabhängigkeit zu erhalten, und die Gefahren zu entfernen, welche sie bedroheten: Gefahren, die um so mehr zu fürchten waren, je größer man sich den Ehrgeiz und die Verwegenheit des Mannes denkt, der damals an der Spitze des französischen Staates stand."

„Gerade aus diesem Gesichtspunkte hätte man immer das Verfahren Derer betrachten sollen, welche die neue Regierung anerkannten, und mit Aufrichtigkeit die Parthie ergriffen, die man ihnen in den Bayonner Verhandlungen als die einzige darstellte, wodurch man das Verderben des Vaterlandes abwenden könnte. Hat man, um den Enthusiasmus der Nation während des Krieges zu erhöhen, diesem Verfahren die allergehässigsten Benennungen beigelegt: warum sollte nicht wenigstens jetzt der Augenblick gekommen seyn, es unpartheiisch zu würdigen? Was kann für die Nation, was für den Souverän darbei herauskommen, daß man den Kampf der feindseligsten Leidenschaften fortsetzt und erhitzt? Bedarf denn seine Sache, die auf eine eben so glückliche als unerwartete Art triumphirt hat, einer so erbettelten Stütze? Wird die vom Himmel begünstigte Parthei an

ihrem Glanz verlieren, wenn wir beweisen, daß die, welche wir ergriffen, auf die politischen Regeln menschlichen Verfahrens gestützt war? Und wenn Europa sich laut für diese Wahrheit erklärt, wenn die Souveräne und Regierungen, welche so oft unter der Macht der Franzosen erlagen, sie anzuerkennen kein Bedenken tragen — wird Spanien sich dann allein weigern, sie anzunehmen oder sie sich beweisen zu lassen?"

„Wir sind freilich genöthigt, die Beweise beizubringen; aber die Begebenheiten, von welchen Spanien und das übrige Europa der Schauplatz gewesen, sind jetzt noch in so frischem Andenken, daß wir dem Leser die Langeweile einer allzu langgesponnenen Auseinandersetzung ersparen können."

„Den Etat unserer Kräfte haben wir bereits gegeben, und man hat diejenigen berechnen können, welche sich vereinigen ließen, um eine Armee zu bilden, die bei der Eröffnung des Feldzuges auf Vortheile zählen ließ. Alle Truppen waren in den, unbesetzt gebliebenen, Provinzen zerstreut, und selbst dann wenn die Nation ein Oberhaupt gehabt hätte, würde dieses nicht mehr als 40,000 Mann Fußvolk und 4- bis 5000 Pferde haben versammeln können, um die Feindseligkeiten zu beginnen. In dieser Truppenmasse würde sogar ein Theil derjenigen Truppen begriffen gewesen seyn, die sich in Portugal befanden. Die Vereinigung, auch wenn sie durch ein Oberhaupt betrieben worden wäre, würde immer Zeit gekostet haben; sie wurde aber unmöglich von dem Augenblick an, wo die ganze Souveränetät in eben so viel Bruchstücke zerfallen war, als es Provinzen gab. Jede

von diesen behielt zu ihrer Vertheidigung die auf ihrem Territorium befindlichen Truppen zurück: ein System, das, wäre es nicht durch die Schöpfung einer Central-Regierung modifizirt worden, die Eroberung noch mehr beschleunigt und erleichtert haben würde. Andalusien, diese am besten mit Truppen versehene Provinz, konnte, nach mehreren Monaten, Dank sey es der Thätigkeit der Junta von Sevilla, kaum eine Armee von 30,000 Mann aufbringen; und auch diese bestand zur Hälfte aus unbekleideten Rekruten und aus Offizieren, welche so eben erst in den Dienst getreten waren. Cadix war auf der ganzen Halbinsel der einzige haltbare Platz, und folglich der letzte Zufluchtsort für die Truppen, wenn sie das Feld nicht halten konnten. Allein Cadix vertheidigt, vermöge seiner Lage, kein Territorium, und kann also nur einen sehr beschränkten Operationsplan unterstützen. Coruña, Ferrol und Carthagena konnten Angriffen widerstehen, die zu Wasser gemacht wurden, nicht Angriffen von der Landseite. Alicante würde mit besserem Erfolge eine Belagerung aushalten; allein es vertheidigt, so wenig als Cadix, ein Territorium. Badajoz und Ciudad dienten nur zur Sicherung unserer Communikationen mit Portugal; und dieser Vortheil war damals in keinen Anschlag zu bringen, weil die Franzosen Herren von Lissabon und den vornehmsten Seehäfen waren, und die Portugiesen mit der Festsetzung einer französischen Regierung in ihrem Lande gar wohl zufrieden schienen. Nach Frankreich zu besaßen wir nur noch Jaca, Rosas und Girona, und dieser letzte Platz war für die Communikation der einzige wesentliche. Nur in Sevilla und Sara-

goza hatten wir Waffen und Munitions-Vorräthe; beide Städte aber waren offen und sehr unsicher, besonders die letztere, welche den Angriffen der Franzosen so sehr ausgesetzt war vermöge ihrer Lage an der Gränze."

„Darf man sich beim Anblick eines solchen Gemäldes darüber wundern, wenn die Meinung der Verständigsten schwankte und ihr Betragen unsicher war? Die allgemeine Abneigung vom Kriege drückte sich auf allen Gesichtern aus, und die Furcht, sich zu compromittiren, war so allgemein und so bezeichnend, daß nur eine sehr geringe Zahl von Männern anerkannten Verdienstes dem Verdacht entgehen konnte. Als die Leidenschaften einmal entfesselt waren, wurden Ermordungen zu Handlungen des reinsten Patriotismus gestempelt. Alle Behörden wurden abgesetzt, und die höchste Macht ging plötzlich in die Hände der Unerfahrensten über, von welchen einige durch bloßen Zufall, andere sogar gegen ihren Willen zur Ausübung von Amtsverrichtungen gelangten, die mit ihren Kenntnissen und mit ihrer früheren Profession in keiner Berührung standen. In der Berathschlagung wurde die Freiheit entweder null oder sehr prekär, weil Junten, welche ihre Vollmachten von dem souveränen Volk zu haben bekannten, ohne dessen Genehmigung sich zu nichts entschließen wollten. Endlich, wenn der Anschein unserer Hülfsquellen, deren Schwäche nicht ein Jeder zu beurtheilen verstand, die Einen in Zweifel, die Anderen in dem Glauben erhielt, daß man sich ohne Verwegenheit zum Kampfe rüsten könnte: so ist deshalb nicht minder wahr, daß Unordnung und Anarchie die Hoffnung um so mehr verschwin-

den machten, je weniger man ihnen eine Gränze setzen konnte. Glücklich Diejenigen, welche unter so gefährlichen Umständen nicht berufen waren, das Staatsschiff zu leiten, und ruhig das Ende des Sturms abwarten konnten! Wie sehr aber waren Die zu beklagen, welche durch ihr Amt verbunden waren, zu rathen und zu leiten, und von deren Beispiel und Betragen man annimmt, daß sie, als auf Grundsätze gestützt, Andern zur Regel dienen sollen!"

„Für uns war es eine Pflicht, die Dinge unpartheiisch anzuschauen, und nie gegen das Zeugniß unsers Gewissens zu handeln. Welche Meinung sollten wir uns von den wahrscheinlichen Resultaten des Krieges machen, der im Anzuge war? Wir konnten uns nur sagen: Eine Bevölkerung von 11 Millionen Seelen und eine Armee von 60,000 Mann, selbst wenn man sie durch neue Aushebungen auf das Vierfache bringt, können nicht lange einer Bevölkerung von 40 Millionen Seelen und einer Armee von 400,000 Mann widerstehen, welche, zusammengesetzt aus den besten Kriegern Europa's, von einem Chef angeführt wird, der gewohnt ist, den Sieg an seine Fahnen gebunden zu sehen. Die Begebenheiten haben unseren Glauben betrogen; aber man sage nur nicht, daß man damals, ohne göttliche Eingebung, die Resultate, die uns Lügen gestraft haben, habe vorhersagen können. Wir erinnern uns, daß man auf den wirklich großen Enthusiasmus, der sich der Nation bemächtigt hatte, als auf ein vorzügliches Mittel rechnete; aber man mußte vorhersehen, daß der spanische Krieg ein Ereigniß von der größten Wichtigkeit werden,

und daß der Erfolg von der Stellung abhangen würde, welche die übrigen Mächte des festen Landes in Hinsicht seiner nehmen konnten. Hatte man nun wohl Grund zu glauben, daß sie diesen Enthusiasmus theilen oder sich seiner mit Standhaftigkeit annehmen würden? Viele wagten, es zu hoffen; allein, ohne das Verdienst ihres Scharfblicks und noch weit weniger das ihrer Beständigkeit zu schmälern, wollen wir einmal untersuchen, welches damals die Lage der europäischen Mächte war, und in wiefern folglich jenes Vertrauen gegründet seyn konnte."

„Rußland hatte im Jahre 1807 den Frieden von Tilsit geschlossen. Als es nämlich sah, daß es sich vergeblich bemühete, Frankreichs Präponderanz auf dem Continent zu schwächen: zog es die Bande, welche es mit dem Kaiser vereinigten, noch enger zusammen, und erbot sich, seine Häfen den Engländern zu verschließen, und seine Marine und seinen Handel aufzuopfern. Es nahm einen entscheidenden Gang an, und machte sich fertig, in alle politische Absichten Frankreichs einzugehen, wie es später in der Zusammenkunft zu Erfurt wirklich geschah. Seit dem oben erwähnten Tractat befestigte sich die Allianz beider Reiche in einem so hohen Maaße, daß, selbst vor der Conferenz zu Erfurt im Oct. 1808, Rußland in seinem Unwillen über Englands Expedition gegen Copenhagen und die Wegnahme der Dänischen Flotte, alle Beziehungen mit dem Cabinet von St. James abbrach, und gegen Schweden erklärte, daß es dazu mitwirken sollte, den Engländern die Häfen des Baltischen Meeres zu verschließen. Was konnte

demnach Spanien von Rußland erwarten, als es so entgegengesetzte Interessen sich vereinigen und ein Reich, das, auf ein unermeßliches Territorium gestützt, ohne Fabriken und Manufakturen, die seine rohen Produkte verarbeiten könnten, besteht, seine Verhältnisse mit derjenigen Macht zerreißen sah, die seinen Ueberfluß allein verzehren konnte?"

„Oesterreich, geschwächt durch einen blutigen Krieg, umgeben von Staaten, die Frankreich ihre Existenz verdankten, und theils vermöge ihrer Lage, theils vermöge ihres Vortheils ihm allen Beistand zu leisten verpflichtet waren — Oesterreich ohne Finanzen, und ohne jenes öffentliche Vertrauen, das sie allein wieder herstellen kann, beobachtete sehr gewissenhaft den zu Presburg unterzeichneten Tractat, und konnte nicht brechen, ohne sich einem gänzlichen Verderben auszusetzen" *).

„Preußen, ohne Armee, ohne Festungen, ohne Geld, sah mit Ingrimm, wie Rußland sich durch den Frieden von Tilsit eines Theils seines Territoriums bemächtigte, während Frankreich es aussog und der größeren Hälfte seiner Staaten beraubte, und ihm nichts übrig ließ, als einen Schatten von Macht."

„Der Ueberrest von Deutschland, Holland, Italien, Dänemark und die Schweiz, waren mit französischen Truppen besetzt, oder so in das System des französischen Kaisers verwebt, daß sie, nicht damit zufrieden, seinen

*) Dies ist nicht genau. Oesterreich war gerade um diese Zeit in den stärksten Rüstungen begriffen, und der das folgende Jahr (1809) ausbrechende Krieg bewies, trotz allen Niederlagen, wie wenig es an seiner wahren Kraft eingebüßt hatte.

Befehlen zu gehorchen, sogar seinen Wünschen zuvorzukommen suchten."

„Schweden hatte sich geweigert, den Engländern die Häfen des Baltischen Meeres zu verschließen; aber, bedroht von Rußland, schien es zum Nachgeben bereit, wofern sich nur die französischen Truppen von seinen (pommerschen) Küsten entfernen wollten" *).

„Portugal, von seinen Souveränen, noch mehr von England verlassen, erlaubte den Franzosen die Besetzung seiner Festungen und selbst seiner Hauptstadt, ohne den mindesten Widerstand zu leisten; und was wohl bemerkt zu werden verdient, ist, daß die ersten feindlichen Truppen, welche in Lissabon einrückten, nicht 5000 Mann stark waren."

„Frankreich hatte in dieser Zeit alle Kennzeichen der Stärke und der Wohlfahrt. Mit jedem Jahre dehnten sich die Gränzen seines Gebiets weiter aus; zu gleicher Zeit sah man die Meinung, welche die übrigen Staaten von seiner unzerstörbaren Macht zu haben schienen, sich immer mehr befestigen. Wer ahnete damals wohl, daß Napoleon sein eigenes Werk zertrümmern würde? Selbst wenn er den Krieg auf mehrere hundert Meilen von seinem Reiche führte, und die Bevölkerung desselben zur Verstärkung seiner Armeen tyrannisch benutzte, selbst dann zeigte sich kein Symptom der Unruhe

*) Auch dies ist nicht genau. Der Krieg zwischen Rußland und Schweden war seit dem Jahre 1808 ausgebrochen, und Gustav der Vierte Adolph zeigte so wenig Nachgiebigkeit, daß sein Eigensinn die Ursache seines Falles wurde, welcher dem Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich voranging.

im Volke. Im Gegentheil, wenn der Enthusiasmus der Nation ihn nicht unterstützt hätte, wie hätte er wohl seine Soldaten für seine Entwürfe begeistern können? In seiner und seiner Armee Abwesenheit behielt die Nation die unterwürfige und ruhige Stellung, die sie in seiner Anwesenheit angenommen haben würde. Immer an der Spitze der Truppen, hatte er aus dem Kriege und dem Waffen-Metier einen Zweck geschaffen, welcher dem Ehrtrieb einer für den Militär-Ruhm leidenschaftlich eingenommenen Nation so schmeichelte, daß alle Klassen der Gesellschaft daran Theil nehmen wollten. Jeder Ruf erblaßte vor dem Militär-Ruhm; und die Palmen des Sieges, verbunden mit den Reizen einer glänzenden, der Tapferkeit und den Talenten immer offen stehenden Laufbahn, verschmolzen den Vortheil der Armee mit dem des Souveräns."

„Das hier entworfene Gemälde von Europa's Politik um diese Zeit ist in seinen einzelnen Zügen so wenig übertrieben, daß es nur ein sehr schwaches Bild von der relativen Macht, von dem Einflusse und dem Uebergewichte gewährt, welche Frankreich gewonnen hatte. Vernehmen wir über diesen Gegenstand das Zeugniß Großbritanniens. Sein eigener Souverän gesteht bei Eröffnung des Parliaments im Jahre 1808, daß Frankreichs Macht ihm nach dem Frieden von Tilsit um so furchtbarer scheine, weil er nicht daran zweifelt: „Napoleon beabsichtige eine allgemeine Verbindung der Staaten des festen Landes, um England zu einem schimpflichen Frieden von kurzer Dauer zu nöthigen." Er fügt hinzu: „daß, um solchen Gefahren zu begeg-

nen, England sich der Eskadren Dänemarks und Portugals bemächtigt habe.“ Er kündigt endlich an, „daß die Minister Oesterreichs, Rußlands und Preußens London verlassen haben; daß das Haus Braganza in Amerika einen Zuwachs an Territorium für seine Verluste in Portugal erhalten werde; und zuletzt, daß es England durch den Bruch des Tractats von Amiens gelungen sey, Frankreichs Handel durch den Verlust und die Zerstörung von St. Domingo einen Ausfall von 100 Millionen Franken zuzufügen.“

„Aus dieser Rede sieht man klar, daß die englische Regierung nicht wußte, ob es möglich seyn werde, dem Hause Braganza Portugal zurückzugeben, und daß ihr Verfahren gegen Dänemark und den Handel von St. Domingo eine Maßregel war, zu welcher sie sich in ihrer verzweifelten Lage genöthigt sah. Es läßt sich daraus nichts weiter folgern, als daß die heftigsten Repressalien und die Vernichtung von Privat-Eigenthum die einzigen Mittel waren, welche ihr für die Erhaltung ihrer Existenz übrig blieben, und daß sie künftige Ereignisse, welche sie nicht vorhersagen konnte, über das Schicksal von Europa und die Ruhe der Völker entscheiden ließ.“

„Nach diesem Uebergewicht von Macht und Einfluß, das Frankreich erworben hatte; nach diesen friedlichen Gesinnungen der übrigen Mächte des Continents in Hinsicht desselben; nach dieser peinlichen Lage, worin sich England, seinem eigenen Geständnisse zufolge, befand: kurz nach dem Zustande Europa's im Jahre 1803 (nicht nach dem des Jahres 1814) muß man von dem urthei-

len, was Spanien bevorstand, wenn es gegen Frankreich in die Schranken trat. Azanza und O-Farril würden geglaubt haben, die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes in Gefahr zu setzen und dasselbe an den Abgrund des Verderbens zu führen, wenn sie dahin gewirkt hätten, es in einen Kampf zu verwickeln, welcher für die mächtigsten Staaten fruchtlos und selbst nachtheilig geworden war. Welcher umsichtige Staatsmann hätte, nach solchen Erfahrungen, einen anderen Entschluß gefaßt? Wer hätte sich überhaupt zu etwas entschlossen, ohne vorher die öffentliche Meinung von Europa befragt zu haben? Und konnte diese Meinung ausgesprochener, offenkundiger seyn, als sie es war? Bekennen wir also, daß nur die Ungerechtigkeit uns des Leichtsinns und der Verwegenheit beschuldigen, und dem, wahrlich nicht geringen Theile der Nation, der, in den verschiedenen Epochen dieses Krieges, weil er die Unmöglichkeit eines glücklichen Erfolges eingesehen zu haben glaubte, lieber einen constitutionellen König annehmen als Spanien unter seinen Trümmern begraben sehen wollte, den Prozeß machen kann" *).

„Uns scheint, man könne hierauf nichts weiter antworten, als daß Resultate, welche damals unwahrscheinlich schienen, Statt gefunden haben; daß das fran-

*) Dies wirft freilich nicht das vortheilhafteste Licht auf Don Pedro de Cevallos, welcher, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, hierüber am ruhigsten hätte entscheiden sollen; allein gerade gegen ihn scheinen auch die Klagen der Exulanten gerichtet zu seyn, und übrigens weiß Europa, was es von der Weisheit dieses Ministers zu glauben hat.

zösische Reich verschwunden ist, wie ein Traumgesicht; und daß ein einziges Jahr hinreichte, jenes unermeßliche Uebergewicht, dessen Erwerbung zehn Jahre gekostet hatte, in ein Nichts aufzulösen. Allein ändert dies das Allermindeste an den Erfahrungen, die uns bestimmen mußten? Folgt daraus, daß die kolossale Macht nicht mehr existirt, sie habe nicht existirt; oder es sey möglich gewesen, ihren Lauf zu hemmen, oder ihr ohne große Gefahr zu widerstehen? Wer trägt Bedenken, einzugestehen, daß Napoleon sein Werk consolidiren und Frankreichs Uebergewicht sichern konnte, wenn er auf der gefährlichen Bahn des Ehrgeizes sich hätte beherrschen können? *) Und wenn eine Macht, wie die des französischen Reichs zertrümmert werden konnte, welcher Staat wird künftig seinen Bundesgenossen eine hinlängliche Garantie geben? Wenn wir sagen: die Macht Frankreichs war unwiderstehlich, so verlangen wir dadurch nicht die Möglichkeit ihres Verfalls auszuschließen; allein wir erinnern daran, daß England, nach dem Ein-

*) Da, da liegt es! Würde Napoleon gewesen seyn, was er war, wenn er einer solchen Selbstbeherrschung fähig gewesen wäre? Man darf sogar fragen: ob es ihm erlaubt war, seinem Ehrgeize Schranken zu setzen? Ein Monarch, der in den Herzen seiner Unterthanen keine Wurzeln treiben kann — und in diesem Fall befindet sich Jeder, der den Anfang einer neuen Dynastie bildet — ein solcher Monarch ist durch das Verhältniß zu seinen Unterthanen genöthigt, von einer Unternehmung rastlos zur andern überzugehen, ohne sich irgend ein Ziel stecken zu können. Mehr als jemals ist dies in unsern Zeiten der Fall in Europa gewesen; und hierin liegt das Gefährliche des Dynastieen-Wechsels.

Anm. des Herausg.

geständniß seiner eigenen Regierung, noch mehr als jenes, von dieser Katastrophe bedroht war."

„Was bisher zur Rechtfertigung unseres politischen Betragens vom ersten Anfange der Revolution an gesagt worden ist, wird hinreichen, um uns bei unpartheiischen Männern wenigstens das Zeugniß zuzuwenden, daß wir mit Ueberlegung und Ernst zu Werke gegangen sind. Die Grundsätze, welche uns gleich Anfangs leiteten, sind uns immer eigen geblieben; die Erfahrung bestärkte uns täglich in der Meinung, die wir einmal gefaßt hatten, und die Resultate kamen der Ueberzeugung, welche in uns wirkte, so zu Hülfe, daß wir ausführlicher davon handeln müssen. Wer möchte läugnen, daß die Folge dieses Krieges, einen langen Zeitraum hindurch, die Befürchtungen gerechtfertigt hat, welche wir in Hinsicht seines Ausgangs unterhielten? Wir werden also dem Leser das Ergebniß der Versuche, welche, seit dem Anfange der Feindseligkeiten, zum Widerstande gemacht wurden, vor Augen legen, nicht als Geschichtschreiber, sondern als Solche, welche eine Reihe von Thatsachen schnell durchlaufen, um den Abgrund zu zeigen, wo Spanien nur durch ein Wunder gerettet werden konnte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von la belle Alliance, beschrieben von einem Augenzeugen in der Französischen Armee.

(Beschluß.)

Inzwischen war das Uebel nicht so groß, als man Anfangs geglaubt hatte; wenigstens wurde es bald wieder gut gemacht. Die Küraſſier-Diviſion des Generals Rouſſel warf ſich den Engländern entgegen, und richtete die Flüchtlinge durch ihre bloße Gegenwart auf. Sie hatte nicht einmal nöthig, den Angriff zu machen, indem die Infanterie ſich zur Wiederherſtellung des Kampfes entſchloß. Zurückgeführt auf die Höhen von Frasnes, ſetzte ſie ſich daſelbſt aufs Neue feſt, und ſchlug ſich von jetzt an nur um dieſen Poſten. Auch im Rücken der Armee ſtellte ſich nach und nach die Ordnung wieder her, und ſelbſt die Flüchtlinge ſtanden, als ſie ſich nicht verfolgt ſahen. Indeß war das, vom linken Flügel getrennte, erſte Armee-Corps unnütz geweſen; denn, als es bei St. Amand ankam, war dies Dorf bereits genommen. Es erhielt den Befehl, in die Stellung zurückzugehen, die es verlaſſen hatte; und indem es ſo, das Gewehr im Arm, das Schlachtfeld von der linken zur rechten, und von der rechten zur linken durchlief, wurde es auf keinem Punkte gebraucht.

Auf

Auf der ganzen Linie dauerte das Feuer mit der größten Lebhaftigkeit fort; besonders nach Ligny hin, wo die meisten Kräfte vereinigt waren und die größten Anstrengungen gemacht wurden. Die Kanonade schwieg keinen Augenblick, und die französische Artillerie richtete eine große Niederlage in den preußischen Kolonnen an, welche in Masse auf den Hügeln aufgestellt waren und einen nicht zu verfehlenden Gegenstand darboten. Unsere Truppen, in den Krümmungen des Erdreichs versteckt, waren den Wirkungen des preußischen Geschützes bei weitem weniger ausgesetzt, wiewohl es dem französischen mit großer Beharrlichkeit antwortete. Erst gegen 7 Uhr Abends waren wir Herren der Dörfer. Aber die Preußen behaupteten noch immer ihre Stellungen hinter dem Hohlweg. Jetzt nun führte Buonaparte, der vom ersten Beginn der Schlacht an so manövrirt hatte, daß er im Stande war, überwiegende Kräfte zur gehörigen Zeit jenseit des Hohlweges zu versetzen, seine Garde und seine ganze Reserve auf das Dorf Ligny. Diese kühne Bewegung, welche durch das, was zur linken vorgegangen war, verspätet werden mußte, hatte keinen anderen Zweck, als von dem Ueberrest des preußischen Heeres den rechten Flügel, der sich hinter St. Amand befand, zu trennen, und ihm den Rückzug auf Namur abzuschneiden.

Die ganze Garde, unterstützt von einer zahlreichen Reiterei und einer furchtbaren Artillerie, setzte sich schnell in Bewegung, durchlief das Dorf, und warf sich in den Hohlweg, den sie mitten unter einem Hagel von Kugeln und Kartätschen zurücklegte. Das Feuer, das einen

Augenblick nachgelassen zu haben schien, hob mit unerhörter Gewalt aufs Neue an, und ein scheuslicher Kampf entwickelte sich, als die Garde, nachdem sie aus dem Hohlweg gekommen war, die preußischen Vierecke mit dem Bajonet angriff. Diese widerstanden dem Stoße mit seltener Entschlossenheit. Indeß vermochte nichts, den Ungestüm der französischen Grenadiere abzuwehren, welche sich überall durch ein schreckliches Gemetzel den Weg bahnten. Indem auf beiden Seiten zu gleicher Zeit Cavallerie-Angriffe gemacht wurden, ward das Handgemenge noch furchtbarer. Endlich, nach dem hartnäckigsten Widerstande und der entschlossensten Vertheidigung, überließen die Preußen das mit Todten, Verwundeten, Gefangenen, und einigen Feuerschlünden bedeckte Schlachtfeld; die französische Garde nahm Besitz von den Höhen, und die Reiterei begann die Verfolgung.

Während nun dies bei Ligny geschah, suchte das dritte Armee-Corps den rechten preußischen Flügel zu beschäftigen, damit er nicht auf eine Bewegung achten möchte, deren Zweck kein anderer war, als ihn zu überflügeln. Doch die Falle, in welcher er gefangen werden sollte, war nicht fein genug angelegt. Er richtete sich auf seinem Rückzuge nach den Bewegungen der Haupt-Armee, welche auf allen Punkten zu einer und derselben Zeit angefangen wurden. Von jetzt an schlug sich diese Armee nur noch, um ihren Rückzug zu decken, welcher in bewundernswürdiger Ordnung auf Gembloux und Namur ging. Zwar wollten die Franzosen ihre Vortheile verfolgen; aber Nacht und Ermüdung verhinderten sie daran. Sie begnügten sich damit, die sämmt-

lichen Stellungen des Feindes einzunehmen, und von 10 Uhr an schwieg das Feuer auf der ganzen Linie, und die Armee bezog ihre Freilager. Ueber das Gefecht bei Ligny gab es mehrere Sagen, welche nicht sogleich ergründet wurden. Dahin gehörte: die Vernichtung der ganzen preußischen Armee, von welcher 25,000 Mann auf dem Schlachtfelde geblieben, und eben so viele gefangen seyn sollten. Dahin gehörte ferner: daß Marschall Blücher geblieben, und seine Armee so zerstreut sey, daß Marschall Grouchy melde, er raffe mehr Gefangene, Kanonen und Bespannungen auf, als er haben wolle. Das Wahre von der Sache war, daß, gleich zu Anfang des Rückzuges, jenem Marschall ein Pferd unter dem Leibe getödtet wurde, und daß er unter demselben liegen blieb, bis die preußische Reiterei die französische, welche über ihn weggegangen war, zurückgetrieben hatte. Wahr ist außerdem, daß die Franzosen die Stellungen der Preußen einnahmen, und daß diese sehr viel gelitten hatten: allein, wie groß ihr Verlust war, hat man nie erfahren; und daß er nicht so beträchtlich war, als man ihn gern gesehen hätte, geht daraus hervor, daß in den Armee-Befehlen die Sache nicht weiter zur Sprache gebracht wurde. Allerdings war das Schlachtfeld mit Todten bedeckt; aber, mit Ausnahme der Schwerverwundeten, hatte man wenig Gefangene gemacht.

Auch auf dem linken Flügel, wo das Gefecht, wenn gleich ohne Erbitterung, sehr lebhaft gewesen war, hatten die Engländer sehr viel Menschen verloren. Indeß hatten die streitenden Partheien sich in den Stellungen behauptet, die sie gleich zu Anfang inne gehabt hatten.

Man kündigte hier den Tod des Herzogs von Braunschweig und den des englischen Generals Hill an. Jener war in dem Feuer geblieben, das von der Division ausging, an deren Spitze Hieronymus Buonaparte stand; und dies gab den französischen Generalen Gelegenheit, dem Ex-König von Westphalen ihren Hof zu machen: sie bemerkten nämlich, daß der unglückliche Herzog, in einen verderblichen Kampf mit dem Eroberer seiner Staaten verwickelt, von dessen Hand zu sterben bestimmt gewesen sey; woraus denn, wie von selbst, folgte, daß Hieronymus noch einmal nach Westphalen zurückkehren könnte. Auch von diesem sagte man, daß eine Kugel ihn getroffen habe; doch war dies wohl eine von denjenigen Kugeln, an welchen es niemals fehlt, wenn man den Werth gewisser Personen erhöhen will. Uebrigens beklagte man sich auf dem linken Flügel über den Angriff der Küraſſiere, denen man es zum Vorwurf machte, daß sie den Feind nicht ernstlich angefallen hätten. Dies schrieb man einer Verrätherei zu; und nachdem sich diese Idee einmal der Köpfe bemächtigt hatte, nannte man mehrere Generale, welche es nicht ehrlich meinten, unter ihnen den General Bourmont.

Obgleich die Schlacht von Ligny, mit welcher man die von Quatre-Bras in Verbindung setzen muß, wie blutig sie auch gewesen war, keins von den Resultaten gegeben hatte, die einen großen Sieg bezeichnen: so betrachtete man sie doch als von der größten Wichtigkeit für die bevorstehenden Ereigniſſe des Feldzugs. Im allgemeinsten Einverständnisse behauptete man: Buonaparte habe sein Ziel erreicht; und nachdem er die bei-

den combinirten Armeen von einander getrennt habe, sey aller Zusammenhang zwischen ihnen aufgehoben. Dieser Vortheil, meinte man, sey um so größer, weil selbst das kleinste Corps ausreichte, die geschlagenen Preußen zu beobachten und zu verfolgen, und weil nun die ganze französische Armee sich auf die englische werfen könne. Und wirklich marschirte Buonaparte den 17ten mit Tages Anbruch, nachdem er das dritte und vierte Corps mit der Cavallerie des Generals Pajol, unter den Befehlen des Marschalls Grouchy, zur Verfolgung und Beobachtung der Preußen zurückgelassen hatte, mit seinen Reserven und dem sechsten Corps nach Quatre-Bras.

Die Engländer schienen sich noch in der Stellung des vorigen Tages zu befinden. Während nun Buonaparte sie recognoscirte, blieb die französische Armee bis gegen 11 Uhr Vormittags ruhig, um die Truppen des rechten Flügels zu erwarten, denen man, so wie sie ankamen, ihre Plätze anwies. Es regnete stromweise, und die Queerwege, welche schon früher vom Regen aufgelöst waren, wurden für das Geschütz immer unzugänglicher. Alle Anstalten zum Angriff waren getroffen, und die vereinigten Massen der Franzosen bewegten sich in Linie auf den Höhen von Frasnes, als man bemerkte, daß die Engländer auf eine Weise manövrirt hatten, welche uns ihren Rückzug verbarg. Unstreitig hatten sie sich dazu auf die Nachrichten entschlossen, welche ihnen von dem Ausgange der Schlacht bei Ligny zugekommen waren; und so wie wir den Morgen angewendet hatten, unsere Streitkräfte zu conzentriren, so hatten sie einen guten Theil der Nacht auf den Rückzug verwendet.

Kurz: die Truppen, welche man auf den Höhen, beim Eingang in das Gehölz und auf der Straße entdeckte, waren nur ein starker Nachtrab, bestimmt, den Rückzug zu decken. Sie folgten, sobald dieser bewirkt war. Buonaparte setzte sich mit der Reiterei sogleich zu ihrer Verfolgung in Marsch, und die ganze Armee beschleunigte ihren Zug nach Brüssel.

Während dieses äußerst schnellen Marsches, war die Hitze der Truppen unglaublich: sie sahen in dem geschickten und vollkommen gut durchgeführten Rückzug der Engländer, nur eine Auflösung, die sich mit einer Einschiffung endigen würde. Schon wähnte man, sie würden nicht mehr Stand halten; und, nachdem sie von den Verbündeten getrennt waren, uns Brüssel preis geben, um desto schneller ihre Schiffe zu erreichen. Die Artillerie, das Fuhrwesen und die Infanterie der französischen Armee wälzten sich auf schmutzigen Wegen so eilig fort, als es immer möglich war, während die Reiterei zur Seite durch Erndten zog, die sie in Misthaufen verwandelten; denn die Pferde sanken oft bis an den Leib in den aufgelösten schwarzen Boden, und hatten die größte Mühe vorwärts zu kommen, oder sich herauszuarbeiten. Von einem Ort zum andern stieß man auf verlassene Pulverwagen und anderes Fuhrwesen, dessen Räder gebrochen waren. Man ging über das Schlachtfeld von Quatre-Bras, welches mit Todten und Trümmern bedeckt war, und man fand unter den ersteren viele Franzosen, welche nicht fortgebracht waren. Es ließ sich sogar beurtheilen, in welchem Grade das Gefecht für beide Theile mörderisch gewesen war; allem Anschein nach hatten die

Engländer mehr Leute verloren als wir: besonders waren die Vergebenen, welche das Gehölz von der Straße trenneten, und der Saum des Waldes, mit Leichnamen bedeckt, die man ohne Mühe für Schottländer erkannte, und die von unseren Truppen Ohnehosen genannt wurden, weil ihre National-Tracht die Entblößung des Kniees mit sich bringt.

Buonaparte verfolgte die Engländer mit seinem Vortrabe bis zum Einbruch der Nacht, wo er am Eingange des Waldes von Soignes stehen blieb; denn hier setzten sie ihm einen Widerstand entgegen, den er an demselben Tage zu überwältigen verzweifelte. Nachdem er sie so lange beschossen und geneckt hatte, als der Tag es ihm erlaubte, ließ er seine Truppen eine Stellung nehmen, und schlug sein Hauptquartier auf dem Pachthofe von Caillou, in der Nähe von Planchenois, auf. Die Hauptmassen der Armee lagerten sich bei Genappe und in der Umgegend dieser kleinen Stadt. Die Nacht war abscheulich: ein anhaltender Regen, der sich stromweise ergoß, war den Truppen höchstbeschwerlich, die, indem sie in Koth und in nassen Erndten freilagerten, keine Zeit hatten, sich ein Obdach zu verschaffen. Freilich war diese Nacht noch weit schrecklicher für die Bewohner dieser Gegend, welche, von allen Seiten angefallen, ihre Häuser den Zerstörungen überließen, und nicht wußten, ob sie es mit Tartaren oder Franzosen zu thun hatten.

Allgemein war die Meinung, daß die Engländer während der Nacht ihren Rückzug fortsetzen würden, und Niemand ließ sich einfallen, daß er am folgenden Tage nicht nach Brüssel gelangen sollte. Man dachte sich also

den Feldzug als beendigt; denn schon glaubte man sich im Besitz jener Stadt, und eine zweite Voraussetzung war, daß Marschall Grouchy gleichzeitig in Lüttich anlangen werde. Einige sogenannte Ausreißer, welche schwerlich etwas anders als Spione waren, versicherten: daß die Belgische Armee, um zu uns überzugehen, nur den Anfang des Gefechtes erwarte; daß die Verbündeten davon unterrichtet wären; und daß man eben deswegen diese Armee immer rückwärts halte. Seit dem Anfange der Feindseligkeiten, fügten sie hinzu, hätte man die größte Mühe gehabt, sie in Zaum zu halten; aber, welche Vorsicht man auch anwenden möchte, immer würde sie unvermuthet über die Preußen herfallen, gegen welche sie mit unversöhnlichem Hasse erfüllt wäre.

Wie es sich damit auch verhalten mochte: mit Tages Anbruch trat die Armee unter die Waffen, nicht wenig darüber erstaunt, daß die Engländer nicht bloß alle ihre Stellungen beibehalten hatten, sondern auch zur Vertheidigung derselben entschlossen schienen. Buonaparte, der die ganze Nacht hindurch befürchtet hatte, daß sie ihm entwischen könnten, war bei seinem Erwachen sehr vergnügt darüber, daß er sie noch vorfand, und beim Recognosciren sagte er freudig zu einigen Personen von seiner Umgebung: „So hab' ich sie denn endlich, die Engländer!" Ohne sich um noch etwas mehr zu bekümmern, beschleunigte er mit der ihm eigenen Ungeduld den Marsch der zurückgebliebenen Colonnen: und ohne alle weitere Erkundigung; ohne weder die Stellung, noch die Stärke des Feindes zu kennen; ohne die Ueberzeugung zu haben, daß die preußische Ar-

mee von dem Marschall Grouchy gezügelt werde, beschloß er auf der Stelle den Angriff.

Die französische Armee, welche, mit Inbegriff der Garde, aus vier Infanterie- und drei Cavallerie-Corps bestand, bildete eine Masse von 120,000 Streitern, und war, gegen 10 Uhr, auf Höhen versammelt, welche den, von den Engländern besetzten, parallel liefen. Die englische Armee stand nämlich auf den Bergebenen, welche vor dem Walde von Soignes liegen, und stützte sich an diesen. Nach dem Mittelpunkte zu, rückwärts von dem Dorfe Mont-St. Jean, erblickte man starke Infanterie-Massen, welche eine geräumige Bergebene bekränzten, vor welcher, nach der frisch aufgeworfenen Erde, die man sehr deutlich unterschieb, zu schließen, Schanzen aufgeworfen waren. Die Bergebene selbst verlängerte sich, längs dem Rande des Waldes, an ihrer Breite verlierend, und war mit Batterieen besetzt. Der rechte Flügel der englischen Armee stützte sich an das Dorf Merke-Braine, vor sich den Pachthof Hougoumont, welcher mit einem von vielen Vertiefungen durchschnittenen Gehölz umgeben war; der linke dehnte sich bis nach Wavres aus, und war gleichmäßig durch einen Hohlweg und durch den Pachthof Haye-Sainte gedeckt. Im Großen genommen, sah man, abgerechnet jene Bergebene, die man als den Mittelpunkt der englischen Armee betrachtete, wenig Truppen; aber hätte man nicht, wie der Erfolg es hinterher zeigte, annehmen sollen, daß sie in der Höhlung, welche die Bergebene von dem Walde trennte, und in dem Walde selbst verborgen wären? Wellingtons Hauptquartier befand sich zu Waterloo hinter seinen Linien, die,

wie man gesehen hat, so angelegt waren, daß sie die Straßen von Brüssel und Nivelles überreichten.

Kaum waren die französischen Truppen vereinigt, als Buonaparte, der sich, in sehr geringer Entfernung von dem Pachthofe, auf welchem er geschlafen hatte, zur Rechten der Straße auf einen Hügel begab, von dem sich alle Bewegungen übersehen ließen — als, sag' ich, Buonaparte den Befehl ertheilte, daß das Feuer anfangen sollte. Abgesondert und mit verschränkten Armen ging er auf und nieder, in einer geringen Entfernung von seinem Generalstabe, der sich hinter ihm aufgestellt hatte. Die Witterung war stürmisch. Es regnete von Zeit zu Zeit, wiewohl nur schwach, und dies Wetter hielt den ganzen Tag an.

Das zweite Corps wurde auf den linken Flügel gestellt, und marschirte gegen den Pachthof von Hougoumont. Das erste stützte seinen linken Flügel an die Straße und ging auf den Mittelpunkt los. Das sechste bildete den rechten Flügel. Auf Anhöhen stand die Garde in Reserve. Die Reiterei war über verschiedene Punkte vertheilt; aber die stärksten Colonnen dieser Waffenart besetzten die beiden Flügel, besonders den rechten. Gegen Mittag fielen die Kanonenschüsse, wodurch das Zeichen zum Angriff gegeben wurde. Scharfschützen wanden sich los, um das Gefecht zu beginnen. Sehr lebhaft griff der linke Flügel den Pachthof Hougoumont an, dessen Gebäude mit Schützen besetzt waren, die ihn aufs hartnäckigste vertheidigten. Bataillone und Schwadrone stürmten zu gleicher Zeit auf die hinter diesem Pachthof aufgestellten Massen, die sich fortdauernd ver-

stärkten. Nach einem einstündigen Kampfe schienen sich die Engländer ein wenig zurückzuziehen. Die französische Armee rückte vor, die Artillerie voran. Bald darauf verkündigte man, daß starke Massen mit gefälltem Bajonet auf Mont-St. Jean losgehen, und daß die Reiterei der Flügel vorbrechen und die brittische Artillerie angreifen würden, welche nur schwach unterstützt schiene. Mit Ungeduld erwartete man diese große Bewegung, an deren Gelingen man gar nicht zweifelte. Doch sie wurde verzögert durch die Anstrengungen, welche die Engländer machten, um sich im Besitz der Dörfer zu behaupten, die ihre Flügel deckten. Unaufhörlich entsandten sie nach Hougoumont und la Haye-Sainte Bataillone, welche zwar von unserer Reiterei mehrere Male zerstreut wurden; doch nicht so, daß diese Dörfer ihre Vertheidigung eingestellt hätten. Voll Ungeduld darüber, daß man die Truppen, welche Hougoumont vertheidigten, nicht vertreiben konnte, steckte man endlich dies Dorf in Brand; und gleichzeitig schickte man gegen la Haye-Sainte überlegene Kräfte, die sich nach einem sehr langen und blutigen Kampfe auch dieses Dorfes bemächtigten. Auf allen Punkten stritt man gegeneinander mit gleichem Muth, und das Geschütz verursachte schreckliche Niederlagen.

Nachdem nun die Stützpunkte der beiden englischen Flügel genommen waren, ging die französische Armee durch den Hohlweg, und näherte sich Stellungen, welche eine Fluth von Kartätschen und Kugeln auf dieselbe strömten. Die anbefohlenen Angriffe wurden zur Ausführung gebracht. Eine erste, sehr furchtbare, Angriffs-

Colonne näherte sich dem Dorfe Mont-St. Jean, wo sogleich das schrecklichste Feuer anhob. Zu gleicher Zeit stürzte sich die französische Reiterei auf die Bergebenen, um das Geschütz zu nehmen; allein sie wurde von der feindlichen Reiterei angefallen, welche in Masse aus den Krümmungen vordrang, die sie versteckt gehalten hatten. Es folgte Angriff auf Angriff, ohne daß sich daraus noch mehr ergeben hätte, als ein scheusliches Gemetzel. Indeß stand der Kampf: man wich weder von der einen, noch von der anderen Seite; neue Colonnen eilten herbei, die Angriffe zu erneuern; dreimal war die Stellung im Begriff, von den Franzosen überwältigt zu werden; dreimal fühlten diese sich, nach Wundern von Tapferkeit, gehemmt.

Von jetzt an stutzte die französische Armee. Eine lebhafte Unruhe bemächtigte sich ihrer. Zerschossene Batterieen zogen sich zurück; zahlreiche Verwundete verließen die Reihen und verbreiteten Bestürzung über den Ausgang der Schlacht; ein tiefes Schweigen trat an die Stelle des Freudengeschreies, womit der französische Soldat dem Sieg entgegen zu gehen pflegt. Mit Ausnahme der Garde-Infanterie sah man alle Truppen im Gefecht und dem mörderischsten Feuer ausgesetzt. Der Kampf dauerte mit gleicher Heftigkeit fort, und noch immer zeigte sich kein Resultat.

Es war 7 Uhr Abends. Buonaparte, welcher bis jetzt auf dem Hügel geblieben war, von welchem aus sich alle Bewegungen der Armee übersehen ließen — Buonaparte betrachtete mit grimmvollem Blicke das scheusliche Schauspiel dieses Schlachtens. Je mehr die

Hinderniſſe ſich vervielfältigten, deſto heftiger wurde ſein Eigenſinn. Aufgebracht über die unvorhergeſehenen Schwierigkeiten, auf welche er ſtieß, trug er kein Bedenken, eine Armee, deren Vertrauen zu ihm gränzenlos war, in die größte Gefahr zu ſtürzen. Er entſandte immer neue Truppen, und verband damit den Befehl, daß man vorrücken, mit dem Bajonet angreifen, wegnehmen ſollte. Mehr als einmal ließ man ihm ſagen, die Sache ſtehe ſchlimm, und die Truppen verlören den Muth. Vorwärts, vorwärts! war ſeine Antwort. Ein General ließ ihm ſagen, er befände ſich in einer Lage, worin er nicht länger ausdauern könnte, weil eine Batterie ihn zerſchmettre; er fragte zugleich: was er thun ſollte, um ſich dem mörderiſchen Feuer dieſer Batterie zu entziehen? „Sich ihrer bemächtigen!" war die Antwort; und ſo wendete Buonaparte dem Adjutanten den Rücken zu. Es wurde ein verwundeter engliſcher Offizier als Gefangener eingebracht: von ihm wollte er erfahren, wie ſtark die brittiſche Armee ſey. Die Antwort war: „ſie ſey ſehr zahlreich, und habe ſo eben eine Verſtärkung von 60,000 Mann erhalten." „Deſto beſſer, ſagte Buonaparte; je mehr ihrer ſind, deſto mehr werden wir ſchlagen." Er ſchickte mehrere Stafetten mit Berichten ab, die er einem Sekretär dictirte, und wiederholte immer voll Zerſtreuung: „Er vergeſſe nicht, allenthalben zu ſagen, daß der Sieg mein iſt."

Gerade um dieſe Zeit und gerade in dem Augenblick, wo alle Bemühungen ſich fruchtlos zeigten, meldete man ihm, daß preußiſche Colonnen in unſere rechte Seite drängen und unſeren Rücken bedroheten. Aber er

wollte dieser Nachricht keinen Glauben schenken, und antwortete mehr als einmal: „man habe schlecht beobachtet, und diese vorgeblichen Preußen wären nichts weiter, als das Corps des Marschalls Grouchy.“ Indeß mußte er sich an die Evidenz ergeben und die Wahrheit der Benachrichtigung anerkennen, als diese Colonnen unseren rechten Flügel lebhaft angriffen. Ein Theil des sechsten Corps wurde entsendet, um den neuen Anfall auszuhalten. Dabei rechnete man auf die nahe Ankunft der Division des Marschalls Grouchy. In der Armee verbreitete sich sogar das Gerücht: sie sey schon angelangt und stände in der Linie.

Es geht aus den Berichten hervor, daß ein Theil der Blücherschen Armee, die sich, nach der Schlacht am 16ten, in der Umgegend von Wavres concentrirt hatte, so glücklich gewesen war, seinen Marsch der Kenntniß des Marschalls Grouchy zu entziehen, und daß er, verstärkt durch das vierte preußische Armee-Corps, welches General Bülow commandirte, sich in aller Eile der englischen Linie genähert hatte, um Lord Wellington zu unterstützen. Die Lage der französischen Armee war also höchst gefährlich geworden. Doch Buonaparte, ohne an seinem Entschlusse das Mindeste zu verändern, glaubte bloß, der Augenblick sey da, die Schlacht zu entscheiden. Er bildete also eine vierte Angriffs-Colonne, welche beinahe aus lauter Garde bestand, und zog sich im Geschwindschritt nach Mont-St. Jean, indem er nach allen Punkten den Befehl ergehen ließ, daß man diese Bewegung, von welcher der Sieg abhange, unterstützen solle. Die alten Krieger faßten die Vergebene mit der vollen

Unerschrockenheit, die sich von ihnen erwarten ließ; und die ganze Armee schöpfte so viel frischen Muth, daß das Gefecht sich auf der ganzen Linie erneuerte. Die Garde griff verschiedene Male an; aber ihre Anstrengungen waren vergeblich. Niedergeschmettert von einer Artillerie, die sich zu vervielfachen scheint, sehen diese unbesieglichen Grenadiere, daß ihre Reihen sich lichten. Sie schließen sich wieder mit der größten Kaltblütigkeit, und dringen vorwärts, und lassen sich nur aufhalten durch Tod oder schwere Wunden. Doch die Stunde ihrer Niederlage hat geschlagen. Große Infanterie-Massen, unterstützt von einer unermeßlichen Reiterei (welcher wir nichts entgegen stellen konnten, weil die unsrige gänzlich aufgerieben war), dringen mit Wuth auf sie ein, umwikkeln sie von allen Seiten, und verlangen, daß sie sich ergeben sollen. „Die Garde ergiebt sich nicht, rufen sie; sie stirbt.“ Nun wird nicht mehr Pardon gegeben; und alle fallen, indem sie sich wie Verzweifelnde schlagen, unter Säbelhieben und Bajonetstößen. Dies Gemetzel dauert, so lange ihr Widerstand vorhält. Endlich, von überlegenen Kräften niedergedrückt, und müde, dem augenscheinlichen Tode noch länger zu trotzen, verlassen sie Reih' und Glied, und strömen in ihre erste Stellung zurück, unstreitig mit dem Vorsatze, sich daselbst wieder zu sammeln.

Während dies im Mittelpunkt vorging, rückten die auf unserem rechten Flügel angelangten preußischen Colonnen weiter vor, und drängten die wenigen Truppen, die sie auf diesem Punkte fanden. Immer näher und näher kam das Kanonen- und Kleingewehrfeuer. Zwar

schlugen sich unsere Truppen noch; aber sie verloren immer mehr Terrän. Endlich wich unser rechter Flügel augenscheinlich, und die Preußen, welche ihn umfaßten, standen im Begriff, auf die Straße hervorzubrechen. Als sich nun das Gerücht verbreitete, daß die Garde zurückgeworfen sey, und als man ihre zerstreuten und zusammengeschmolzenen Bataillone sich eiligst zurückziehen sah: da verbreitete sich ein allgemeiner Schrecken in der Armee, welche auf allen Punkten ausriß. Voll Verzweiflung, und um einen letzten Versuch zu machen, raffte Buonaparte noch einige Bataillone der jungen und alten Garde, die keinen Antheil an dem Gefecht genommen hatten, zusammen, und führte sie noch einmal auf den Feind, der schon in Masse aus allen seinen Stellungen hervordrang. Alles vergeblich; eingeschreckt durch das, was um und neben ihr geschehen war, und außerdem noch von der Zahl erdrückt, war diese schwache Reserve sehr bald über den Haufen geworfen.

Wie auf Verabredung verließ die Armee in einem und demselben Augenblick alle ihre Stellungen, und ergoß sich gleich einem Bergstrom. Kanoniere verließen ihre Stücke; Stückknechte zerschnitten die Stränge, um davon zu jagen; Fußvolk, Reiterei, alle Waffenarten stellten, untereinander geworfen, nur eine gestaltlose Masse dar, welche nichts aufhalten kann, und welche sich über Felder und Wälder zu retten sucht. Eine Menge Fuhrwerk, welches zu beiden Seiten des Weges zusammengebracht war, folgte dieser Bewegung; und indem sich alles auf diese Straße wirft, wird diese so verstopft, daß man nicht vorwärts kann. Kein Richtpunkt

ist

ist gegeben; kein Befehl läßt sich vernehmen. Generale und andere Chefs, unter der Menge verloren und von dieser fortgetragen, werden von ihren Truppen getrennt. Kein Bataillon, hinter welchem man sich sammeln könnte! Und da, mit einem Worte, nichts geschehen war, um den Rückzug zu sichern, wie hätte man sich einer Flucht und Auflösung widersetzen können, von welcher man in der französischen Armee bis dahin gar keinen Begriff hatte, welche, im eigentlichsten Sinne des Worts, unerhört war?

Die Garde, diese Phalanx, welche in allen Gefahren der Sammelpunkt der Armee gewesen war, und ihr als Wall gedient hatte — die Garde, sonst der Schrekken des Feindes, war zu Boden geworfen, und floh zerstreut mit der Menge. Ein jeder rettete sich auf gut Glück. Man stößt, man drängt sich, um die Vorderreihen zu gewinnen. Es bilden sich mehr oder weniger zahlreiche Gruppen, und folgen denen, die an der Spitze stehen. Diese wagen es nicht, die Straße zu verlassen, und wollen sich also einen Weg bahnen durch das Fuhrwerk, welches jene bedeckt; andere halten die Straße für gefährlich, und wenden sich zur Rechten oder zur Linken, je nach ihren Vorstellungen von größerer Sicherheit. Die Bestürzung übertreibt alle Gefahren, und die Nacht, welche dazu kommt, trägt, ohne gerade sehr finster zu seyn, nicht wenig zur Vermehrung der Unordnung bei. Der Feind sieht unsere Verwirrung, und will sie benutzen, um seinen Sieg zu vervollständigen. Er entsendet also eine neue zahlreiche Reiterei zu unserer Verfolgung; und während Schwadronen in unser Fuhrwesen

fallen und sich desselben bemächtigen, dringen furchtbare Colonnen auf unseren Seiten vor. Napoleons Fuhrwesen, welches bei dem Pachthofe, wo er übernachtet hatte, stehen geblieben war, fällt zuerst in die Hände der Preußen; mit ihm so viel anderes Fuhrwesen. Dann kommt die Reihe an das Geschütz, und in weniger als einer halben Stunde ist alles Material für die französische Armee verschwunden. Nachdem die Engländer und Preußen ihre Vereinigung zu Stande gebracht haben, begegnen sich Wellington und Blücher bei la belle Alliance, und vereinbaren sich über die Verfolgung. Jene haben beträchtlich gelitten; besonders ist ihre Reiterei von den Anstrengungen des Tages ermattet. Aber die preußische Reiterei ist frisch; sie holt uns ein und drängt uns ohne Erbarmen.

Die Masse der Flüchtlinge, auf allen Seiten verfolgt, legte den Raum, welcher das Schlachtfeld von Genappes trennt, schnell genug zurück. In dieser kleinen Stadt gedachte sie die Nacht zuzubringen. Um dem Feinde einige Hindernisse entgegen zu stellen, häufte man auf dem Wege das Fuhrwesen an, und barrikadirte selbst den Eingang der Hauptstraße; es wurden sogar Feldstücke aufgefahren, um welche her man ein Freilager bezog. Doch kaum waren diese Anstalten getroffen, als der Feind erschien. Ein Paar Kanonenschüsse, auf unsere Reiterei gerichtet, verbreiten die allgemeinste Bestürzung, und das Lager wird augenblicklich abgebrochen, und alles flieht, und der Rückzug beginnt mit noch größerem Wirrwarr, wie vorher.

Was aus Buonaparten geworden sey, wußte Nie-

mand zu sagen. Einige versicherten, er sey im Handgemenge geblieben. Als man dies einem unserer bekanntesten Generale hinterbrachte, sagte er: „Das Stück ist zu Ende.“ Andere behaupteten, er sey an der Spitze der Garde vom Pferde gefallen und gefangen genommen worden. Dieselbe Ungewißheit herrschte in Beziehung auf den Marschall Ney, den Generalmajor der Armee, Bertrand, und die meisten Obergenerale. Indeß wollten Mehrere Buonarparten gesehen und an seinem grauen Ueberrock und seinem Apfelschimmel erkannt haben; und dies war das Wahre. Buonaparte, nach der Niederlage der letzten Bataillone auf allen Seiten vom Feinde umwickelt, hatte sich in einen Weinberg geflüchtet, der zu dem Pachthofe von Caillou gehört. Hier trafen ihn zwei Reiter von der Garde, die sich, wie er, verirrt hatten. Diesen gab er sich zu erkennen, und sie waren es, die ihn durch die preußischen Streifparthieen hindurch führten, welche, glücklicherweise für ihn, mit der Plünderung der Wagen allzu stark beschäftigt waren, um auf alles zu achten. Trotz der Dunkelheit wurde er an mehreren Orten von den Soldaten erkannt, welche halblaut sagten: „Da ist der Kaiser!“ Diese Worte waren, wie sich leicht denken läßt, für ihn ein Gegenstand des Schreckens, und er entfernte sich so schnell, als es immer der allgemeine Wirrwarr erlaubte. Die ganze Nacht hindurch setzte die französische Armee ihren Rückzug fort, überall Trümmer zurücklassend, welche in die Hände des Feindes fielen. So groß war der Schrekken, daß zahlreiche Haufen von Reiterei und Fußvolk, welche sehr gut bewaffnet waren, sich von einigen Lanz-

reitern gefangen nehmen ließen, gegen welche sie sich nur umzuwenden brauchten, um sie in die Flucht zu treiben.

Mit Anbruch des Tages kamen die traurigen Ueberreste unserer Armee theils in Charleroi, theils in Marchienne an, wo sie über die Sambre gingen. Ihr Anblick war sehr niederschlagend, vorzüglich durch die große Zahl der Verwundeten. Das Fuhrwerk wurde in eben dem Maaße aufgehalten, in welchem es sich den Brükken von Charleroi und Marchienne näherte. Darüber erschien die feindliche Reiterei; und nun war an kein Halten zu denken. Man schnitt die Stränge durch, und warf sich über Hals und Kopf in die Flucht, um das jenseitige Ufer zu erreichen. Und so fiel der letzte Ueberrest des Armee-Materials in die Hände des Feindes, der eine Unzahl von Gefangenen machte. Der Theil der Armee, welchen die Sambre von den Preußen trennte, hatte Anfangs geglaubt, Halt machen zu können, und daher auf dem rechten Ufer dieses Flusses einige Freilager bezogen; aber sobald die Nähe des Feindes bekannt geworden war, erneuerte sich die Flucht, ohne daß man an die Abbrechung der Brücken oder an andere Sicherungsmittel dachte.

In einer geringen Entfernung von Charleroi stößt man auf zwei Straßen, von welchen die eine nach Avesnes, die andere nach Philippeville führt. Da nun kein Richtpunkt gegeben war: so theilte sich die Armee in zwei Theile, von welchen der zahlreichste dem Wege folgte, auf welchem er gekommen war, und sich folglich nach Avesnes zog. Die übrigen gingen nach Philippe-

ville; bis auf einen bedeutenden Schwarm, der, um sich der Verfolgung zu entziehen, sich in die benachbarten Gehölze warf. Auf diese Weise verschwand die ganze Armee plötzlich — vielleicht zum größten Erstaunen ihrer Verfolger.

Buonaparte wählte die letztere Straße zu seinem Rückzuge. Als Flüchtling sah er sich genöthigt, den Commandanten von Philippeville um Aufnahme zu bitten, wenn er den Verfolgungen der Preußen entgehen wollte. Vor einer Wache wollte er sich nicht zu erkennen geben; der Commandant mußte also geholt werden. Auf diese Weise wurde er freilich eingelassen; allein unmittelbar darauf kam es auf nichts Geringeres an, als die Truppen zu entfernen, die sich gleichfalls um die Aufnahme in Philippeville bewarben: eine Aufgabe, welche um so schwerer zu lösen war, da sich das Gerücht verbreitet hatte, der Kaiser befinde sich in dieser Festung, und da man es für Pflicht hielt, ihn zu beschützen und zu vertheidigen. Doch man kennt die Schlauheit Buonaparte's. Sehr richtig urtheilte er, daß die Ansammlung seiner Soldaten die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich ziehen und seinen Schutzort verrathen könnte. Er sandte ihnen also den Befehl zu, ihren Weg fortzusetzen. Hiermit noch nicht zufrieden, gebrauchte er, für seine eigene Sicherheit, eine Kriegslist, deren Erfolg unfehlbar war. Einige Abgeordnete der Festung liefen auf das Lager zu und schrieen aus voller Kehle: He, rettet euch; die Kosaken kommen, die Kosaken! In einem einzigen Augenblicke verschwand das ganze Lager. Dafür verbreiteten nun diese Ausgeschlossenen, der Kaiser werde

in Philippeville blockirt; und die Sache wurde für ganz gewiß gehalten, indem niemand auf dem Wege nach Mezieres und Laon sich einfallen ließ, zu glauben, daß dies eine bloße Kriegslist sey, die von einem großen Manne herrühre, dem alles daran gelegen sey, die Straße zu verbergen, auf welcher er Rettung suchte. Nicht lange dauerte der Irrthum; denn kaum hatte Buonaparte einige Stunden in Philippeville zugebracht, als er es wieder verließ, um sich nach Mezieres zu begeben. Dies wurde bekannt; und da man darauf rechnete, daß er in Rocroi verweilen würde: so hatte sich die ganze Bevölkerung dieses Orts auf den Wällen versammelt, um ihn mit einem: „Es lebe der Kaiser!" zu empfangen. Er verweilte indessen nicht, um Zeit zu gewinnen, und setzte seine Reise nach Paris in einem Athem fort. Derjenige Theil des Heeres, welcher nach Avesnes und Laon gegangen war, überließ sich ganz der Sorge für Buonaparte'n. Da er ihn nicht erscheinen sah, so glaubte er festiglich, er sey auf dem Felde der Ehre geblieben; und dieser Glaube machte, daß man ihn sehr aufrichtig bedauerte, bis man endlich erfuhr, daß er — gesund und wohlbehalten in Paris angelangt sey: eine Nachricht freilich, die man nicht ohne Unwillen vernehmen konnte.

Seit der Schlacht bei Ligny war man auch alles Zusammenhanges mit dem rechten Flügel der Armee beraubt gewesen, welcher aus den Corps des Marschalls Grouchy bestand. Vergeblich hatte man darauf gerechnet, sie an der Sambre zu finden. Da man nun so gar nichts von ihnen erfahren hatte: so verbreiteten sich die nachtheiligsten Gerüchte auf ihre Rechnung. Man sagte

nämlich, daß, da sie nicht zu rechter Zeit von dem Ausgange der Schlacht von Mont-St. Jean unterrichtet gewesen wären, sie, auf allen Seiten von den Verbündeten eingeschlossen, das Gewehr hätten strecken müssen. Unter den Todten nannte man Vandamme, gerade als ob er es verdient hätte, zuerst zu fallen. Auch an diesem Gerücht war nichts Wahres; und doch trug es nicht wenig zur Auflösung des Heeres bei, das man als vollkommen vernichtet betrachten konnte.

Sie war also dahin, die schöne Armee, welche man aus so vielen, von Napoleon Buonaparte vernichteten, zusammengesetzt hatte. Hätte er die Absicht gehabt, sie aufzuopfern, um Frankreich der Wuth des Feindes preis zu geben: so hätte er schwerlich noch wirksamere Mittel wählen können. Am Tage liegt, daß die verbündeten Generale nach ihrer Kenntniß von seinem Kriegs-System ihm eine Falle legten, in welche er mit unbegreiflicher Sicherheit ging; denn was auch die fremden Kriegsberichte sagen mögen (unstreitig um den Ruhm ihrer Generale und den Muth ihrer Truppen zu heben): so kann man doch nicht in Abrede stellen, daß die Stellung von Mont-St. Jean vorbereitet war als eine, wo man Buonaparte's Armee auf sich ziehen und ihm eine Schlacht liefern wollte. Wahrlich man mußte ein Buonaparte seyn und alles in den Wind schlagen, um dies nicht zu erkennen. Der berechnete Rückzug der Engländer auf eine so starke Stellung; die Hartnäckigkeit, womit sie dieselbe vertheidigten; die Leichtigkeit, womit sie in einem großen Walde Truppen und Artillerie verbergen konnten: alles dies, zusammengenommen mit den Schanzen, welche

sie aufgeworfen hatten, würde jedem anderen General ein gegründetes Mißtrauen eingeflößt, und ihn auf den Gedanken geführt haben, daß diese Stellung nicht zufällig genommen, sondern mit großer Ueberlegung vorbereitet sey; und was diesen Verdacht nicht wenig verstärken mußte, war ein hölzernes Observatorium, auf einem vor dem Walde liegenden Berg errichtet, von welchem man mit guten Ferngläsern alles beobachten konnte, was selbst in den Ebenen der Sambre vorging. Welche Voraussetzung man auch machen möge: erforderte denn die Klugheit nicht, das Erdreich zu untersuchen, um über die Anordnungen des Feindes ins Reine zu kommen? Und konnte der am wenigsten erfahrne General den Fehler begehen, anzugreifen, ohne sich vorher mit seinem rechten Flügel in Verbindung zu setzen, oder wenigstens von dem Resultat seiner Operationen unterrichtet zu seyn? Ja selbst in der Voraussetzung, daß man die Engländer überwältigen würde, was immer nur mit einem beträchtlichen Verlust zu bewerkstelligen war: was konnte man sich davon für Vortheile versprechen, da sie hinter sich einen Wald hatten, der eine Oberfläche von 15 Stunden Länge und 5 Stunden Breite bedeckt? Mußte der Weg, der durch denselben führt, nicht als ein enges Defilé betrachtet werden, wo 10,000 Mann mit einigen Kanonen die größte Macht aufhalten konnten? Und worin lag die Nothwendigkeit, eine starke Stellung von vorn anzugreifen, da die Unmöglichkeit des Umgehens nichts weniger als erwiesen war?

Fragen dieser Art würden sich, auf den bloßen Anblick des Erdreichs, dem ungeschicktesten General darge-

boten haben. Aber Buonaparte wollte nun einmal in der englischen Armee nichts weiter sehen, als einen starken Nachtrab, der, bereits in Schrecken gesetzt, sich nur schlug, damit das Fuhrwesen durch den Wald kommen möchte. Er glaubt gar nicht eine Schlacht zu liefern, sondern nur eine Verfolgung fortzusetzen. Wie das Zeugniß seiner eigenen Sinne, eben so verwirft er die Bemerkungen seiner Generale, welche ihm rathen, die Engländer ruhig ziehen zu lassen, und wenigstens den folgenden Tag für den Angriff abzuwarten. Kaum sind seine, von beschwerlichen Märschen ermüdeten und von anhaltendem Regen bis auf die Haut durchnäßten, Truppen versammelt, als er sie, ohne ihnen auch nur die kleinste Erholung zu gönnen, auf den Feind wirft; und überzeugt, daß nichts ihnen widerstehen werde, läßt er sie eine unüberwindliche Stellung von vorn angreifen, und thut kaum das Eine und das Andere, die Gefahr der Annäherung zu vermindern. Gleich darauf, empört von dem Widerstande, den er findet, will er in seinem Wahnsinn die feindlichen Linien mit Gewalt durchbrechen, und führt seine ganze Cavallerie gegen die Batterieen des Gegners. In weniger als einer Stunde ist sie vernichtet; niedergeschmettert von Kartätschen, geworfen von der englischen Reiterei. So beraubt er sich selbst des einzigen Mittels, die Engländer zu verfolgen, im Fall er ihnen eine Niederlage beibringen sollte. Anstatt durch seine furchtbaren Verluste über die Macht und die Entwürfe seines Gegners aufgeklärt zu werden, und allen den Maßregeln zu entsagen, welche das Heil der Armee in Gefahr setzen, verläßt er wüthend die An-

höhe, von welcher er die Bewegungen geleitet hat, stellt sich an die Spitze seiner Garde, und hört nicht eher auf, das Unmögliche von ihr zu fordern, als bis sie, verloren in den sie erdrückenden Massen, ihm, so zu sagen, entwischt, und mitten im Gemetzel verschwindet. Von diesem Augenblick an ist Alles verloren, und die Vernichtung der Armee um so unausweichlicher, weil sie auf ihrem rechten Flügel umgangen ist, und niemand an den Rückzug gedacht hat. Wer sollte es glauben? Buonaparte allein verkennt die Gefahr, in welcher er schwebt. Er will noch einmal vorwärts, rafft alles zusammen, was ihm noch übrig geblieben ist, und erneuert seine Versuche gegen den feindlichen Mittelpunkt; mit wenigen Bataillonen will er einer Macht widerstehen, welche seiner ganzen Armee Trotz geboten hatte. Wahrlich man wird durch dies Verfahren zu der Vermuthung verleitet, daß Buonaparte entweder alle seine früheren Siege dem Zufall verdankte, oder daß er den 18 Jun. wahnsinnig geworden war; denn an diesem Tage waren seine Combinationen so schlecht, daß man irre an ihm werden mußte, wenn man nicht von der Voraussetzung ausging, er habe seine ganze Armee zu Grunde richten wollen: ein Gedanke, der in dem Kopf mehrerer Generale aufgestiegen ist, und in welchem sie sich bestärkt sahen, als Napoleon sich an die Spitze der Garden stellte, um das Beispiel persönlicher Tapferkeit zu geben.

Uebrigens war die Schlacht von Mont-St. Jean eine der allermörderischsten, welche jemals geliefert sind. In ihr wurde eine aus 120,000 Mann bestehende Armee beinahe gänzlich aufgerieben. Dreihun-

dert Feuerschlünde, alle Pulverkarren, und alles Fuhrwesen fiel in die Hände des Feindes. Wie groß die Zahl der Gefangenen war, läßt sich nicht mit Genauigkeit angeben; aber 20,000 Franzosen, von Kartätschen verstümmelt, bedeckten das Schlachtfeld. Um nicht viel geringer mochte der Verlust der Verbündeten seyn, wiewohl sie die größten Vortheile von ihrer Stellung gezogen hatten. Jener rechte Flügel der französischen Armee, den man verloren geglaubt hatte, war mit vielem Glücke über Namur zurückgegangen, und schloß sich, nach einem achttägigen Marsch, ohne einen bedeutenden Verlust erlitten zu haben, an die Trümmer der Armee an, so daß sich zuletzt noch 60,000 Mann vor Paris versammelt fanden, welche die Hauptstadt vertheidigen konnten.

Ueber die Schwierigkeiten einer haltbaren Verfassung für Deutschland.

Die Mühe, welche man sich seit Jahr und Tag gegeben hat, Deutschland zu einer haltbaren Verfassung zu verhelfen, erinnert an einen Ausspruch Rousseau's, der sich im zweiten Buche seines gesellschaftlichen Vertrages befindet.

Rousseau sagt nämlich: „Wenn es ein Volk von Göttern gäbe, so würde es sich demokratisch regieren; denn eine so vollkommene Regierung paßt sich nicht für Menschen."

Hätte Rousseau jemals das Wesen der Regierung ergründet: so würde er nie einen solchen Ausspruch gethan haben; denn er hätte alsdann eingesehen, daß das, was eine demokratische Regierung für Menschen ausschließt, dieselbe auch für Götter verwerflich macht. Das Wesen der Demokratie besteht nämlich darin, daß sie die Einheit von den Charakteren der Regierung trennet. Da nun dieser Charakter der erste und vorzüglichste ist, die Gesellschaft aber nur in sofern bestehen und fortdauern kann, als sie regiert wird, und die Regierung die Charaktere hat, welche ihr Wesen constituiren: so begreift man leicht, wie ein Volk von Göttern sich eben so wenig demokratisch regieren kann, als ein Volk von Menschen. Entweder diese Götter würden alle einen einförmigen und unfehlbaren Willen haben: und alsdann würden sie keine Gesellschaft bilden, keiner Regie-

rung bedürfen und immer nur Einen Gott ausmachen; Oder sie würden verschiedene Willen haben, von welchen der eine eben so stark wäre, als der andere: und alsdann würden sie sich in einem erzwungenen Kriegszustande befinden, der niemals anders aufhören könnte, als unter der Bedingung, daß der Wille des Einen über den des Anderen triumphirte, und daß daraus eine bleibende Unterordnung hervorginge. Die Alten, welche mehrere Götter zuließen, gestatteten zugleich eine gewisse Hierarchie unter ihnen; und dies macht ihrem Verstande die größte Ehre: denn wenn die Mehrheit der Götter einmal als Princip gestattet war, so wurde wenigstens die Natur der Dinge durch die Folgerungen nicht verletzt.

Rousseau's Gedanke ist also bloß glänzend; und da man von einer Sache, welche in sich selbst unmöglich ist, nicht sagen kann, sie sey in einer gewissen Beziehung die vollkommenste: so fällt Rousseau's Räsonnement ganz von selbst über den Haufen.

Dies auf Deutschland angewendet, muß jeder, der von den mannichfaltigen Versuchen, welche zu einer neuen Constituirung von Deutschland gemacht worden sind, umständlicher unterrichtet ist, eingestehen: daß schwerlich zu irgend einer Zeit für das deutsche Vaterland noch mehr Geist entwickelt worden ist, als gerade in diesen Versuchen. Allein dies hat zu nichts geführt; dies hat nothwendig ohne Ergebniß bleiben müssen, weil etwas zu Stande gebracht werden sollte, das, eben weil es der Natur der Gesellschaft entgegen war, immer verworfen werden mußte. Eine ganz Deutschland umfassende Re-

gierung kann keine anderen Charaktere haben, als welche die Natur der Gesellschaft im Allgemeinen vorschreibt. Diese Charaktere sind nothwendig Einheit und Gesellschaftlichkeit. Nun aber tritt für Deutschland der Umstand ein, daß man den Charakter der Einheit nicht auf dieselbe Art will, wie die Natur der Gesellschaft ihn vorschreibt. Es soll keine Centralisation der Gewalt in der Person eines Einzigen Statt finden: dies ist der Inhalt der deutschen Geschichte seit einem Jahrtausend; dies ist noch in dem gegenwärtigen Augenblick der Wille aller deutschen Fürsten; und ist es mehr, als je, seitdem die Idee einer vollkommenen Souveränetät sich ihrer Köpfe bemächtigt hat. Was folgt daraus? Dies, daß alle zwar den Zweck wollen, keinesweges aber die Mittel, durch welche jener allein zu erreichen ist. Es wurde zu Wien der Versuch gemacht, die Einherrschaft durch eine Zweiherrschaft zu ersetzen; er scheiterte aber an dem Widerstande Baierns und Würtembergs, vielleicht auch Hannovers. Es wurde eine Fünfherrschaft in Vorschlag gebracht; aber auch diese Idee zerrieb sich an dem Widerstande Derjenigen, welche davon ausgeschlossen werden mußten. Will man das Volk von Göttern kennen lernen, welches, nach Rousseau, nur demokratisch regiert seyn will? Es existirt in Deutschlands Fürsten. Das Problem ist, sie zu einer Einheit zu verbinden: allein dies Problem kann nie gelöset werden, weil alle Einheit nur durch Unterordnung möglich wird, an Unterordnung aber bei Fürsten nicht zu denken ist, welche den Rechten nach gleich zu seyn vermeinen, und es ohne Nachtheil für Deutschland seyn würden, wenn Deutschland Europa

wäre, und nicht als ein einzelnes Reich in Europa durch Einheit gehalten seyn wollte. Sonst hat eine Verfassung nur den Zweck, das Verhältniß der Regierung zu den Regierten zu regeln. In Deutschland ist es anders. Hier bleiben die Regierten ganz aus dem Spiel, und die Aufgabe ist bloß, das Verhältniß der Regierungen unter sich festzustellen. Allein die nothwendige Folge davon ist, daß Deutschlands organische Gesetze die Natur bloßer Tractaten annehmen, die, geschieden von dem Begriff der Heiligkeit, ihre Dauer nur in der Convenienz finden. Eine Unterordnung sollen jene Gesetze nicht bezwecken; ohne Unterordnung aber ist keine Regierung möglich, und so befindet sich der Gesetzgeber für Deutschland in dem Falle eines Architekten, an welchen die Forderung erginge, einen Pallast aus lauter unbeweglichen Felsstücken zusammenzusetzen. Der erste Einwand, welchen ein solcher Architekt machen würde, könnte kein anderer seyn, als: „soll ich einen Pallast bauen, so kann es nur unter der Bedingung geschehen, daß ich die Bau-Materialien in meine Gewalt bekomme.“

Die Idee eines Bundesstaats mag glänzend seyn; allein so fern sie das Daseyn einer Central-Gewalt ausschließt, wird sie sich nie realisiren lassen, d. h. nie so in die Wirklichkeit übergehen, daß man ihr auch nur die geringste Dauer versprechen könnte. Bildet man sich ein, daß der Gemeingeist die Central-Gewalt ersetzen könne: so ist das nichts weiter, als eine luftige Chimäre, welche in eben dem Maaße unstatthafter wird, worin das Gebiet, auf welches sie angewendet werden soll, von größerem Umfange ist. Napoleons Wiederer-

ſcheinung in Frankreich hat den Conferenzen über Deutſchlands künftige Verfaſſung ein Ende gemacht, ohne daß man ſich noch über etwas mehr vereinigt hätte, als über die allgemeinſten Bedingungen eines Bundesſtaats; und was ein Bundesſtaat in ſich iſt — dieſe Frage hat der Vortheil aller Theilnehmer an demſelben beſeitigt. Jene Conferenzen werden nun in Frankfurt fortgeſetzt werden, und es iſt zu erwarten, daß man ſich über irgend eine Verfaſſung für Deutſchland einigen werde. Aber Eins läßt ſich ſchon jetzt mit apodiktiſcher Gewißheit vorherſagen: das nämlich, daß die zu Stande gebrachte Verfaſſung alle die Fehler in ſich tragen werde, welche unzertrennlich ſind von Geſetzen, die ihrem ganzen Weſen nach bloße Tractaten ſind. Die Weisheit von Deutſchlands Geſetzgebern ſey noch ſo groß, ſo findet ſie hierin ein Ziel, über welches ſie nicht hinaus kann, weil es durch Intereſſen geſetzt iſt, die ſich nicht beſiegen laſſen. Hierin nun wird Deutſchlands künftiges Schickſal abgeſchloſſen ſeyn: ein Schickſal, das ſich nun um ſo merkwürdiger entwickeln kann, wenn die ſämmtlichen Staaten Deutſchlands eine Volksvertretung in ihr Regierungs-Syſtem aufnehmen, wie es jetzt noch der vorherrſchende Gedanke iſt.

Historische Untersuchungen über die Deutschen.

(Fortsetzung.)

Der Friede, welcher den österreichischen Successions-Krieg beendigte, war von keiner langen Dauer. Mit den europäischen Kriegen verhält es sich übrigens wie mit den Erdbeben, sofern die Wirkungen der letzteren in der Regel viel weiter reichen, als man erwartet. Jene furchtbare Erschütterung, welche Lissabon zerstörte, wurde auf der holländischen Küste vernommen. Wer aber hätte glauben mögen, daß Streitigkeiten, welche zwischen Engländern und Franzosen in Amerika entstanden waren, sich in einen siebenjährigen Krieg auflösen würden, der, in einem Theile von Deutschland geführt, zum ewigen Ruhm der Preußen gereichen sollte? Und doch war dem also, ohne daß irgend eine von den in diesen Krieg verwickelten Mächten es in ihrer Gewalt hatte, sich nicht darein verwickeln zu lassen. Die Flamme, welche sich über ganz Europa verbreitete, ging von England aus. Hier war durch die Entwickelung, welche eine eigenthümliche Verfassung den Finanzen gegeben hatte, ein

Interesse entstanden, das sich mit keiner Nebenbuhlerei zur See vertrug. Um ein Anleihe-System zu stützen, das, wenn es nicht ins Unendliche getrieben werden konnte, sich sehr bald in Umsturz verlieren mußte, faßte man den Gedanken der Alleinherrschaft zur See; und weil von allen europäischen Mächten Frankreich diejenige war, die sich einem solchen Plane am wirksamsten widersetzen konnte: so war Vernichtung der französischen Seemacht das große Ziel, nach welchem England strebte. Die Händel, welche es suchte, waren bald gefunden. Akadien (eine Provinz des nördlichen Amerika, welche jetzt unter der Benennung von Neu-Schottland bekannt ist) war durch den 12ten Artikel des Utrechter Tractats nach seinen alten Gränzen an England abgetreten. Nun schränkten die Franzosen diese Gränzen auf den Umfang der Halbinsel ein, welche Neu-Schottland ausmacht; die Engländer hingegen wollten sie bis zum südlichen Ufer des St. Lorenz-Flusses ausdehnen, auf welchem die Schiffahrt ausschließlich von den Franzosen geübt ward. Nicht minder streitig waren die Gränzen von Kanada; um dies Land mit Luisiana in Verbindung zu setzen, hatten die Franzosen am Ufer des Ohio mehrere Forts erbaut, welches die Engländer als gefährlich für die Sicherheit ihrer Colonieen, besonders Virginiens, verhindern zu müssen glaubten. Noch ein dritter Streitpunkt blieb: nämlich der Besitz der caraibischen Inseln, über welche der 9te Artikel des Aachner Tractats festgesetzt hatte, daß sie im Zustande des uti possidetis bleiben sollten, und von welchen gleichwohl die Franzosen Besitz genommen hatten. Eine Commission, zur

Beilegung dieser Streitigkeiten in Paris versammelt, hielt vergebliche Conferenzen, weil es beiden Theilen nicht um Frieden zu thun war; und indem die Engländer den Verdacht hegten, daß es den Franzosen, zur Wiederherstellung ihrer Marine, nur um Zeitgewinn zu thun sey, begannen sie den Krieg mit Wegnahme von französischen Krieges- und Kauffartheischiffen.

Um Frankreich an der Vergrößerung seiner Seemacht zu verhindern, gab es für England nie ein besseres Mittel — als Beschäftigung desselben auf dem festen Lande. Für Frankreich selbst blieb, nach dessen ganzer Lage, nichts weiter übrig, als der Richtung zu folgen, die ihm gegeben wurde. Durch die Versetzung des Hauses Braunschweig auf den englischen Thron aber war Hannover zu einem Gegenstande der Compensation bei jedem künftigen Friedensschlusse geworden. Das besondre Interesse eines Königs von England, als Kurfürsten von Hannover, konnte von der brittischen Regierung in keinen Anschlag gebracht werden, wenn es die Vergrößerung von England selbst galt; Frankreich hingegen mußte es vor allen Dingen darauf anlegen, sich Hannovers zu bemächtigen, um im Kampf mit England nicht ganz den Kürzeren zu ziehen. Ueber die zu schließenden Allianzen entschied nichts so sehr, als das Verhältniß, worin sich der König von Preußen seit der Eroberung von Schlesien zu der deutschen Kaiserin befand. Gern hätte England zur Vertheidigung Hannovers ein Bündniß mit Rußland und Oesterreich geschlossen; da aber Maria Theresia, um Friedrich den Zweiten zu demüthigen, die Kräfte von ganz Europa gegen ihn zu

vereinigen wünschte: so versagte sie sich den Anträgen Englands, und schloß, in Vereinigung mit der russischen Kaiserin Elisabeth, ein Bündniß mit Frankreich, welchem sogleich auch Schweden beitrat. England seiner Seits wendete sich nun an Friedrich den Zweiten, und schloß mit ihm den 10 Jan. 1756 einen Tractat, worin er sich verpflichtete, „während des Krieges zwischen England und Frankreich keinen fremden Truppen den Einmarsch in das Reich zu erlauben.“ Und so entstand, wegen unbebauter Steppen und Wüsten in Amerika, jener blutige siebenjährige Krieg, der einen bedeutenden Theil von Deutschland verheerte, die ungeheuersten Kräfte gegen einen Monarchen in Bewegung setzte, welcher, an der Spitze eines Staats von nicht mehr als 5 Millionen Menschen, kaum eines Widerstandes fähig schien, und der, nach den mannichfaltigsten Wendungen, durch den Dazwischentritt eines günstigen Zufalls sich mit der Wiederherstellung des Zustandes vor dem Kriege endigte.

Es gilt hier nicht eine Wiederholung der Hauptbegebenheiten des siebenjährigen Krieges; wer sie nicht kennt, muß sich damit bekannt machen in den Werken, welche Friedrich der Zweite über diesen Gegenstand hinterlassen hat. Wir beschränken uns auf wenige Bemerkungen, welche Preußen und Deutschland betreffen.

Daß Friedrich der Zweite den neuen Krieg vermieden haben würde, wenn es in seiner Gewalt gestanden hätte, ist gegenwärtig, wo die Leidenschaften schweigen, wohl allgemein anerkannt. Wenn er nun gleichwohl den

hingeworfenen Fehdehandschuh aufnahm, und sich, zur Vertheidigung Schlesiens, unter den größten Mühseligkeiten und Beschwerden einem Kriege unterzog, dessen Ende sich nicht berechnen ließ: so setzet dies einen Geistesmuth und einen Patriotismus voraus, welche wohl selten ihres Gleichen gefunden haben. Von England unterstützt, einen Kampf eingehen, in welchem sich Oesterreich, Rußland, Frankreich und das deutsche Reich mit Schweden zum Untergange eines Staats von 5 Millionen Menschen verschworen haben, und diesen Kampf durch sechzehn Hauptschlachten so lange unterhalten, bis die ermüdeten Gegner einer nach dem andern ausscheiden und der Zweck erreicht ist — wahrlich man ist berechtigt zu fragen: ob jemals etwas Aehnliches Statt gefunden habe? Am merkwürdigsten dabei ist, daß von allen Versuchen, den Krieg durch einen großen Schlag zu endigen, keiner gelang. Nach dem ersten Vorrücken in Böhmen scheiterte die Eroberung von Prag einerseits an dem Mangel einiger Pontons, die nicht sogleich herbeigeschafft werden konnten, andererseits an dem Ausgange der Schlacht bei Kollin; und im zweiten Jahre mißlang die Eroberung von Olmütz durch den Verlust des Belagerungsgeschützes. Von jetzt an war es dem großen Könige nicht länger erlaubt, die Vertheidigung in Angriff zu verwandeln; aber gerade in der Vertheidigung zeigte sich die Fülle seines Genies bis zum Bewunderungswürdigen: sie zeigte sich um so glänzender, weil die Art und Weise, wie man den Krieg zu seiner Zeit führte, sich nicht mit den Mitteln vertrug, die man seitdem angewendet hat, große Armeen im Felde zu erhalten. Zwar

ist Friedrich selbst nur allzu geneigt, den Ausgang des siebenjährigen Krieges weniger als sein Werk, denn als das eines günstigen Geschicks, zu betrachten; allein in dieser fatalistischen Ansicht der Dinge vergißt er, welches Fatum in ihm selbst und in der sich immer gleichbleibenden Bereitwilligkeit seines Volks, ihm jedes Opfer zu bringen, lag: denn, was war z. B. die veränderte Politik des russischen Hofes, die ihm so nützlich wurde, anderes, als die Wirkung der Achtung, welche er Peter dem Dritten durch seine Persönlichkeit eingeflößt hatte? Aehnliche Ursachen werden immer ähnliche Wirkungen hervorbringen; und wie sehr der Mann von Genie auch angefeindet werden mag, so fehlt es nie an Solchen, die ihn im Stillen bewundern und zu seiner Unterstützung bereit sind. Die Fehlerhaftigkeit gewöhnlicher Berechnungen beruht vorzüglich darauf, daß man die Natur der moralischen Kraft verkennt. Diese ist keinem Gewichte zu vergleichen, das morgen dieselbe Schwere haben wird, welche ihm heute eigen ist: sie ist vielmehr größer oder geringer, je nach den Einwirkungen und Zurückwirkungen, welche sie ausübt; und ein wahrhaft großer Regent zeigt sich nur dadurch, daß er zu sich erhebt, und das Vermögen seiner Werkzeuge, wenn es, sich selbst überlassen, gleich 10 ist, gleich hundert macht. Was würde im siebenjährigen Kriege aus Preußen geworden seyn, wenn der Kurfürst Georg Wilhelm diesen Krieg hätte führen sollen?

Was bestimmte die deutschen Fürsten, in diesem Kriege gemeinschaftliche Sache mit Oesterreich und dessen Verbündeten zu machen? Friedrich, so oft sich ihm eine Gelegenheit darbietet, von den deutschen Fürsten zu reden, hat Mühe, seine Verachtung zu mäßigen. In der That, wenn irgend ein Sinn für Gerechtigkeit und Billigkeit in diesen Fürsten gewesen wäre: so würden sie sich für den Tractat von Dresden erklärt haben, durch welchen der Besitz von Schlesien dem Könige von Preußen garantirt war. Selbst der gemeinen Klugheit zufolge hätten sie Preußen's Vergrößerung vertheidigen und beschützen sollen: denn was verlor das Reich bei dieser Vergrößerung? und wie viel gewann es durch dieselbe? Statt dessen zeigte sich gleich beim ersten Ausbruch des siebenjährigen Krieges derselbe Schwindelgeist, der die Fürsten Deutschlands von jeher geneigt gemacht hatte, sich an Viele zur Unterdrückung eines Einzelnen anzuschließen: ein Geist, welcher, wenn er gehörig bezeichnet werden soll, einen Aufwand von beschämenden Worten erfordert. Glücklicherweise ist die Schwäche und Unkraft immer da, wo die Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit ist. Das ganze deutsche Reich in Verlegenheit zu bringen, reichten, während dieses Krieges, nicht selten fünfhundert preußische Husaren hin, und die Reichsarmee, von wem sie auch geführt werden mochte, leistete nicht das Mindeste, und diente bloß, das Reich in seiner Verächtlichkeit darzustellen. Ganz Deutschland, wie es sich dem Auge des Idealisten in einer besseren Verfassung darstellt, war in diesen Zeiten in Preußen concentrirt, das, indem es zu gleicher Zeit Oesterreich, Rus-

and, Frankreich und Schweden bekämpfte, der ganzen Welt offenbarte, welche Stärke Deutschland haben würde, wenn es in Einheit gehalten wäre. Mehr als jemals wurde jetzt der Grund zu der Feindschaft gelegt, deren Gegenstand zu seyn Preußen seitdem nicht aufgehört hat. Und doch, wie unverdient war dieselbe, wenn man erwägt, wie nothwendig Preußens Vergrößerung für die Fortdauer der deutschen Vielherrschaft war! Wir werden in der Folge sehen, was Friedrich der Zweite thut, um Deutschlands Fürsten mit sich auszusöhnen; wir werden aber zugleich sehen, wie unheilbar diese Fürsten sind und worin diese Unheilbarkeit liegt.

Sofern der siebenjährige Krieg ein deutscher Bürgerkrieg war, in welchen sich die größten Mächte Europa's mischten, um ihre verschiedenen Zwecke zu erreichen, wurde derselbe durch den Frieden von Hubertsburg beendigt, in welchem die Kaiserin-Königin die Grafschaft Glaz an den König von Preußen, dieser das von ihm eroberte Sachsen an den König von Polen zurückgab. Als europäischer Krieg wurde der siebenjährige Krieg durch den Pariser Tractat vom 10 Febr. 1763 beendigt, nachdem es dem Herzog von Choiseul in den letzten Zeiten gelungen war, Spanien durch einen sogenannten Familien-Tractat zum Kriege gegen England fortzureißen. Zu Anfang des Krieges hatten die Franzosen einige Vortheile gewonnen; wenigstens war es ihnen gelungen, die Insel Minorka zu erobern, und bald darauf Hessen und alle braunschweigische und hannöversche Lande

zu besetzen. Doch bald wendete das Glück ihnen den Rücken; und ob sie sich gleich in Deutschland einigermaßen gegen die Anstrengungen Friedrichs des Zweiten und des braunschweigischen Prinzen Ferdinand behaupteten: so verloren sie doch in Ostindien Chandernagor, Pondichery und Mahe; an den Ufern des Senegal und auf den Küsten von Afrika, alle ihre Niederlassungen; in Amerika, außer ganz Kanada und den Inseln, Kap Breton und St. Jean, die im amerikanischen Archipelagus befindlichen Inseln Guadeloupe, Marie-galante, Dominique, Martinique, Granada, St. Vincent, St. Lucie und Tabago. In dem Pariser Frieden nun trat Frankreich Kanada und die Insel Kap Breton, so wie die Inseln und Küsten des Lorenz-Meerbusens und Flusses, an England ab; eine in der Mitte des Mississippi gezogene Linie ward die Gränze zwischen beiden Nationen, so daß die Engländer alles, was auf dem linken Ufer dieses Flusses gelegen war, erhielten, die Stadt Neu-Orleans allein ausgenommen, welche den Franzosen blieb. Von den Inseln im amerikanischen Archipelagus kamen Guadeloupe, Martinique, Marie-galante, Desirade und St. Lucie an Frankreich zurück; Granada hingegen mit den übrigen Granadillen behielt England. In Afrika verloren die Franzosen alles bis auf die Insel Goree. In Ostindien bekamen sie zwar ihre Besitzungen zurück; doch mit der Einschränkung, keine Truppen in Bengalen zu halten. Minorka und was Frankreich in Deutschland erobert hatte, wurde an England zurückgegeben, welches dem Könige von Spanien die Insel Cuba mit Havanah gegen die Abtretung von Florida,

nebst dem Fort St. Augustin und der Bay Pensakola, zurückstellte. Die einzige Macht, welche durch diesen Krieg gewonnen hatte, war also England. Wirklich brachte es seine Schiffahrt und seinen Handel während desselben auf eine solche Höhe, daß Europa nie etwas Aehnliches kennen gelernt hatte. Sich auf dieser Höhe zu behaupten, und allen europäischen Kriegen eine solche Wendung zu geben, daß sie dazu beitragen mußten: war seitdem die von jedem englischen Premier-Minister zu lösende Aufgabe. In Ostindien wurden um diese Zeit die bedeutendsten Erwerbungen gemacht, und die europäische Welt gewann dadurch immer mehr und mehr die Gestalt, welche sie gegenwärtig hat, nämlich die eines Sklaven, der, was er auch wollen möge, einem fremden Interesse zu dienen genöthigt ist.

Der Friede von Hubertsburg hatte den wesentlichsten Einfluß auf Deutschlands Schicksale. Wie diese ausgefallen seyn würden, wenn es gelungen wäre, Friedrich den Zweiten so zu unterdrücken, daß er sich entschlossen hätte, in die Schranken eines Kurfürsten von Brandenburg zu treten: dies läßt sich schwerlich bestimmen. Je geneigter man gewesen war, ihn in dem Lichte eines Rebellen gegen die kaiserliche Autorität zu betrachten, und je weniger man ihm hatte anhaben können: desto gebietender trat er hervor, nachdem endlich der Friede zu Stande gekommen war. Aus dem angeblichen Rebellen war ein Mitregent geworden, ohne dessen Zustimmung in Deutschland, weder im Guten noch im Bösen,

irgend etwas geschehen konnte. Dies war um so mehr der Fall, weil Maria Theresia's Gemahl, vermöge seiner, nur auf Gelderwerb gehenden Neigungen, dem deutschen Reiche gar nicht fühlbar wurde. Daß Deutschland durch diese Lage der Dinge gewonnen habe, läßt sich keineswegs behaupten; indem eine bestimmte Zweiheit an die Stelle der Einheit in dem deutschen Regierungs-System trat, mußte Manches sogar noch schlimmer werden, als es früher gewesen war. Die Stellung der deutschen Fürsten war ungefähr die der großen Vasallen des französischen Reichs in jenen Zeiten, wo Frankreich zwischen Englands und seinen eigenen Königen getheilt war. Die Aufgabe war: zu verhindern, daß weder das Haus Oesterreich, noch das Haus Preußen irgend ein Uebergewicht gewann; eine schwere Aufgabe, welche nur dadurch zu lösen war, daß man sich an auswärtige Mächte anschloß, um diese in jeden Streit zu verwickeln, der sich zwischen Deutschlands Hauptmächten hätte erheben können. Die Schwäche und Charakterlosigkeit des deutschen Reichs, als solchen, dauerte also fort; und was einmal auf Kosten des allgemeinsten Naturgesetzes zu Stande gebracht war, das sollte sich fortquälen, bis es durch sich selbst zu Grunde ginge. Die Politik der deutschen Fürsten konnte schon um deswillen niemals zu irgend einer Achtungswürdigkeit emporsteigen, weil keiner von ihnen berechtigt war, dabei von Deutschland auszugehen, sondern, vermöge eines ihm aufgedrungenen Egoismus, oft lächerlich genug, sich als den Mittelpunkt des deutschen Wesens darstellen mußte, das ihn füglich entbehren konnte. Recht ist nur dann,

was es seyn soll, wenn es das Rechte oder das Richtige ist. So aber ist dies Wort in Deutschland nie genommen worden; denn hier nennt man Recht, was einmal bestanden hat, selbst wenn es die größte Absurdität in sich schließt. Recht ist in Deutschland vorzüglich die Fortdauer einer Unzahl von Thronen, die sich gegenseitig hinderlich werden; und da hiervon die Zersplitterung der Deutschen in wer weiß wie viele, gegen einander empörte, Völkerschaften unzertrennlich ist: so stellt sich der vollendetste Mangel an Nationalität als das erste Resultat des deutschen Rechtszustandes dar. Wer dies gehörig aufgefaßt hat, dem kann es nicht weiter einfallen, zum Kritiker deutscher Fürsten als solcher zu werden: sie sind entweder über allen Tadel hinaus, oder stehen tief unter demselben; und wer irgend ein Billigkeitsgefühl in seinem Busen trägt, der wird kein Bedenken tragen, einzugestehen, daß er, wie sie, handeln würde, wenn er das Unglück hätte, an ihrer Stelle zu seyn. Nicht in jeder Region ist es erlaubt, Edelmuth mit Freiheitssinn zu verbinden; nur durch die sie umfassende Heitre werden die olympischen Götter zu dem, was sie sind.

Es giebt in der deutschen Kanzlei-Sprache ein Wort von so eigenthümlicher Bedeutung, daß man Mühe haben würde, ein sinnverwandtes in irgend einer anderen Sprache zu finden. Dies Wort heißt: Irrungen. Verschieden von Irrthum, Verirrung und allen ähnlichen Wörtern, bezeichnet es Eingriffe, welche durch Uebereilung zu Mißgriffen geworden

sind. Die Quelle aller Irrungen aber war und ist Deutschlands Verfassung, d. h. die Totalität der organischen Gesetze, nach welchen Deutschland, als Reich genommen, regiert werden sollte. Je unvollkommener diese Gesetze von jeher waren, und je mehr Spielraum sie der Willkür ließen: desto häufiger mußten die Versuche seyn, welche einzelne Staaten machten, sich auf Kosten ihrer Nachbarn zu einer größeren Freiheit zu erheben; und wenn diese Versuche fehlschlugen, weil sie auf einen unberechneten Widerstand trafen: so wurden sie zu Irrungen gestempelt. Irrungen beilegen, war also eine von den Hauptverrichtungen des deutschen Staatskörpers. Dabei versteht sich ganz von selbst, daß dies nur Palliativ-Curen waren, durch welche die Krankheit nicht gehoben wurde. Die wirksamste Beilegung aller Irrungen würde eine Verbesserung der Verfassung gewesen seyn; da man sich aber zu einer solchen nicht entschließen konnte, weil sie nur auf Kosten vieler Privat-Interessen zu Stande zu bringen war: so dauerten auch die Irrungen fort, und erlangten eine Art von Unsterblichkeit, von welcher zu wünschen gewesen wäre, daß sie nicht Statt gefunden hätte. An und für sich waren die Irrungen so mannichfaltig, als es verschiedene Interessen gab, die sich durchkreuzten. Es gab also Religions-Irrungen, Fürsten-Irrungen, Herren- und Grafen-Irrungen u. s. w. Der Ausdruck war ein sogenannter Euphemismus, durch welchen man alle gegen die deutsche Verfassung gerichtete Anklagen abzuwenden suchte — aus keinem anderen Grunde, als weil diese Verfassung dem regierenden Theile des Volks eine Existenz gewährte;

mit der man in Ermangelung einer bessern zufrieden seyn konnte. In jedem gut-organisirten Staate stehen Macht und Gesetz in einem solchen Verhältniß, daß die Stärke der ersteren wesentlich durch die Güte des letzteren gebildet wird. Hiervon aber scheint man in Deutschland nie einen deutlichen Begriff gehabt zu haben. Gerade weil man die Centralisation der Macht fürchtete, hintertrieb man die Verbesserung des Gesetzes, indeß man gerade das Gesetz hätte verbessern sollen, um die Macht nicht fürchten zu dürfen.

Wie man auch über Deutschlands Angelegenheiten urtheilen möge, immer muß man zu dem Eingeständniß zurückkehren: daß der Privat-Vortheil einzelner Familien, aus welchem die Verfassung hervorging, über den Gesammt-Vortheil der großen Familie, Volk genannt, den Sieg davon getragen hat. Zu keiner Zeit ist das deutsche Volk für Etwas gerechnet worden; und wollte man der Sache auf den Grund dringen: so würde man sich zu dem Ausspruch genöthigt sehen, daß es niemals, im eigentlichen Sinne des Worts, regiert worden sey, indem seine Regierung viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt war, um sich noch um etwas mehr bekümmern zu können, als um sich selbst. Eben deswegen ist nichts unverantwortlicher, als die Deutschen eine Nation zu nennen; sie sind es nie gewesen, sie haben es nie werden können. Das bloße Daseyn einer Nation setzt eine Gesetzgebung voraus, wie sie Deutschland niemals gehabt hat. So wie es einen Unterschied giebt zwischen einem Walde und einem Garten — ein Unterschied, der wesentlich durch die Kunst des Gärtners gebildet wird —

eben so giebt es einen Unterschied zwischen Volk und Nation, welcher dadurch bewirkt wird, daß man die Gesellschaft auf eine, dem ewigen Naturgesetz entsprechende Art ordnet, damit sie in dieser unwandelbaren Ordnung aufwachse. Nur da, wo dies der Fall ist, giebt es, streng genommen, eine Nation. Unstreitig giebt es in Deutschland Nationalitäten: eine österreichische, eine preußische, und wenn man will, eine baiersche, eine sächsische, eine würtembergische, eine badensche u. s. w., u. s. w. Allein wer begreift denn nicht, daß alle diese Nationalitäten der Tod der deutschen Nationalität sind, und daß diese nicht eher zum Vorschein kommen kann, als bis jene verschwunden sind? Deutschheit ist das große Wort, um welches man sich gegenwärtig, wie um eine Angel, dreht. Aber wo ist diese Deutschheit? Sie existirt nur in der Idee, wenn man noch etwas anderes darunter versteht, als jene Charakterlosigkeit und absolute Apathie gegen das Allgemeine, welche den Deutschen, als solchen, bisher zu einem Adam im Paradiese gemacht haben und noch lange dazu machen werden. Nein, aus nichts wird nichts; und soll es jemals eine deutsche Nation geben: so ist die erste Bedingung, daß mit der organischen Gesetzgebung von Deutschland solche Veränderungen vorgehen, daß jene möglich werde. Indem man sich über diesen Gegenstand so ausdrückt, sagt man die Wahrheit, ohne im Mindesten revolutionär zu seyn; denn welcher, auch nur einigermaßen gesunde und durch die Erfahrung aller Zeiten gebildete Kopf kann sich vorstellen, daß die große Umwälzung, durch welche die Deutschen allein zur Nationalität gelangen können,

das Werk einiger Menschenalter sey? Bisher ist dieselbe nur durch das Ausland verhindert worden, welches überall seine relative Stärke auf Deutschlands organische Gesetzgebung, d. h. auf Deutschlands politische Schwäche stützte. Ob dem immer so seyn werde, steht dahin. Unter den gegenwärtigen Umständen könnte man wohl die Hoffnung fassen, daß Europa, erschöpft von den unendlichen Leiden, welche die Lehre von der relativen Stärke (die abscheulichste von allen, und doch die unverkennbare Grundlage aller europäischen Politik!) herbeigeführt hat, einmal auf den gesunden Gedanken gerathen könne, Deutschlands Verfassung zu verbessern, um in Frieden mit sich selbst zu leben: in diesem Zusammenhange ein bloßer Gedankenblitz, der eine dunkle Region, in welcher man unaufhörlich die Personen mit den Dingen verwechselt, aufhellen soll.

Der Gemahl Maria Theresia's überlebte den Hubertsburger Frieden nicht lange; denn er starb den 18 Aug. 1765 zu Inspruck an einem Schlagflusse in einem Alter von 56 Jahren. Als Kaiser war er dem Reiche kaum noch anders fühlbar geworden, als in jenem Augenblicke, wo er, nach der Schlacht bei Hochkirchen, die Achtserklärung Friedrichs des Zweiten betrieb und an dem unerwarteten Widerstande scheiterte, den die protestantischen Reichsstände leisteten. Wenige Jahre vorher hatte er eben dem Monarchen, den er den Feind seines Hauses nannte, zum Unterhalt von dessen Armee, Mehl

und

und Fourage geliefert; so groß war für ihn die Macht des Geldes *).

Joseph der Zweite, dem Hubertsburger Frieden zufolge schon bei Lebzeiten des letzten Kaisers zum König der Deutschen gewählt (27 März 1764), besaß alle die Regenten-Eigenschaften, welche seinem Vater fehlten; vielleicht sogar noch mehr, als ein Fürst, der nicht Autokrator ist, besitzen darf. Durch reinen Willen, glühende Einbildungskraft und Hineigung zum Idealen, zu Reformen aller Art bestimmt, ermangelte Joseph derjenigen Weisheit, welche, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, vor allen Dingen das Verhältniß der Idee zur Wirklichkeit auszumitteln sucht; übrigens einer der achtbarsten Charaktere, welche Deutschland jemals kennen gelernt hat.

Man könnte die Frage aufwerfen: ob es jemals einen Joseph den Zweiten gegeben haben würde, wenn es nie einen Friedrich den Zweiten gegeben hätte? Was sich nicht in Zweifel ziehen läßt, ist, daß beide Monarchen sich wenigstens in ihren Handlungen gegenseitig bestimmt haben. Und hierbei muß man vor allen Dingen das Schicksal bewundern, welches über Deutschland schwebt. Hätte sich Friedrich der Zweite nicht dem Greisenalter zu eben der Zeit genähert, wo Joseph der Zweite in der Blüthe seiner Kraft stand: so würde das Schicksal Deutschlands, wie das der ganzen europäischen Welt, ganz anders ausgefallen seyn, als wir es gegenwärtig kennen. Die großen Erwerbungen, welche Eng-

*) Oeuvres posthumes de Fréd. II, Tom. III. p. 26.

land in allen Theilen der Welt machte, und die gebietende Stellung, worin Rußland, Schweden und Polen gegenüber, daſtand, machten weſentliche Veränderungen in Deutſchland nothwendig, während Frankreichs Kraftloſigkeit dieſelben nicht verhindern konnte. Unter dieſen Umſtänden nun war es gerade Friedrich der Zweite, der ſich zum Beſchützer des alten geſellſchaftlichen Zuſtandes in Deutſchland aufwarf und Joſephs des Zweiten Entwürfe vereitelte.

Mag es immerhin nicht ganz bewahrheitet ſeyn, daß Joſeph den König von Preußen aufgefordert habe, den Norden von Deutſchland zu nehmen und ihn den Süden nehmen zu laſſen: ſo giebt es doch keine Sage, welche dem Charakter Joſephs beſſer entſpräche, als dieſe. Sofern nun Friedrich der Zweite auf einen ſolchen Vorſchlag einzugehen Bedenken trug, konnte er dazu weit beſſere Gründe haben, als Diejenigen ſich einbilden, welchen Deutſchlands Theilung in zwei große Reiche nicht nur als nützlich, ſondern auch als möglich erſcheint. Die unmittelbare Folge dieſer Theilung würde nämlich keine andere geweſen ſeyn, als daß der Norden und der Süden von Deutſchland in einen noch weit ſtärkeren Widerſtreit getreten wären, als die Reformation ihn herbeigeführt hatte. Bei dieſem Widerſtreite aber würde alles zum Nachtheile Preußens und zum Vortheile Oeſterreichs geweſen ſeyn, welches mit der Kraft von der Hälfte Deutſchlands nicht nur die Kraft von Böhmen und Ungarn, ſondern ſelbſt eines bedeutenden Theiles von Italien verbunden hätte, und folglich nicht anſtehen durfte, einen Kampf einzugehen, deſſen Gegenſtand Deuſchlands

Einheit gewesen wäre. Dies berechnend, blieb Friedrich der Zweite taub gegen Josephs des Zweiten Vorschlag. Noch andere Bestimmungsgründe konnten hergenommen seyn von dem Widerstande der deutschen Völkerschaften, welche, plötzlich von ihren Dynastieen geschieden, sich nicht anders als unglücklich fühlen konnten, so lange sie nicht in die neue Gesetzgebung, welche die Folge dieser Revolution werden mußte, gleichsam hineingewachsen waren. Es läßt sich vielleicht eben so wenig angeben, wie Deutschlands Vielherrschaft fortdauern, als wie sie aufhören könne; soll sie aber jemals aufhören: so muß ihr Verschwinden besser vorbereitet seyn, als es bisher der Fall war; und dann ist nichts so wünschenswerth, als daß aus der Vielheit nicht eine Zweiheit werde, die in moralischen Dingen immer verabscheuungswürdig bleibt. Wir fühlen uns also sehr geneigt, Friedrich den Zweiten (den Vorschlag Josephs als Thatsache vorausgesetzt) dafür zu preisen, daß er in keine Theilung Deutschlands einging, und die Veränderungen, welche diesem Reiche bevorstanden, lieber dem Schicksal überlassen, als selbst herbeiführen wollte. Uebrigens wollen wir hier nicht unbemerkt lassen, daß Friedrichs Gesinnungen gegen das Haus Oesterreich ein größeres Mißtrauen in sich schlossen, als dies Haus verdiente. Schlesien war für Preußen ein weit größerer Gewinn, als es für Oesterreich ein Verlust war. Dies nicht gehörig sondernd, setzte Friedrich mehr Feindschaft von Seiten Oesterreichs voraus, als er wohl gesollt hätte; und indem diese seine Politik ihn überlebte, ward sie die Ur-

sache großer Revolutionen für Deutschland, und starb vielleicht erst im Jahre 1813 gänzlich aus.

Zu allen Zeiten fühlte man die Unvollkommenheit von Deutschlands Verfassung; zu allen Zeiten wünschte man dieser Unvollkommenheit abzuhelfen. Weil sich aber bei solchen Versuchen immer sogleich zeigte, daß das Uebel tiefer lag, und daß da, wo die Wirkungen beschwerlich fallen, die Ursachen nicht verschont werden dürfen: so entschloß man sich zuletzt immer, lieber alles beim Alten zu lassen, als eine Cur zu beginnen, von welcher sich nicht berechnen ließ, wie weit sie reichen würde.

Joseph der Zweite hatte in der Wahlkapitulation die Verbindlichkeit übernehmen müssen, die Visitationen des Kammergerichts, so wie die Revisionen, wieder in Gang zu bringen; denn die schlechte Beschaffenheit der Reichsjustiz war Etwas, worüber man allgemein einverstanden war. Der junge Kaiser machte den Anfang seiner Reformen mit dem Reichshofrath, dem er eine neue Instruction ertheilte, vermöge welcher die Zahl seiner wöchentlichen Sitzungen um Einen Tag vermehrt, alle Streitsachen binnen einer Frist von zwei Jahren beigelegt, alle unnütze Weitläuftigkeiten wegbleiben, die Protokolle mit der größten Genauigkeit entworfen, in Untersuchung und Entscheidung eine strenge Unpartheilichkeit beobachtet werden, und alle Geschenke oder sogenannte Erkenntlichkeiten an Geld und Geldeswerth zurückbleiben sollten. Aber Dekrete dieser Art bleiben

in der Regel ohne Erfolg; und jede Justizpflege, welche nicht auf Oeffentlichkeit gegründet ist, kann als an und für sich unheilbar betrachtet werden, sobald sich einmal gewisse Gebrechen eingeschlichen haben. Mit der Visitation des Kammergerichts ging es nicht viel besser. Ihren stärksten Gegner fand diese in dem Kurfürsten von Mainz. Stolz durch Zurückerinnerungen, ist und bleibt der Katholicismus unduldsam, indem er einen früheren Zustand als den eigentlichen Rechtszustand betrachtet, und das Fortschreiten des menschlichen Geistes läugnet, weil es ihm hinderlich ist. Der Kurfürst von Mainz, für welchen es je länger desto anstößiger wurde, daß die Reichsjustiz von eben so viel Protestanten als Katholiken verwaltet werden sollte, ließ nichts unversucht, die Zahl der letzteren zu vermehren. Da ihm kein anderes Mittel übrig blieb, als die Zahl der katholischen Deputirten bei dem Visitations-Geschäft zu vermehren: so erließ er ein Convokations-Schreiben an das Westphälische Grafen-Collegium, mit der Aufforderung, in der zweiten Classe der Deputirten die gräfliche Stimme auf der katholischen Seite zu führen. So entstanden die sogenannten Grafen-Irrungen, welche das ganze Visitations-Geschäft zum Stillstande brachten, bis es zuletzt förmlich aufgegeben wurde, weil man es bedenklich fand, auch den Kaiser eine oberstrichterliche Autorität ausüben zu lassen. Es wird unstreitig eine Zeit kommen, wo man es recht lächerlich finden wird, daß die Fähigkeit, einen richterlichen Ausspruch zu thun, vom Protestantismus oder Katholicismus abhängig gemacht wurde, d. h. daß man sich einbildete, der gesunde Men-

schenverstand hange mit einer alten oder neueren Anschauung des göttlichen Gesetzes zusammen, von welchen jede gleich sehr durch menschliche Autorität gebildet war.

Kaiser Joseph hatte allzu viel Genie, als daß er es hätte der Mühe werth finden können, den deutschen Staatskörper damit zu durchdringen. Je mehr er die Porosität desselben begriff, desto mehr legte er es darauf an, ihn zur Beschützung seines Domäns, d. h. seiner Erbstaaten, zu benutzen. Ob er die große Revolution, welche in den letzten Jahren seines thätigen Lebens ausbrach, kommen sah, oder nicht: dies mag dahin gestellt bleiben. Indeß war der Gedanke, Baiern mit seinen Erbstaaten zu vereinigen, ganz gewiß ein sehr tüchtiger. Die geistlichen Kurfürstenthümer jenseit des Rheins waren, allen gemachten Erfahrungen zufolge, keines Widerstandes fähig, wenn es von Westen her einen Angriff auf Oesterreich galt. Diesseit des Rheins fand die französische Macht in so schwachen Staaten, wie Baden und Würtemberg waren, allen nur möglichen Vorschub; und hatte sie sich einmal bis nach Baiern fortgewälzt: so war auch diese letzte Vormauer vernichtet. So standen die Sachen, wenn die Verhältnisse die alten blieben. Oesterreich, im Besitz von Baiern, war dagegen im Stande, die Franzosen jenseit des Rheines zu bannen; und war es um so mehr, weil es im schwäbischen Kreise große Besitzungen hatte, welche seine Defensivkraft vermehrten. Voll nun von solchen Ideen, wollte Joseph die Streitigkeiten, welche sich über die baiersche Erbfolge

erhoben, zur Vergrößerung Oesterreichs benutzen. Maximilian Joseph, der letzte Kurfürst von Baiern aus der jüngeren Linie des Hauses Wittelsbach, war den 30 Dec. 1777 gestorben. Rechtmäßiger Erbe war der Kurfürst von der Pfalz, der an der Spitze der älteren Linie des Hauses Wittelsbach stand, und für den das deutsche Lehnrecht, die Goldne Bulle, der Westphälische Friede und die mehrmal erneuerten Familien-Verträge zwischen den beiden Linien des Wittelsbacher Hauses sprachen. Inzwischen müssen da, wo das Recht auf bloßem Herkommen beruht, und folglich durch nichts weniger als durch die Natur der Dinge bedingt ist, immer Zweifel entstehen, welche zu Streitigkeiten führen. So geschah es auch hier. Joseph der Zweite forderte alle die Reichslehne zurück, welche seine Vorfahren auf dem Kaiserthrone der baierschen Linie ertheilt hatten, ohne die Fürsten der Pfälzischen Linie ausdrücklich in diese Belehnung eingeschlossen zu haben. Maria Theresia forderte nicht bloß die böhmischen Lehne in der Oberpfalz, sondern auch alle die Länder und Districte in Nieder- und Oberbaiern und der Oberpfalz zurück, welche die schon 1425 erloschene Linie Baiern-Straubingen besessen hatte; wobei sie sich auf eine angebliche Belehnung Kaiser Sigismunds berief. Die verwittwete Kurfürstin von Sachsen (eine Schwester des letzten Kurfürsten von Baiern) glaubte Ansprüche auf beträchtliche Allodial-Güter zu haben; und der Herzog von Mecklenburg machte eine alte Anwartschaft geltend, welche seine Vorfahren von den Kaisern auf die Landgrafschaft Leuchtenberg erhalten hatten.

Aber ein deutsches Fürstenhaus mehr oder weniger, ist in Deutschland selbst immer eine Sache von großer Wichtigkeit gewesen. Wie sich nämlich Europa's Fürsten jeden noch so geringen Zuwachs an Machtmitteln beneidet haben, unter dem Vorwande, daß das Gleichgewicht der politischen Macht dadurch aufgehoben werde: eben so ist dies von Deutschlands Fürsten geschehen; denn Deutschland ist der Mikrokosmos von Europa. Joseph, um zu seinem Zweck zu gelangen, ließ unverzüglich seine Truppen in Baiern einrücken; und schloß alsdann mit dem Kurfürsten von der Pfalz eine Convention, worin dieser die Rechtmäßigkeit der österreichischen Ansprüche erkannte. Die ganze Sache schien abgemacht; und hätte der Herzog von Zweibrück sich nicht geweigert, dieser Convention beizutreten: so ist es ungewiß, ob Oesterreich nicht in den Besitz von Baiern gekommen wäre. Dieser Herzog aber fand sehr bald die Unterstützung des Königs von Preußen, der Oesterreichs Ansprüche für eben so ungegründet, als mit der Sicherheit des deutschen Reichs, so wie mit dessen Verfassung, unverträglich erklärte. Hier trat also auf eine höchstbestimmte Weise der Fall ein, daß Preußen Deutschlands Verfassung gegen den deutschen Kaiser in Schutz nahm, und sich zum Vertheidiger des Unhaltbaren aufwarf.

Wie kam es dazu?

Daß Friedrich der Zweite irgend eine Achtung für diese Verfassung gehabt habe, ist eine leere Voraussetzung. Welche Beweggründe auch in der Deduction des Herrn von Herzberg angeführt werden mochten: so war doch der Hauptbeweggrund kein anderer, als daß

Friedrich der Zweite für die Sicherheit seines Staats durch Oesterreichs Erwerbung von Baiern eben so viel zu verlieren glaubte, als Oesterreich durch dieselbe für seine Sicherheit gewann. In der damaligen Lage der Dinge mußte Frankreich, wenn es einen Angriff auf Oesterreich galt, nicht mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben: hierauf beruhte, in Friedrichs Ansicht, die Fortdauer des preußischen Staats, und von diesem Gedanken ausgehend, forderte er, als Gewährleister des westphälischen Friedens und als Freund und Bundesgenosse der interessirten Partheien, daß der Wiener Hof seine Truppen aus Baiern zurückziehen und dem Kurfürsten die ihm genommenen Länder zurückgeben sollte. Bei dieser Forderung konnte Friedrich des Beistandes aller deutschen Fürsten und Frankreichs gewiß seyn: jener, weil alles, was die deutsche Vielherrschaft erschüttert, ihnen entgegen ist; dieses, weil es, obgleich durch einen Allianz-Tractat mit Oesterreich verbunden, wünschen mußte, künftige Kriege in Deutschland mit Leichtigkeit führen zu können. Die Unterhandlungen, welche Friedrichs Forderung herbeiführte, gaben kein Resultat. Man nahm also seine Zuflucht zu den Waffen, und preußische und österreichische Heere zogen gegen einander zu Felde.

Man kennt den Ausgang dieser Fehde, welche niemals ernstlich wurde. Alle Bemühungen des Königs von Preußen, es zu einer großen Schlacht zu bringen, scheiterten an der Aengstlichkeit, womit der Kaiser und

dessen Generale sich auf die bloße Defensive beschränkten. Zuletzt traten Frankreich und Rußland ins Mittel, und nach anhaltenden Conferenzen (sie dauerten zwei Monate) wurde endlich der Teschner Friede unterzeichnet, durch welchen Oesterreich alles zurückgab, was es in Baiern besetzt hatte, ausgenommen die Ortschaften und Districte zwischen der Drau, dem Inn und der Salza. Oesterreich entsagte allen seinen Ansprüchen auf die Baiersche Nachlassenschaft; die Reichslehne, welche die baiersche Linie besonders erhalten hatte, wurden dem Kurfürsten von der Pfalz und dem ganzen pfälzischen Hause zugesichert; dasselbe war der Fall mit den von der Krone Böhmen abhangenden Lehnen in der Oberpfalz; und, damit der Kurfürst von Sachsen nicht ganz leer ausgehen möchte: so versprach ihm der Kurfürst von der Pfalz sechs Millionen Reichsgulden für alle seine Ansprüche auf die Allodial-Nachlassenschaft. Die Linie Pfalz-Birkenfeld, welcher man, weil sie aus einer ungleichen Ehe entsprossen war, das Erbfolge-Recht auf die pfälzischen Staaten streitig machte, wurde für fähig erklärt, in allen Staaten und Besitzungen des Hauses Wittelsbach zu succediren; Preußen erhielt das Recht, die Fürstenthümer Anspach und Baireuth mit dem Kurfürstenthum Brandenburg zu vereinigen, wenn die markgräfliche Linie, welche im Besitz derselben war, ausstürbe; und dem Hause Mecklenburg wurde für seine Ansprüche das Vorrecht de non appellando bewilligt. Frankreich und Rußland übernahmen die Gewährleistung für diesen Friedensschluß. So endigte sich dieser Streit.

Sofern es darauf ankam, Oesterreich an der Erwerbung Baierns zu verhindern, erreichte Friedrich der Zweite seinen Zweck auf das vollkommenste. Ob zum Vortheile Deutschlands und seiner eigenen Staaten, ist eine andere Frage. Denn, wenn man sich der Rolle erinnert, welche Baiern in dem französischen Revolutionskriege gespielt hat, und des Einflusses, welchen seine Politik sowohl auf die Begebenheiten in Italien als auf die in Deutschland hatte: so liegt nichts näher, als der Gedanke: „wir würden entweder gar keine französische Revolution, oder wenigstens ganz andere Erscheinungen in derselben kennen gelernt haben, wenn Oesterreich, durch den Besitz von Baiern verstärkt, im Stande gewesen wäre, Frankreich im Zaum zu halten.“ Die kühnsten Gedanken der französischen Revolutionäre waren immer auf Deutschlands politische Schwäche berechnet; und obgleich Frankreich dadurch selbst sehr unglücklich geworden ist: so folgt hieraus doch nichts weiter, als daß, im Verhältnisse der Staaten zu einander, die Schwäche des einen nie den Grund zur Stärke des andern abgeben sollte. Der beste Beweis von der schlechten Beschaffenheit der deutschen Verfassung liegt in den Gewährleistungen auswärtiger Mächte; denn hieraus geht klar und deutlich hervor, daß Deutschland unfähig ist, sein Inneres so zu ordnen, daß es durch sich selbst bestehen könnte. Auf der anderen Seite verhindern es die beschützenden Mächte an der Entwickelung, die ihm sonst zu Theil werden könnte. Deutschlands Verfassung ist der Kern der europäischen Politik; aber dieser Kern taugt nichts, weil er einen unendlichen Gährungsstoff

in sich schließt, dessen letzte Wirkungen, wenn sie fortdauern, sich nur mit der Zurückführung einer allgemeinen Barbarei endigen werden.

Die Erwerbung Baierns war für Oesterreich ein Gegenstand von allzu großer Wichtigkeit, als daß es dieselbe hätte aufgeben können. Während des Baierschen Successionskrieges hatte sich das pfälzische Haus, welches dabei am meisten interessirt war, durchaus leidend bewiesen: in der That in einem so hohen Grade, daß der Kurfürst von der Pfalz den Beistand des Königs von Preußen sogar ausgeschlagen hatte. Es folgte daraus, daß diesem Hause von Seiten Oesterreichs keine Gewalt geschah; und diese Schlußfolge war nur allzu gegründet. Unfähig, Baiern auf dem Wege der Gewalt zu erwerben, dachte Oesterreich, nach dem Teschner Frieden, nur darauf, wie es dies Land durch einen freien Umtausch bekommen wollte. Es wurden also die österreichischen Niederlande dem Kurfürsten angeboten; und dieser fügte sich aufs Neue in die Absichten des Wiener Hofes. Der Gedanke war: die österreichischen Niederlande unter der Benennung eines Königreichs Austrasien oder Burgund an den Kurfürsten von Baiern abzutreten, wiewohl mit Ausnahme des Herzogthums Luxemburg und der Grafschaft Namur, welche Frankreich erhalten sollte, damit man seiner Zustimmung gewiß seyn könnte. Auch bei diesem Entwurf gewann Deutschlands Sicherheit auf eine unverkennbare Weise. Dennoch fand derselbe dieselben Gegner: namentlich den Herzog von

Zweibrück und den König von Preußen; von welchen jener eine unvertilgbare Liebe für angestammtes Land zur Schau trug, dieser sich zu beweisen bemühete, daß ein solcher Tausch nicht Statt haben könne, weil er früheren Tractaten und dem allgemeinen Vortheil des deutschen Reichs zuwider sey. Aufgeregt von alten Vorurtheilen, welche die Person des Regenten über das Gesetz erheben, erklärten sich die Baiern selbst gegen einen solchen Tausch; und durch dies alles wurde bewirkt, daß der Wiener Hof, obgleich von Frankreich und von Rußland unterstützt, seinem Entwurfe entsagte.

Ehe er sich aber dazu entschloß, wurde die Besorgniß, welche er im ganzen Reiche erweckt hatte, die Veranlassung zu jener Verbindung, welche, unter der Benennung des deutschen Fürsten-Bundes, von Friedrich dem Zweiten gestiftet wurde. Sie ward den 23 Jul. 1785 zu Berlin zwischen den drei Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg geschlossen; und mehrere Fürsten und Reichsstände traten ihr in der Folge bei. Die Erhaltung der deutschen Reichsverfassung und der Besitzungen und Rechte aller Reichsstände war der Zweck dieses Bündnisses, so weit es öffentlich bekannt gemacht wurde. Wie Friedrich und der Graf von Herzberg darüber dachten, mag dahin gestellt bleiben; indeß läßt sich nicht annehmen, daß zwei, in den Angelegenheiten Deutschlands so gründlich unterrichtete, Staatsmänner sich auch nur das allermindeste von der Kraft und dem Bestehen dieses Bundes versprochen haben. Bündnisse dieser Art sind vielleicht so alt, als Deutschland selbst; aber so wie sie, an und für sich,

nichts weiter sind, als ein Beweis von einer fehlerhaften Verfassung: so können sie auch weder irgend eine Kraft, noch irgend eine Dauer haben, weil Jeder empfindet, daß sie nur Surrogate sind, und daß das Einzige, was Noth thut (eine gute Verfassung), von ihnen weder ersetzt, noch herbeigeführt wird. Der deutsche Fürstenbund, den man vor dreißig Jahren das Meisterstück politischer Weisheit nannte, bewies sich nicht als ein solches; kaum entstanden, lösete er sich wieder auf, und die europäischen Begebenheiten nahmen bald darauf eine Wendung, die alles, was auf die Erhaltung von Deutschlands Eigenthümlichkeit Beziehung hatte, vollends in Schatten stellete.

Man könnte den deutschen Fürsten-Bund das Produkt der Altersschwäche nennen. Friedrich der Zweite überlebte die Entstehung desselben nur um ein einziges Jahr; und nach seinem Tode war der Bund so gut als aufgelöst. Die ganze Politik dieses Königs bezog sich auf das Haus Oesterreich, in welchem er den Erbfeind seines Hauses bei weitem mehr sah, als er es nöthig hatte. Hat er hierdurch nicht bloß Deutschland, sondern auch seinem eigenen Staate geschadet: so ist dieser Schaden tausendfältig gut gemacht durch das ganze übrige Leben dieses Monarchen. Sein Andenken wird noch lange fortdauern in der Erinnerung an die Stätigkeit, womit er seine Pflichten erfüllte: eine Stätigkeit, worin ihm wenige Regenten gleich gekommen sind, und vielleicht nur Markus Aurelius ihn übertroffen hat.

Ein Fürst, der in sich selbst nur den ersten Staatsdiener sieht, kann sich nicht losmachen von einem gewissen Stoizismus, der, zum Grundsatz ausgebildet, die größte Strenge gegen ihn selbst, und eine nicht viel geringere Strenge gegen seine Werkzeuge mit sich bringt; aber das Schöne in diesem Stoizismus ist und bleibt die Liebe für den Staat, und das klare Bewußtseyn der Bedingungen, unter welchen sie sich allein offenbaren kann. In einer reinen Monarchie ist eine solche Denkungsart vielleicht das einzige Rettungsmittel gegen den Despotismus; denn indem sie eine Ordnung und Regelmäßigkeit erzwingt, der man sich nicht ohne Gefahr entziehen kann, ersetzt sie Güte des Gesetzes durch die Autorität, welche sie demselben durch ihr Beispiel verschafft, und erhält dadurch den Glauben an die Freiheit. Das Ideal eines vollkommenen Patrioten werden die Preußen noch lange in Friedrich dem Zweiten wiederfinden; und obgleich der gesellschaftliche Zustand in diesem Königreiche sich seit dreißig Jahren so wesentlich verändert hat, daß kaum noch eine Aehnlichkeit mit demjenigen übrig geblieben ist, in welchem Friedrich mit der Freiheit eines Gottes waltete: so können seine großen Verdienste um den Staat doch nie verkannt werden; denn war Er es denn nicht, der den Grund zu dieser höheren Entwickelung legte? Vielleicht mußte sich Preußen eine Zeit lang isoliren, um sich, nach mehreren Decennien, zum Besten der europäischen Welt, in Deutschland wieder zu finden, und seine Bestimmung auf eine ganz neue Weise kennen zu lernen. Wie dem aber auch seyn möge: so ist das Bild Friedrichs des Zweiten in das

Leben dieses Staats so innig verflochten, daß sich nach den beinahe dreißig Jahren, die seit seinem Hintritt verflossen sind, der Zeitpunkt nicht bestimmen läßt, wo sein Geist nicht als Schutzgeist angerufen werden wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Selbst-

Selbstvertheidigung der spanischen Minister D. Joseph de Azanza und D. Gonzalo O-Farril.

(Beschluß.)

„Es verflossen drei Monden von dem Ausmarsch aus Madrid und dem Rückzuge nach dem Ebro, bis zur Ankunft des Kaisers in Spanien im Oct. 1808. Ihm folgten viele neue Truppen, welche den Ausschlag zu geben versprachen. Die Zwischenzeit war von den Spaniern zur Bildung einer Central-Junta, zur Stellung eines Heeres und zur Herbeischaffung des zum Feldzuge Nöthigen verwendet worden. Das, von den 34 Mitgliedern der Central-Junta, welche die oberste Regierungs-Behörde bildete, angenommene System war, als Repräsentanten zu handeln, d. h. gestützt auf Provinzial-Junten, von welchen sie ihre Instructionen und die Berechtigung erhalten hatten, diese Versammlung zu bilden, um die allgemeinen Angelegenheiten zu ordnen; denn die Provinzial-Junten, ohne eine Souveränetät, welche sie unmittelbar vom Volke erhalten zu haben glaubten, fahren zu lassen, betrachteten die Central-Junta nur als eine Art von Föderativ-Regierung, deren Mitglieder keineswegs das Recht hätten, sich von ihren Instructionen zu entfernen, wofern sie nicht ihre Vollmachten verlieren wollten. Auf diese Weise dauerte der Mangel an Ein-

heit durch den Conflikt gegenseitiger Vortheile und durch die Bemühungen, seinen Einfluß zu erhalten oder zu vermehren, fort. Am merklichsten aber war dies Uebel in der Armee; und so lange es eine Central-Junta gab, war es den spanischen und brittischen Generalen unmöglich, einen Operationsplan zu verabreden, welcher über das Schicksal der Nation entscheiden konnte. Die Resultate zeigten bald, wie sehr der Volks-Enthusiasmus sich abgekühlt hatte, und wie wenig die Junta für die Erhaltung des Ansehns der Generale und für die Aufrechthaltung der Disciplin in der Armee durch Herbeischaffung alles desjenigen sorgte, was in dieser doppelten Hinsicht nothwendig war."

„Azanza und O-Farril glauben, einen Schritt, den ihre Vaterlandsliebe ihnen zu Buytrago, nach dem Rückzuge auf Vittoria, eingab, nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. Zwar that er nicht die Wirkung, die sie davon erwarteten; aber dessenungeachtet wird er beweisen, daß sie bei ihrem einmal gefaßten Entschlusse nur darauf bedacht waren, ihr Vaterland aus seiner traurigen Lage zu reißen. Betroffen von dem Unglück, womit daſſelbe bedroht war, wenn der Kaiser seine Macht vereinigte, um es zu erobern oder zu zerstückeln, entwarfen sie, in Uebereinstimmung mit den übrigen Ministern, eine Denkschrift, worin sie bewiesen, daß für das Interesse Spaniens als Grundsatz aufgestellt werden müsse, daß seine Allianz mit Frankreich nicht eine Mitwirkung bei den größeren Planen des Kaisers in sich schließe; daß Spanien nicht in dessen Streitigkeiten mit andern Mächten einzugehen verpflichtet seyn sollte; und

daß es vielmehr gut seyn würde, der Nation sogleich bekannt zu machen, wie sie, wenn gleich von einem Bruder des Kaisers, den Tractaten von Bayonne gemäß, regiert, dennoch die Freiheit habe, einen Separat-Frieden mit England einzugehen, und das bisher beobachtete Neutralitäts-System noch länger zu befolgen. Sie stellten vor, wie sehr diese Erklärung die Unruhe über das Schicksal unserer Besitzungen in Amerika besänftigen würde; und sie wagten zugleich, an die grossen Geldsummen zu erinnern, welche Frankreich seit 15 Jahren aus Spanien gezogen hatte, und einen Schadenersatz für alles von der französischen Armee angerichtetes Unglück in Vorschlag zu bringen. Vorstellungen dieser Art konnten nicht von Männern herrühren, die sich einer fremden Regierung verkauft hatten, wohl aber von wahren Spaniern, welche keine Gelegenheit unbenutzt lassen, zu zeigen, wie theuer ihnen das Vaterland ist" *).

„Diese Schrift, datirt von Buytrago den 2 Aug. 1808, wurde würdig geachtet, dem Kaiser überreicht zu

*) Diese Minister waren wohl rechtschaffene Männer und gute Spanier; allein in welchem Grade verkannten sie Napoleons Absichten, als sie solche Vorschläge machten! Gerade damit England zu einem Zustand herabsinken möchte, bei welchem es keiner europäischen Macht mehr einfallen könnte, ein Bündniß mit demselben zu schließen; gerade um das sogenannte Gleichgewichts-System für immer zu Grabe zu tragen, und Englands politischen Einfluß für immer zu Grunde zu richten: wollte Napoleon Spanien in seine Gewalt bringen. Er konnte also wohl nicht anders als über die Treuherzigkeit Derjenigen lächeln, welche ihm solche Vorschläge machten.

Anm. des Herausg.

werden. Die Minister Azanza und Urquijo begaben sich nach Paris, um die verschiedenen Punkte, von welchen darin die Rede war, zu unterstützen und zu entwickeln. Doch Napoleons Politik vertrug sich eben so wenig mit gutem Rathe, als sein Ehrgeiz mit Schranken. Die übrigen Minister, O-Farril, Mazarredo und Cabarrus, noch immer voll von dem Verlangen, die Nation von dem Unglück, das sie bedrohete, zu befreien, versuchten ihrer Meinung Eingang zu verschaffen bei D. Francisco Xavier Castaños, Don Francisco de Saavedra und Don Cevallos. Dem ersteren meldeten sie unter andern: wie man den unveränderlichen Entschluß des französischen Kaisers, Spanien den Krieg zu erklären und in demselben seine ganze Macht zu entwickeln, nicht länger verkennen könne; wie, wenn der Widerstand von Seiten der Spanier auch noch so hartnäckig wäre, der Verlust aller Provinzen im Norden des Ebro doch eben so unabtreiblich seyn würde, als die Unterwerfung der übrigen unter einen Fürsten, welcher, mit der Heilung der Wunden des Königreichs beschäftigt, außer Stande seyn würde, irgend einen Krieg zu führen, den man ihm erklärte. Und, setzten sie hinzu, wenn der Heroismus der gegenwärtigen Generation das Glück der künftigen Generationen nicht sicher stellen kann — warum will man sich einem Entschluß hingeben, da die Ehre es erlaubt, einen anderen zu fassen? In dem Schreiben an Don Francisco de Saavedra kündigte man, nach Aufzählung der in Spanien einrückenden Truppen, als nothwendige Folgen dieser Invasion, den Umsturz aller der Familien an, deren Güter würden confiscirt werden; ferner die

Verheerung des ganzen Königreichs; ferner die Trennung Spaniens von seinen transatlantischen Besitzungen; ferner die durch Fremdlinge erzwungene Anerkennung des neuen Königs; ferner den Uebergang der vornehmsten Staatsämter in die Hände dieser Fremdlinge; endlich alle Nachtheile einer Eroberung: die Mißbräuche, die sie begleiten, die Unordnungen, welche sie überleben. Auf gleiche Weise drückte man sich gegen den Herrn von Cevallos aus, bemerkend, daß, wenn die Energie der Nation andere Resultate herbeiführte, dennoch alle die Provinzen, welche den Kriegsschauplatz ausmachten, verheert, das linke Ebro-Ufer Frankreich einverleibt, und mannichfaltiges anderes Elend gestiftet werden würde, ohne alle Hoffnung die so theuer errungene Unabhängigkeit lange zu behaupten. Alle diese Mittheilungen beweisen, mit welcher Offenheit und Aufrichtigkeit wir uns an Personen wendeten, die bei der Nation im größten Ansehn standen: Personen, welche unseren Charakter und unsere Denkungsart seit langer Zeit kannten, und in unserem Betragen nichts weiter sehen konnten, als die aufrichtige Absicht, dem Vaterlande alle die Unfälle zu ersparen, welche der Krieg über dasselbe bringen mußte."

„Nie hatte sich der Kaiser vom Glücke mehr begünstigt gesehen, als um die Zeit des Nov. 1808, wo er an der Spitze seiner auserlesensten Truppen in Spanien einrückte. Einen Monat früher hatte die Conferenz zu Erfurt Statt gefunden, wo Rußland seine Anhänglichkeit an dem politischen System des französischen Kaisers erklärte, und mit ihm ein furchtbares Bündniß

ſchloß, welchem die übrigen kriegführenden Mächte vergeblich Widerſtand geleiſtet haben würden. Die beiden Kaiſer waren ſo ſehr überzeugt, daß keine Macht des feſten Landes gegen ihre vereinigte Macht auftreten würde, daß ſie es dem Könige von England ankündigten. Demnächſt luden ſie die brittiſche Regierung ein, einer Friedensunterhandlung die Hand zu bieten und ihre Bevollmächtigten zu ſenden. England antwortete: daß dies nicht anders geſchehen könnte, als im Einverſtändniß mit ſeinen Verbündeten Spanien und Schweden, deren Repräſentanten auf dem Congreß zugelaſſen werden müßten. Niemand wird ſich darüber wundern, daß Napoleon ſich weigerte, die der ſpaniſchen Regierung zuzulaſſen; aber bemerkenswerth iſt es, daß Kaiſer Alexander ſo feſt entſchloſſen war, die Plane ſeines Neu-Verbündeten zu unterſtützen, daß er durch den Grafen Romanzoff der engliſchen Regierung unter dem 28 Oct. 1808 ſchreiben ließ: „Die Zulaſſung der Könige, welche Englands Verbündete wären, könne kein Gegenſtand irgend einer Schwierigkeit ſeyn; allein dies Princip laſſe ſich nicht auf die ſpaniſchen Inſurgenten ausdehnen: denn der Kaiſer habe den König Joſeph anerkannt, und Seiner brittiſchen Majeſtät angezeigt, daß er mit dem Kaiſer der Franzoſen für den Frieden, wie für den Krieg, verbunden wäre; was er hiermit wiederhole, feſt entſchloſſen, ſein Intereſſe nie von dem Intereſſe dieſes Monarchen zu trennen.“ Die Welt hat dem Kaiſer Alexander ihren Beifall gegeben, als er, dies Syſtem verlaſſend, erkannte, daß er ſeine Kraft weit heldenmäßiger anwenden werde, wenn er die Ketten, unter welchen

ganz Europa seufzete, zersprengen hälfe; Spanien besonders wird nie vergessen, daß es ihm den glücklichen Erfolg seiner Anstrengungen und Opfer verdankt; und Azanza und O-Farril bringen diesem Monarchen mit vollem Herzen den Tribut ihrer Erkenntlichkeit dar, weil sie nie, und auch jetzt nicht, ein anderes Interesse gefühlt haben, als das ihres Vaterlandes. Allein hier ist nur die Rede von der Wahrscheinlichkeit, welche Spanien im Jahre 1808 hatte, den Kampf mit dem übermächtigen Frankreich zu bestehen, auf dessen Seite alle Mächte des festen Landes waren. Wer hatte ein größeres Interesse, sich über die Begebenheiten nicht zu täuschen, als die Souveräne? Und doch sahen sie der Invasion, die uns bevorstand, ruhig zu; und wenn man hiermit die Unordnung im ganzen Königreiche, den Mangel an Einheit unter den Generalen, die Mißverständnisse zwischen diesen und der Regierung, und endlich die Langsamkeit und das Mißtrauen der Engländer verbindet: wie hätte man sich denn wohl auch nur den kleinsten Vortheil versprechen können?" *)

*) Nichts scheint uns in dem Gange der europäischen Begebenheiten seit dem Jahre 1808 merkwürdiger, als der Conflikt der Meinungen; denn dieser hat ganz unstreitig das Meiste beigetragen, die Wendung hervorzubringen, welche die Dinge endlich genommen haben. Man könnte wohl die Frage aufwerfen, was aus Europa geworden seyn würde, wenn die Spanier über die Zulassung Joseph Napoleons Ein Herz und Eine Seele gewesen wären? Läugnen läßt sich nicht, daß die Vernunft auf Seiten der Azanza und der O-Farril war; allein wäre es ihnen gelungen, alles mit sich fortzureißen: so würde — nichts von dem geschehen seyn, was wir erlebt haben. Weiter läßt sich freilich nichts darüber sagen; allein dies ist auch genug. Die Zwietracht

„Die Begebenheiten rechtfertigten dieſe Befürchtungen nur allzubald. Drei Wochen reichten hin, die Armeen von Galizien, Aſturien, Caſtilien, Aragon und Valencia zu ſchlagen und zu zerſtreuen, ſich durch die Gebirge von Guadarrama einen Weg zu bahnen, in Madrid einzurücken und die Ufer des Tago zu beſetzen. Die Straße nach Cadix war gebahnt, und der Kaiſer hätte ſie betreten können, wäre er nicht zurückgehalten worden durch den Marſch der Engländer, welche von Galizien und Portugal her vordrangen, noch weit mehr aber durch den Verdacht, welchen die Bewegungen Oeſterreichs einflößten. Denjenigen, welche nicht Zeugen des Eindrucks waren, welchen dieſe Begebenheiten auf die ſpaniſche Nation machten, iſt es unmöglich, einen Begriff davon zu geben; und die, welche ſich, während dieſes Zeitraums, in Spanien befanden, bedürfen deſſen nicht. Die Zerſtreuung der Central-Junta und ihre übereilte Flucht von Aranjuez nach Sevilla verbreiteten im ganzen Königreiche Beſtürzung und Muthloſigkeit, um ſo mehr, weil ausgeſprengt worden war, daß alle Vorkehrungen im Einverſtändniß mit den Englän-

---

der ſpaniſchen Patrioten hat einen Kampf in die Länge gezogen, der ohne dieſelbe ſehr frühe beendigt geweſen wäre; und indem der Krieg auf der pyrenäiſchen Halbinſel bis ins fünfte Jahr dauerte, war es vielleicht allein möglich, daß die Dynaſtie Buonaparte aus Europa entfernt werden konnte. Der Krieg in Spanien und der Krieg in Rußland ſtehen in der engſten Verbindung mit einander; und wenn die übrige europäiſche Welt ſehr viel für Spanien gethan hat: ſo hat dieſes von ſeiner Seite ſehr viel für die europäiſche Welt gelitten. Man ſollte es alſo nie darauf anlegen, die Gegenkraft zu vernichten.

Anm. des Herausg.

dern getroffen wären, den Feind jenseit des Ebro festzuhalten und sogar aus dieser Stellung zu vertreiben. Die Proklamationen der Central-Junta beruhigten die Einwohner von Madrid über das Schicksal der Hauptstadt an eben dem Tage, wo die Franzosen den Paß von Somosierra überwältigten; und nach der Einnahme von Madrid, machte man aus dieser Begebenheit ein Geheimniß für die Nation, und sogar für mehrere Armee-Corps, so daß der englische General Moore sich laut darüber beklagte, indem man ihn der Gefahr ausgesetzt hatte, zu einer Zeit auf Madrid zu marschiren, wo kein Augenblick verloren gehen durfte, wenn er Coruña erreichen und seine Armee retten wollte."

„Die reißende Schnelle, womit sich die französische Armee nach allen Seiten hin ausbreitete, und sich der wichtigsten Positionen vom Ebro bis zum Tajo bemächtigte, zerschnitt nicht nur allen Zusammenhang zwischen den National-Armeen, sondern goß auch den Geist der Niedergeschlagenheit, der Indisciplin und der Empörungssucht über dieselben in einem so reichlichen Maaße aus, daß von Seiten der Anführer jeder Eifer, jede Geschicklichkeit unnütz und vergeblich wurde. Einer von ihnen meldete der Regierung, daß er nicht länger auf die Truppen unter seinen Befehlen rechnen könnte; ein anderer sah sich genöthigt, sein Armee-Corps zu verlassen, ehe sein Nachfolger im Commando angelangt war; ein dritter zog sich mit seinen Truppen zurück, und beschränkte sich auf die Vertheidigung der Provinz welche von ihm regiert wurde; ein vierter wurde geschlagen, ehe er die Ueberlegenheit der ihn angreifenden Truppen

kennen gelernt hatte. Alle wurden abgesetzt, bis auf den dritten; ein fünfter, welcher den Paß von Somosierra vertheidigen wollte, hatte, nach der Niederlage, das Unglück, von seinen eigenen Soldaten ermordet zu werden. Aufgefangene Briefe schilderten in den allerlebhaftesten Farben die Ungewißheit der Chefs und selbst der Subaltern-Offiziere; das Mißtrauen, welches zwischen den verschiedenen Armee-Corps herrschte; ihre Klagen über die Central-Junta, und ihre vorgeblichen Entdeckungen von Verrath, in Revolutionen so gewöhnlich. Und wenn die Spanier in ihren Privat-Briefen sich auf diese Weise erklärten: so standen die Engländer in ihren Depeschen nicht hinter ihnen zurück, wie sich jeder überzeugen kann, der sich die Mühe geben will, die berühmten Briefe Lord Bentinks und des Generals Moore aus diesen Zeiten zu lesen."

„Ihre Aussagen waren nur allzu sehr gegründet, und man hätte seine Augen dem Lichte verschließen müssen, um noch andere Folgen aus dem Zustande zu ziehen, worin sich die spanische Nation zu Anfang des Jahres 1809 befand. Jeder Unpartheiische, der Spanien in dieser Epoche durchwandert wäre, hätte nicht anders darüber geurtheilt, als die Engländer. Azanza und O-Farril, überzeugt, daß der Staat seinem Verderben entgegen taumle, sahen voll Schmerz den Augenblick, wo ihre Prophezeihungen in Erfüllung gehen würden. Sie zitterten besonders für Madrid. Bei ihrer Ankunft in Burgos sahen sie die Armeen von Castilien, Galizien, Asturien und Estremadura zersplittert; und es ließ sich berechnen, daß die von Andalusien, Aragon

und Valencia kein beſſeres Schickſal haben würden. Sie waren Zeugen von den Verheerungen, welche zu Burgos in Folge des Kampfes geſchahen, der in den Ringmauern dieſer Stadt beendigt wurde; und überzeugt, daß die franzöſiſche Armee ſich durch nichts abhalten laſſen werde, Madrid zu erobern, ſchloſſen ſie ſich an ihre Collegen an, um, wo möglich, der Hauptſtadt die Greuel eines vergeblichen Widerſtandes zu erſparen. Selbſt wenn die Central-Junta ſich weigerte, die großmüthige Abſicht eines Schreibens, welches wir zu dieſem Endzweck an ſie richteten, anzuerkennen: ſo mußte ſie doch den Ausdruck der Geſinnungen ehren, welche die Menſchlichkeit in ſolchen Fällen allein zuwege bringt. Doch ohne alle Rückſicht auf die Beweggründe unſeres Schreibens ließ die Central-Junta daſſelbe öffentlich verbrennen, und machte gegen uns und unſere Collegen ein Proſcriptions-Dekret bekannt. Der geſunde Theil der Nation mißbilligte zwar dies Betragen der Junta; doch dieſe ließ ſich nicht abhalten, mehrere andere Perſonen auf dieſelbe Weiſe zu behandeln. Wahrlich dies Betragen war ſehr unziemlich. Welches Reſultat auch der ſpaniſche Krieg geben mochte: immer mußte er ſich mit einer gegenſeitigen Ausſöhnung endigen; denn Proſcriptionen dienen nur dazu, die Geſinnungen der Brüderlichkeit zu erſticken, und einen Kampf, welcher der Opfer nur allzu viele gekoſtet hat, noch giftiger zu machen. Trotz den Bemühungen der Junta, beſtimmte der Anblick der Gefahr das Volk von Madrid und die Behörden zur Ergreifung derſelben Parthei, welche wir als die einzig-vernünftige empfohlen hatten; und als der

Kaiser seine Armee bis zu den Thoren der Hauptstadt geführt hatte, und die Wirkungen seiner Rache nicht länger verkannt werden konnten, entwaffneten die Klugheit einiger Chefs, die Unterwerfung der Einwohner, und der Dazwischentritt des Königs Joseph den Sieger, retteten Madrid, und ersparten ihm die Plünderung, womit es bedroht war."

„Wie sich der erste Feldzug für die National-Armee endigte, ist aus dem Vorhergehenden klar. Jetzt noch ein Wort über das Schicksal der Engländer, die uns zu Hülfe gekommen waren. Den ganzen Nov. hindurch waren die französischen Armeen auf keinen Engländer gestoßen. Seit dem 30 Aug. hatte die brittische Armee den Feldzug von Portugal beendigt. Sir John Moore, welcher in Lissabon angelangt war, um das Commando derselben zu übernehmen, verließ den 27 Oct. jene Stadt, um in Spanien einzurücken. Er rechnete auf die Verstärkungen, welche er über Coruña erhalten sollte. General Baird, welcher dieselben anführte, kam den 17 Oct. in diesem Hafen an, konnte sich aber vor der Mitte des Dec. nicht mit Moore vereinigen. Die Junta von Galizien widersetzte sich mehrere Tage hindurch der Landung der Engländer, nahm sie endlich auf, aber empfing sie mit Kälte, und versagte ihnen alle Transportmittel. Man hat dem General Moore den Vorwurf gemacht, daß er zur Verhinderung der Einnahme von Madrid keinen Schritt gethan habe; aber es sey nun, daß er das Gefahrvolle dieser Operation nicht allein übernehmen wollte, oder daß die lügenhaften Nachrichten, die er erhielt, ihm zu erkennen gaben, daß

er sich nicht zu übereilen brauche: genug er ging nicht über Salamanca hinaus, und sein Betragen schien ungewiß, bis er sich der Gefahr ausgesetzt sah, daß er sich nicht werde wieder einschiffen können. Als nun sein Rückzug einmal beschlossen war, sah er sich von den Franzosen mit solcher Heftigkeit verfolgt, daß er nicht einmal die ersten Engpässe Galiziens vertheidigen konnte. Zu den Beschwerden des Marsches in der strengsten Jahreszeit gesellte sich der Mangel an Lebensmitteln und die Flucht der Einwohner, welche über die von den Engländern verübten Unordnungen ihre Häuser verließen, und alles mitnahmen. Ferrol verschloß ihnen seine Thore; und als sie am folgenden Tage (12 Jan.) zu Coruña angelangt waren, nahmen sie eine Stellung, um ihre Fahrzeuge zu erwarten, welche den 14ten ankamen. Den 16ten wurde die Schlacht geliefert, in welcher General Moore und mehrere Offiziere von hohem Range blieben. Ohne dies Beispiel von Tapferkeit, welches den Muth der Soldaten aufrecht erhielt, würde diese Armee vernichtet worden seyn. Gleichwohl verlor sie alle ihre Munition, einen Theil ihrer Artillerie, und sah sich genöthigt, vor ihrer Abfahrt 4- bis 5000 Pferde zu tödten, um sie nicht in die Gewalt des Feindes gerathen zu lassen."

„Dies war das Resultat des Feldzuges von 1808, an welchem der größte Theil der in Spanien befindlichen französischen Truppen auch nicht den mindesten Antheil genommen hatte. Welche Richtung sie auch für die Folge der Operationen nehmen mochten: immer konnten sie darauf rechnen, daß sie auf kein Armee-Corps

von mehr als 15000 Mann ſtoßen würden, welches noch dazu ohne Artillerie und ohne Magazine war. Auf der ganzen Halbinſel waren nur 2000 Engländer zurückgeblieben. Bei dieſer Darſtellung ſind wir weit davon entfernt, behaupten zu wollen, daß die patriotiſchen Anſtrengungen unſerer Landsleute nicht die gerechte Idee, welche man von ihrer Geſetzlichkeit und ihrem Muthe haben muß, erfüllt hätten; wir wollen nur beweiſen, daß dieſe achtungswerthen Eigenſchaften nicht ausreichten, um die Macht, welche ihr Land verheerte, zurückzutreiben."

„Als man ſich, zu Anfange des Jahres 1809, im brittiſchen Parliamente über die Operationen dieſes Feldzuges beſprach, verkündigte man laut, daß Spanien ſeine Freiheit und Unabhängigkeit gegen Frankreich nicht habe vertheidigen wollen, und daß die Spanier im Allgemeinen die Hülfe Englands fürchteten. Es kam ſogar dahin, daß man ſagte: in ganz Europa gebe es keine Macht mehr, welche ſich, nach ſo vielen Erfahrungen von Saumſeligkeit und Geringſchätzung, mit Großbritannien verbinden wolle. Spanien und Schweden hatten ſich gleich ſehr zu beklagen: jenes, weil es ein Raub der Franzoſen geworden war; dieſes, weil es durch Englands Nachläſſigkeit Finnland verloren hatte. So ſchien es wenigſtens. Wo iſt nun der unpartheiiſche, die Begebenheiten der Zukunft nach den Erfahrungen der Vergangenheit berechnende Menſch, der ſich zu behaupten getraut, daß der Widerſtand Spaniens weiſe, ſchicklich und fähig ſey, es von der Gefahr, nach dem franzöſiſchen Syſtem regiert zu werden, zu befreien? Konnte

man damals glauben, daß es möglich seyn würde, die Person unseres Monarchen wieder zu erobern? daß das Ergebniß dieses Kampfes allen Lehren der Erfahrung Hohn sprechen, und daß man, nach dem Untergange der Städte und nach der Entvölkerung Spaniens, nicht gezwungen seyn werde, Friede und Ruhe in der Zulassung eines constitutionellen Königs zu suchen, der, indem er der Nation ihre Unabhängigkeit und die Integrität ihrer Provinzen sicherte, Balsam in die geschlagenen Wunden gieße? Von dieser Wahrheit mußte man sehr allgemein überzeugt seyn, weil eine zahlreiche Deputation aller Corporationen von Madrid den Kaiser um die Erlaubniß bat, daß die Hauptstadt, die benachbarten Städte, und, nach und nach, ganz Spanien sich der Gegenwart seines Bruders, des Königs Joseph, erfreuen möge; weil alle Einwohner von Madrid in den Parochial-Kirchen und in Gegenwart des heiligen Sacraments den Treu-Eid leisteten; weil eine Unzahl von Staatsbeamten sich unaufgefordert zur Leistung desselben einstellte, und weil andere Deputirte derselben Stadt, bestehend aus Staatsräthen und den Mitgliedern anderer weltlichen und geistlichen Behörden, sich nach Valladolid begaben, wo damals sich der Kaiser befand, um jene Bitte zu wiederholen und die Ankunft seines Bruders in Madrid zu beschleunigen."

„Unmittelbar darauf ging der Kaiser nach Paris zurück, wo er von allen Körperschaften die schmeichelhaftesten Huldigungen erhielt. Die Lage des französischen Kaisers in dieser Epoche veranlaßt eine Bemerkung, welche wir ausdrücklich an alle Diejenigen richten,

welche gegenwärtig zu behaupten wagen: die franzöſiſche Nation habe an allen Entwürfen ihres damaligen Chefs zur Ausdehnung der Gränzen und zur Verbreitung ſeiner Herrſchaft keinen Antheil genommen, oder dieſelben nur mit Widerwillen unterſtützt. Indem man ſo ſpricht, heuchelt man ein Vergeſſen desjenigen, was ſich in jenen Zeiten zugetragen hat, und ſtellt die Franzoſen als ein einfältiges indolentes Volk dar, deſſen Meinung nichts verſchlage, und das mehrere Jahre hindurch ganz maſchinenmäßig der Richtung gefolgt ſey, die man ihm zu geben für gut befunden. Aber durch dieſe, für eine Nation, die auf ihren Ruf eiferſüchtig iſt, nicht wenig beleidigende Hypotheſe entſchuldigt man weder die Verirrungen, die ſie begangen hat, noch bekräftigt man die Reue, die ſie darüber empfinden mag. In dem Zeitraum, von welchem hier die Rede iſt, vereinigte ſich Alles, um zu zeigen, daß der Enthuſiasmus der Nation Napoleon mit einem Glanze umgeben hatte, welcher ganz Europa verblendete. Die Idee, welche man von der Stätigkeit der inneren Regierung hatte, war der Hebel, der ihm die Freundſchaft, das Vertrauen, und ſelbſt die Achtung der mächtigſten Staaten zuwendete. Frankreich, ein Land, in welchem die Liebe für den Ruhm zu Wahnſinn wird, verkündigte ſelbſt den entfernteſten Ländern ſeine äußerlichen Vorzüge, ſeine innere Wohlfahrt, und glaubte ſich berechtigt, die erſte Nation von Europa zu heißen. Es war ſeinem Kaiſer gelungen, ſeine Macht mit der öffentlichen Meinung zu verkütten. Die Nation, weit entfernt von aller Gleichgültigkeit gegen den Ruhm, welchen ſie durch Napoleons

Trium-

Triumphe erwarb, gab ihm bereitwillig ihre Mittel, die Zahl und den Glanz derselben zu vermehren. Alle Macht des Reichs konnte jenseit der Gränzen desselben verwendet werden; denn sie war überflüssig für die Erhaltung der Ruhe im Innern. Man führte mit Verwunderung an, daß die Frankreich einverleibten Länder, deren Unterwerfung durch nichts weniger erprobt war, als durch die Zeit, in der Abwesenheit der bewaffneten Macht ihre friedliche Stellung behielten. Piemont, Genua, Toskana, waren nur von 15000 Mann bewacht, als Napoleon sich in Wien befand; und Paris hatte eine Garnison von 1200 Mann. Bei dem allen ging die Conscription und die Erhebung der Steuern ganz ruhig von Statten, und nur Civil-Behörden waren mit Beidem beschäftigt. Der öffentliche Geist bewegte sich in keiner anderen Bahn, als die Politik der Regierung, und diente dieser zur Unterlage und Stütze. Bloß militärische Eroberungen würden unfruchtbar und unsicher gewesen seyn, wenn der Staatschef von Frankreich, unterstützt von der National-Meinung, sich derselben nicht bedient hätte, um sich die der Völker und der Souveräne zu sichern. Alles, was eine Nation anwenden kann, diese Meinung zu hegen, fortzupflanzen und zu verstärken, wurde benutzt. Meisterwerke der Baukunst, der Pinsel, der Grabstichel, die Leier, alle Talente, welche Frankreich in sich schließt, hatten um den Thron ihres Idols eine Mauer gezogen, welche nur der unmäßige Ehrgeiz Dessen, für welchen sie errichtet war, zerstören konnte. Von der niedrigsten Classe der Gesellschaft bis zur höchsten war alle Meinung zum Vortheil Napoleons. Mag ein Theil der Na-

tion das Betragen ihres Kaisers zu Bayonne gemißbilligt haben; aber hat sich deshalb eine Feder geregt, um die Sache unserer Könige zu vertheidigen? Ist Spanien deshalb weniger von französischen Heeren überschwemmt worden? Was verschlug es denn, daß die erste Ursache des Krieges und der Krieg selbst von den Franzosen getadelt wurde? Wir waren deswegen nicht weniger zum Nachgeben genöthigt. Für den, welcher berechnen muß, ob er widerstehen kann, oder nicht, ist das Resultat immer dasselbe."

„Spaniens Lage, anstatt sich im Jahre 1809 durch die mächtige Diversion des Krieges mit Oesterreich zu verbessern, wurde immer beklagenswerther, nicht bloß durch den Verlust der bei Ucles und Medellin zerstörten letzten Armee-Corps und durch die Capitulation von Saragoza, deren Andenken niemals aussterben wird: sondern auch durch die zunehmende Unordnung im Innern. Indem die Central-Junta mit jedem Tage an ihrem Ansehn und an dem Vertrauen verlor, das die Nation in sie gesetzt hatte, fand sie Ungehorsam, und sah sich sogar von den Provinzial-Junten bedroht. Ein Bürgerkrieg war dem Ausbruche nahe, und die Manifeste, welche bereits erschienen, ließen den nahen Fall dieser Regierung vorhersehen, selbst wenn kein unvorhergesehenes Ereigniß sie über den Haufen warf. Man machte ihr den Vorwurf, sie sey nur geschaffen worden, die Cortes zusammen zu berufen, und unterdeß für die Vertheidigung des Königreichs zu sorgen; man machte ihr den Vorwurf, den wahren Zweck ihrer Einführung vernachlässigt zu haben, und nur auf die beständige Aus-

übung einer Souveränetät bedacht zu seyn, welche die Nation ihr nicht definitiv anvertraut habe. In den Armeen war die Rede von der Absetzung der Central-Junta, von den Angriffen auf ihre etwanigen Vertheidiger. Das Volk, welches die von ihm verlangten Opfer von Tage zu Tage immer stärker fühlte, und die Hoffnungen, womit man es gewiegt hatte, immer mehr dahin schwinden sah — das Volk verschloß sein Ohr den Proklamationen der Junta, wie den Drohungen der Militär-Behörden. Aus dem entschiedensten Enthusiasmus versank das Volk in die vollendetste Niedergeschlagenheit, und die National-Truppen, wie die Verbündeten, litten Entbehrungen, gerade als ob sie in Feindes Lande operirt hätten."

„Durch die Gegenwart so vieler fremden Armeen konnte Spaniens Unglück nur vermehrt werden; denn in einem Kriege dieser Art hat man eben so viel von denen zu leiden, welche sich der Eroberung widersetzen, als von denen, die sie erzwingen wollen. Die Siege der Franzosen kamen dem Volke zu theuer zu stehen, als daß sie hätten die Gunst desselben gewinnen können. Einige ihrer Corps operirten damals vereinzelt, nach einem Plane, welchen der Kaiser bei seiner Abreise aus Spanien zurückgelassen hatte, und konnten sich unter einander nicht einigen über militärische Unternehmungen, welche Entscheidung gebracht haben würden. Obgleich Napoleon für den Krieg gegen Oesterreich nur seine Garde-Regimenter zurückgenommen hatte: so wurden doch die in Spanien zurückgebliebenen Corps nur zu Operationen von allzu großem Umfange verwendet. Die

Folge davon war, daß man Galizien räumen mußte, daß die Erhaltung von Oporto das sechste Corps gefährdete, und daß, als dieses sich mit dem zweiten und fünften auf Salamanca vereinigen konnte, um von da nach Placencia in Estremadura zu marschiren, eine englische und eine spanische Armee zu Talavera de la Reyna Position genommen hatten. Hier griff König Joseph sie den 28. Jul. 1809 mit dem ersten und vierten Armee-Corps und der Garde-Reserve an; aber die Folgen dieser eben so blutigen als unentschiedenen Schlacht waren nicht so vortheilhaft, als sie für die combinirten Armeen werden zu können geschienen hatten; sie waren es nicht, wegen des Marsches der Franzosen auf Placencia, wodurch man den Rückzug nach Portugal abschneiden konnte. Bald darauf wurde die spanische Armee von la Mancha, welche Andalusien decken sollte, zu Almonacid geschlagen."

„Unterdeß hatte Napoleon in Deutschland gesiegt, und Oesterreich sah sich nach der Schlacht bei Wagram zur Unterzeichnung des Friedens genöthigt. Durch diesen Tractat machte Oesterreich sich anheischig, alle politische und Handels-Verbindungen mit England aufzugeben, und die Artikel 2 und 3 dehnten diesen Frieden auf die Könige von Spanien und Holland aus, indem der Kaiser von Oesterreich alle geschehene Veränderungen in Spanien und Portugal und in Italien anerkannte. Die Vollendung dieser Unterhandlung war die bald darauf folgende Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Luise. Das französische Reich kannte von diesem Augenblick an keinen Nebenbuhler auf dem festen

Lande; seine Präponderanz befestigte sich mit jedem Augenblick. Alle diese Begebenheiten bewiesen bis zum Augenschein, daß Spaniens Widerstand nur die verderblichsten Folgen für dies Königreich haben könnte."

„Indeß hielt die heroische Vertheidigung von Girona, in Verbindung mit anderen Versuchen, die fremde Macht zurückzutreiben, die Standhaftigkeit der Nation aufrecht. Nach einer fünfmonatlichen Anstrengung, wobei die außerordentlichsten Mittel nicht geschont wurden, war es der Central-Junta gelungen, eine neue Armee in la Mancha und eine zweite zu Ciudad-Rodrigo aufzustellen. Die Lage Spaniens konnte man freilich in nichts verbessern. Das erste von jenen Corps wurde unglücklicherweise zu Ocaña geschlagen, und verlor 20,000 Gefangene, welche, von der Reiterei zusammengebracht, eine strenge Behandlung erfahren haben würden, wenn die Gegenwart des Königs Joseph den französischen Soldaten nicht daran zurückerinnert hätte, daß er für ein Interesse kämpfte, welches sich mit keiner Härte und Grausamkeit vertrug. Das zweite Corps, nachdem es einige Vortheile bei Tamames und Salamanca errungen hatte, sah sich zum Rückzug auf Ciudad Rodrigo genöthigt. Im brittischen Parliament, wie in den brittischen Zeitungen, sagte man damal: daß, da die europäischen Regierungen der französischen Macht nicht hätten das Gleichgewicht halten können, es jetzt die Sache der Völker sey, ihre Vertheidigung zu übernehmen; daß die spanischen Angelegenheiten den traurigsten Anblick gewährten; daß die Lage des festen Landes, vermöge der Muthlosigkeit der Mächte, England in Gefahr setzte; daß

das Cabinet von St. James seine Verbündeten weder habe befreien, noch ihnen helfen können: und als einzelne Fälle führte man den Prinz-Regenten von Portugal, den Statthalter von Holland, und die Könige von Sicilien und Sardinien an. Geben wir Spanien auf, sagten einige. Denn was haben wir dabei gewonnen, daß wir uns zu seinem Vertheidiger aufgeworfen haben? Einen beschränkten Handel mit der Halbinsel und deren Colonieen, und das Versprechen, daß die Flotten von Cadiz, Ferrol und Carthagena uns ausgeliefert werden sollen. Aber was haben wir nicht bereits aufgeopfert? Unsere Armeen und unsere Schätze! Außerdem haben wir uns den Colonieen verhaßt gemacht, indem wir uns zu Stützen für ihre Unterdrücker hergegeben haben. Unsere spanischen Freunde, sagten andere, machen noch immer viel Lärm, und kommen nicht vorwärts. Wenn Spanien und Portugal ihre Unabhängigkeit retten: so werden sie dieselbe weder unseren Bemühungen, noch ihren eigenen Anstrengungen verdanken, wohl aber einem glücklichen Zufall, welcher den Feind vertreiben wird. Die Spanier sind getheilt und durch Niederlagen entmuthet."

„Vor und nach der Schlacht von Ocaña sah man in Madrid Deputirte aus allen vornehmsten Städten beider Castilien, aus la Mancha und aus anderen Provinzen anlangen, um, im Namen ihrer Mitbürger, Zusicherungen der Treue und Anhänglichkeit dem König Joseph zu geben. In den Unterredungen mit den Bischöfen, Prälaten, Mönchen und Eigenthümern, welche diese Deputationen begleiteten, hatten wir alle Tage Ge-

legenheit, uns zu überzeugen, daß die Völker des Krieges überdrüssig waren und nach Ruhe seufzten. Sie selbst forderten französische Garnisonen, um sich gegen die Bedrückungen spanischer Partheigänger zu schützen."

„Im Jahre 1810 befestigten die französischen Truppen in Catalonien und Aragon ihre Herrschaft durch die Einnahme von Lerida, Hostalrik und Mequinenza. Gleichzeitig drangen sie bis zu den Thoren von Cadiz vor, und vollendeten die Eroberung der vier Königreiche Andalusiens. Ein Werk von wenigen Stunden war der Marsch durch die Sierra Morena. Der Tumult in Malaga kostete nur wenigen Einwohnern das Leben. Die Minister, welche den König Joseph begleiteten, benutzten jede Gelegenheit, ihren Einfluß zum Besten der Andalusier gelten zu machen; sie waren es, welche den Städten Granada, Jaen und anderen die Schrecknisse einer Belagerung oder eines Sturms ersparten. Sevilla, welches die ihm bevorstehende Gefahr nach deren ganzem Umfange erkannte, wartete nur die erste Aufforderung ab, um seine Thore zu öffnen. Mit Mühe rettete sich die Central-Junta nach Cadiz; ihr Präsident und mehrere ihrer Mitglieder wurden gemißhandelt, beschimpft und aufgehalten von den Bewohnern der Städte, die auf ihrem Wege nach Cadiz lagen. Die Junta von Sevilla hatte während der kurzen Zeit, welche die Franzosen gebrauchten, um dahin zu gelangen, den Titel einer Ober-Junta des Königreichs, welches damals ohne Regierung war, wieder angenommen; und in ihrer Proclamation vom 28 Jan. behandelte sie die Mitglieder der Central-Junta als Ausreißer, die, nachdem sie das

Vaterland zu Grunde gerichtet, es der Gewalt des Feindes überließen. Nach ihrer Ankunft in Cadiz wurde die Central-Junta aufgelöst und die Regierung einem Regentschaftsrathe von fünf Mitgliedern anvertraut. Dieser Rath vereinigte, nach den Verfügungen seiner Vorgänger, die außerordentlichen Cortes, welche den 24 Sept. desselben Jahres ihre Sitzungen auf der Insel Leon begannen. Wenig Tage darauf ernannten sie ein provisorisches Regentschafts-Conseil, welches seine Verrichtungen bis zum 22 Jan. 1812 fortsetzte. Um diese Zeit vertrauten sie die vollziehende Macht, nach einem in der neuen Constitution angenommenen Princip, einer Regentschaft von fünf Mitgliedern. Die Charta wurde den 19 März desselben Jahres bekannt gemacht, und die Regentschaft behielt ihre Vollmachten bis zum 8 März 1813, wo sie durch eine andere, aus drei Mitgliedern bestehende ersetzt wurde, welche bis zur Rückkehr Seiner Majestät nach Spanien in Ansehn blieb."

„Die Ueberzeugung von der Schädlichkeit des Widerstandes und von der unumgänglichen Nothwendigkeit, Ruhe und Rettung in der Unterwerfung zu finden, ging allenthalben vor den französischen Armeen her. König Joseph durchreisete ganz Andalusien, und besuchte sogar die Ufer der Bay von Cadiz. In allen Städten und Dörfern, durch welche er kam, erhielt er Freudensbeweise, und die Versicherungen, daß man des Krieges überdrüssig sey. Alle Municipalitäten, alle Kapitel leisteten ihm den Eid der Treue und des Gehorsams; und von allen Seiten langten Deputationen an. Sogar Madrid und dessen Municipalität sandten Deputirte nach

Sevilla, um ihm Glück zu wünschen. Ein Theil des Adels von Granada wollte seine Leibwache bilden; der Ueberrest wurde gebraucht, um, vereinigt mit den Bürgern, eine Bürgergarde einzuführen. Diesem Beispiele folgten Sevilla und andere Städte. Weit leichter würden sich die Municipalitäten, welche den Eid der Treue versagten, zählen lassen, als die, welche ihn leisteten. In den Archiven des Ministeriums der Justiz muß man die Protokolle von den Eidesleistungen der Städte, Flecken, Dörfer u. s. w. gefunden haben; und in den Zeitungen von Madrid aus dieser Epoche kann man die von den Deputirten im Namen ihrer Mandatarien gehaltenen Reden lesen. Tausende von Individuen und Familien, welche ausgewandert waren, kehrten in die von dem König Joseph regierten Provinzen zurück; sie hatten gethan, was der Einzelne thun kann, seine Meinung zu retten, und waren nun zu der Ueberzeugung gelangt, daß man sich vergeblich bemühen werde, den Lauf der Begebenheiten zu verändern. In eben dieser Ueberzeugung nahmen sie Aemter an. So groß waren die Fortschritte, welche die Meinung gemacht hatte, daß die Deputirten aus den Hauptstädten Andalusiens, nach ihrer Ankunft in dem Hafen von Santa Maria, wo sie den König begrüßten, freiwillig das Geschäft übernahmen, nach Cadiz zu gehen, um die Behörden dieser Stadt dahin zu bewegen, daß sie die Vortheile eines allgemeinen Friedens und das Ende der durch den Aufenthalt französischer Heere in Spanien verursachten Uebel nicht durch unsinnigen Widerstand verzögern möchten."

„Die schnelle Eroberung Andalusiens, die Zer-

ſtreuung der Central-Junta, die Zweifel, welche über die Rechtmäßigkeit der auf ſie folgenden Regierung entſtanden: alles dies brachte die Nation in die kritiſchſte Stellung, worin ſie ſich jemals geſehen hatte. Doch einen noch weit ſtärkeren Eindruck machten die Nachrichten von allen dieſen Begebenheiten auf unſere Provinzen jenſeit der Meere. Buenos-Ayres wollte die Herrſchaft der neuen Regierung von Cadiz nicht anerkennen, ſchüttelte das Joch des Mutterlandes ab, entſetzte den Vice-König D. Francisco Cisneros, und ſchuf eine Junta ſuprema des Vice-Königthums, wiewohl jetzt noch im Namen Ferdinands des Siebenten. Carracas und die ganze Provinz von Venezuela hielten den Augenblick für gekommen, wo man noch mehr wagen dürfe, und erklärten ihre Unabhängigkeit. Eine Darſtellung der Fortſchritte dieſer Revolution, welche unglücklicherweiſe noch jetzt fortdauert, gehört nicht in den Plan dieſes Werks; genug, daß wir nachgewieſen haben, daß ſie ihren Urſprung in der Ueberzeugung hatte, Spanien ſey ſeinem Schickſal unterlegen, und keine Hoffnung da, es der Autorität eines Souveräns zu entziehen, welcher es beinahe nach ſeinem ganzen Umfange erobert hatte."

„Der Krieg ſchien einen Punkt erreicht zu haben, daß, ſelbſt wenn die Eroberung ſich nicht über Cadiz ſelbſt ausdehnte, dieſe bis zum Definitiv-Frieden von Europa behauptet werden konnte, ohne deshalb neue Kräfte in Bewegung zu ſetzen. Doch einerſeits die falſchen Ideen, welche Napoleon von der Natur des ſpaniſchen Krieges und von dem ſpaniſchen National-Cha-

rakter hatte, andererseits die Veränderungen, welche in seiner politischen Stellung vorgingen, machten, daß er einen Fehler nach dem andern beging; und diesen Umständen, verbunden mit der heroischen Standhaftigkeit der Nation, verdankt man die Wiederherstellung der alten Dynastie, durch Mittel, die niemand vorhersehen konnte."

„Auf diesen Zeitraum muß man die Schöpfung der Militär-Regierungen in allen nördlichen Provinzen Spaniens unter dem unmittelbaren Einfluß des Kaisers Napoleon beziehen. Der scheinbare Vorwand dieser Einrichtung war der Vortheil, das Civil- und Militär-Commando in den Händen solcher Generale zu vereinigen, welche die Truppen eines jeden Gouvernements befehligten, und sie, auf diese Weise, mit den größten Vollmachten zu bekleiden, so, daß sie aus diesen Ländern nicht bloß zögen, was für den Sold, die Bekleidung und den Unterhalt des Soldaten nöthig war, sondern auch was das Material der Armee, die Stellung der Pferde, die Ausbesserung und Vermehrung der Artillerie u. s. w. betraf. Aber die allgemeine Meinung war, daß man damit umgehe, die nördlichen Provinzen Spaniens, vielleicht sogar auch einige andere, wenn das Schicksal sich günstig zeigte, und Spanien und Portugal sich nicht gänzlich unterwürfen, dem französischen Reiche einzuverleiben. Der Kaiser verfolgte dies System mit so viel Standhaftigkeit, daß selbst in denjenigen Provinzen, wo Militär-Verwaltungen weder eingeführt, noch offen erklärt waren, seine Generale nach ihrem Belieben und ohne irgend einem Anderen, als dem Kaiser selbst darüber

Rechenschaft abzulegen, über alle Hülfsquellen des Landes verfügten. Die Folge davon aber war, daß die Macht des Königs Joseph immer in engere Gränzen geführt wurde, und daß von seiner Autorität nur ein Schatten übrig blieb" *).

„Als die französischen Generale genöthigt waren, in die Verwaltungs-Details der Provinzen einzugehen, und ihre Truppen mit der Erhebung von Geldbeiträgen und den zu ihrem Unterhalte nothwendigen Lebensmitteln zu beschäftigen, konnten sie sich nicht länger mit Militär-Operationen befassen. Eine sehr einfache Bemerkung wird erklären, daß die Verlängerung des Krieges, weit davon entfernt, das Volk zur Unterwerfung zu bestimmen, es sogar zum Aufruhr geneigt machte. In anderen Kriegen bezahlte Napoleon seine Armeen, oder erhielt in ihnen wenigstens die Hoffnung, daß sie am Schlusse des immer sehr kurzen Feldzuges würden bezahlt werden; die Völker, welche der Krieg traf, erklärten sich also nicht für Feinde, und nahmen keinen Theil an

*) Die nächste Veranlassung zu den Militär-Regierungen waren unstreitig die Guerillas. Hiezu kam die Nothwendigkeit der Armee-Verpflegung auf Kosten Spaniens, wenn Frankreich nicht zu Grunde gehen sollte. Auch ist vielleicht in Anschlag zu bringen, wie Napoleon über seinen Bruder dachte, dessen Herzensgüte man alle Gerechtigkeit widerfahren lassen kann, ohne von seinen Herrscher-Talenten eine sehr vortheilhafte Meinung zu haben. Ueberhaupt wäre wohl zu untersuchen (sofern eine solche Untersuchung vollendet werden kann), wie weit der Charakter von Napoleons Brüdern zu der Umwälzung beigetragen hat, die ihn im Jahre 1814 stürzte. Das Föderativ-System machte ihre Anstellung als Könige nothwendig; aber waren sie die rechten Leute?

Anmerk. des Herausg.

den Feindseligkeiten. In Spanien hingegen blieben mehrere Armee-Corps anhaltend ihres Soldes beraubt; und die Folge davon war, daß der Soldat, um seine Subsistenz zu sichern, zu unaufhörlichen Beschwerden und zur Peinigung der Einwohner genöthigt war. Alle Gemeinden, welche nicht unter der unmittelbaren Aufsicht der bewaffneten Macht standen, erklärten sich also förmlich für Feinde; die Erbitterung wurde immer heftiger, der Widerstand gegen die Unterdrückung bestimmter; die Hoffnung einer besseren Zukunft erwachte bei dem kleinsten Erfolge, und alles verschwor sich, Resultate herbeizuführen, welche kein menschlicher Verstand vorhersehen, noch weit weniger aber abwenden konnte."

„Ein Wechsel von glücklichen und unglücklichen Erfolgen, welche aber sehr wenig entschieden, füllte die Jahre von 1811 und 1812 aus. Tortosa ergab sich. Tarragona wurde nach einer kräftigen Vertheidigung zwar genommen; doch reichte dies nicht aus, daß sich die Franzosen des Gebirgslandes in Catalonien hätten bemächtigen können. Der Vortheil der Einnahme von Ciudad-Rodrigo und von Badajoz wurde aufgewogen durch den schlechten Erfolg des Feldzuges in Portugal. Die Schlacht bei Albuera erhielt den Franzosen Badajoz, und erlaubte einem Theile der portugiesischen Armee, sich mit der von Andalusien zu vereinigen; doch die Engländer behaupteten sich an der Gränze. Mangel an Truppen verhinderte, daß auf die Eroberung von Murviedro, Valencia und Peñiscola nicht auch die von Alicante folgen konnte. So blieben die Vortheile auf allen Punkten im Gleichgewicht."

„Aber ungeduldig ertragen die Völker die Dauer eines so grausamen Gleichgewichts, das, indem es den Krieg zu einem anhaltenden Uebel macht, ihre Langmuth und ihre Subsistenz-Mittel erschöpft. Die ewigen Quälereien des Soldaten, verbunden mit dem Despotismus und den Mißbräuchen einer Militär-Verfassung, regen den Unwillen an, und flößen den Wunsch nach einer Krisis ein, welche den Foltern einer so traurigen Lage ein Ende mache. Und dies würde auch in Spanien geschehen seyn, wenn der russische Krieg und der Feldzug von 1812 nicht die Hauptstärke Frankreichs unter dem Schnee jener entfernten Gegenden begraben, und den Fall der colossalischen Macht herbeigeführt hätten, womit ein außerordentlicher Mann seinen Gesetzen das feste Land von Europa unterworfen hatte. England, welches die Folgen dieser Unfälle vorhersah, verstärkte seine Armeen auf der Halbinsel. Ciudad-Rodrigo und Badajoz wurden mit Sturm genommen, ehe man ihnen zu Hülfe eilen konnte. Die Schlacht bei Salamanca, in welche sich die französische Armee von Portugal einließ, ehe die des Mittelpunkts, von dem König Joseph befehligt, ihr zu Hülfe eilen konnte, ließ Madrid ohne Vertheidigung, und nöthigte die Franzosen, Andalusien zu verlassen, um ihre Kräfte zur Vertreibung der Engländer aus dem Mittelpunkte der Halbinsel zu vereinigen; und wirklich gelang es ihnen noch einmal, ihre Gegner an die Gränze von Portugal und unter die Kanonen von Ciudad-Rodrigo zurückzuwerfen.“

„Die Folgen des verderblichen Feldzuges in Rußland offenbarten sich nur allzubald an den französischen

Armeen in Spanien. Ein Theil derselben erhielt den Befehl, über die Pyrenäen zurückzugehen, und eine Unzahl von Offizieren und Unteroffizieren mußte sogleich zurück, um die Cadres der neuen Regimenter zu bilden, die man für den Feldzug von 1813 errichtete. Zwei andere Divisionen der Armee von Portugal gingen nach Navarra. Diese Verminderung der französischen Macht auf der Halbinsel machte die Räumung beider Castilien und den Rückzug nach dem Ebro unumgänglich nothwendig, und zog die Niederlage von Vittoria, wie den Verlust des gesammten Materials, nach sich; welches die Franzosen zwang, nach Frankreich zurückzukehren und sich auf die Vertheidigung ihres eigenen Bodens zu beschränken."

„Der russische Feldzug hatte Frankreich mit Trauer bedeckt, und dem Ansehn Napoleons einen Todesstreich versetzt. Das Mißvergnügen sprach sich zu Paris, wie in der niedrigsten Hütte aus, und der Mann, der bis dahin ein Gegenstand der Begeisterung gewesen war, fand jetzt nur Tadel und allgemeine Mißbilligung. Als die öffentliche Meinung in Frankreich ihm nicht länger günstig war, verlor er auch die Achtung, welche das Ausland bis dahin für ihn gehabt hatte. Wenn die Anstrengungen der französischen Nation, im Jahre 1813, eine neue Armee auf die Beine zu bringen, und sie mit allem Nothwendigen zu versehen, den Umfang ihrer Kräfte nnd Hülfsmittel bewiesen: so bemerkte man doch, daß diese Opfer mit Widerwillen dargebracht wurden, und man mußte daraus schließen, daß es die letzten seyn würden, die man von ihr zur Eroberung eines im-

mer verheißenen Friedens erhalten könnte: eines Friedens, den man damal noch unter anständigen Bedingungen haben konnte. Aber Napoleons Ehrgeiz und sein fester Glaube, daß das Geschick Frankreichs unwiederruflich an sein Glück und sein Genie gebunden sey, führte seinen Sturz herbei, der selbst Denjenigen, welche in sein Schicksal so eng verwebt waren, den Zweifel eingab, ob er auch bestimmt sey, auf dem hohen Standort zu bleiben, den er errungen hatte. Verblendet durch die ersten Erfolge des Feldzuges von 1813, taub gegen den Rath der Klugheit, und sogar gegen den der Gerechtigkeit, fuhr er fort, dem Glücke zu trotzen, bis er, verlassen von seinen Verbündeten, nach ausgezeichneten Unfällen sich genöthigt sah, sich von den Festungen zu entfernen, wo er einen großen Theil seiner Macht eingeschlossen und ohne allen Zusammenhang zurückließ, und sich mit dem Ueberrest in aller Eile nach Frankreich zu begeben. In diesem Zustande der Dinge, nachdem er Frankreich ermüdet und alle Hülfsmittel, die er in dem National-Vertrauen fand, erschöpft hatte, konnten die Anstrengungen seiner Truppen im Jahre 1814 die Verbündeten Armeen nicht aufhalten. Von allen Seiten her vordringend, rückten sie in Paris ein, das sich auf Capitulation ergab, und warfen ihn vom Thron, um Ludwig den Achtzehnten einzusetzen."

„Dieselben Ereignisse, welche diese Revolution herbeiführten, hatten wenige Tage vorher den Kaiser der Franzosen genöthigt, unserem König Ferdinand dem Siebenten Friedensvorschläge zu machen. Der Herzog von San Carlos und der Graf von Laforest, von ihren

Souve-

Souveränen mit der Entwerfung eines Tractats beauftragt, unterzeichneten ihn zu Valençay den 11 Dec., und der König sandte den Herzog von San Carlos nach Madrid, ihn der Regentschaft vorzulegen, damit sie, dem Vertrauen Seiner Majestät entsprechend, ihn auf die hergebrachte Weise ratificiren, und mit dieser Förmlichkeit versehen, ohne Zeitverlust zurückstellen möchte."

„Es läßt sich leicht begreifen, daß der Kaiser, bei Unterzeichnung dieses Vertrags, die wahre und dringende Nothwendigkeit im Auge hatte, von den mittäglichen Gränzen des französischen Reichs Armeen zu entfernen, die es bedroheten; die Kräfte, welche er noch auf der Halbinsel hatte, zu concentriren; sie zur Vertheidigung des eigenen Territoriums zu bestimmen, und sich, im Nothfall, ihrer zur Vertreibung der Feinde zu bedienen, welche vom Rhein her vordrangen. Die Regentschaft und die Cortes verblendeten sich nicht dagegen; und diese Betrachtung, verbunden mit anderen, bestimmte sie, alles von dem, in ihren Augen sehr wahrscheinlichen, Resultat der Anstrengungen zu erwarten, welche die Verbündeten machten. Sie versagten also die Ratifikation."

„Welches auch ihr Beweggrund seyn mochte, immer war die Folge ihres Betragens, daß der König in seinem Gefängnisse zu Valençay den Zufälligkeiten des Krieges und der Politik ausgesetzt blieb. Uebrigens waren die von den Verbündeten genommenen Maßregeln so gut combinirt, daß Napoleon, trotz der Weigerung der Regentschaft, den Tractat von Valençay zu ratifiziren, in die freie und unverhinderte Abreise des Königs

Ferdinand und der ihn begleitenden Infanten willigte. Sie gingen gegen die Mitte des März von Valençay ab, und kamen gegen das Ende desselben Monats glücklich auf spanischem Grund und Boden an. Auf diese Weise vereitelte die göttliche Vorsehung die Urtheile der Menschen und die Entwürfe der Politik; und dies ist die Betrachtung, welche sich allen Denen aufdrängt, welche den Gang der Begebenheiten beobachtet haben."

„In der That, wir haben gesehen, daß der lange Krieg des festen Landes bis zu dem russischen Feldzuge nur eine fortlaufende Reihe von Vortheilen darbietet, welche Frankreichs Macht befestigten. Ganz Europa war zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Friede mit dem französischen Reiche zur Erhaltung der allgemeinen Ruhe unumgänglich nöthig sey. Holland, welches zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten sich lieber in den Fluthen des Meeres begraben, als die Gesetze dieses Monarchen annehmen wollte, ließ sich nicht bloß einen Bruder des französischen Kaisers zum König gefallen, sondern sich sogar dem französischen Reiche einverleiben. Schweden stieß seinen gesetzmäßigen König, Gustav den Vierten, unter dem Vorwande vom Thron, daß dieser Souverän den Krieg mit Frankreich und das davon unzertrennliche Unglück wolle. Selbst die vereinigten Staaten von Amerika, sie, die in ihrem politischen Systeme so unabhängig sind von jeder europäischen Macht, hingen dem französischen so kräftig an, daß sie sich dadurch einen Krieg mit England zuzogen. Es liegt außer allem Streite, daß die von Frankreich eingesetzten Souveräne von Rußland, Oesterreich, Preußen, Schweden, Däne-

mark, Sachsen, Baiern und Würtemberg anerkannt worden sind. Alle diese Mächte ernannten bevollmächtigte Minister oder Geschäftsträger bei dem König Joseph; und wenn eine von ihnen den Krieg wieder anfing, so hat man sie nie als Ursache desselben die Wiedereinsetzung entfernter Souveräne, wohl aber die Wiedereroberung der in früheren Kriegen verlornen Länder oder Rechte angeben gesehen. Alle die Mächte, welche, während der zehn letzten Jahre, das Schicksal der Waffen versuchen wollten, haben ihre Interessen vereinzelt, und sich nur mit ihren eigenen Schadloshaltungen beschäftigt."

„Vermöge der Richtung, welche Krieg und Politik in Europa nahmen, wurden die Vorhersagungen und Urtheile, welche wir vom ersten Anfange an über das künftige Schicksal unseres Vaterlandes fälleten, verwirklicht und gerechtfertigt. Vergeblich hatte man die Eroberung verhindern wollen; die Fortschritte derselben zogen sehr nothwendig die Meinung nach sich, daß man sich unterwerfen müsse. Cadiz und Alicante waren, während eines langen Zeitraums, die einzigen festen Plätze, welche den spanischen Truppen einen Zufluchtsort gewährten. Es gab einen Augenblick, wo die National-Armeen sich in dem Zustande der vollkommensten Auflösung befanden; und die Corps, welche sie überlebten, waren genöthigt, sich auf unwichtige Operationen zu beschränken, und sich unter den Kanonen der festen Plätze, oder unter dem Schutze der brittischen Armeen zu halten. Von dem heftigsten Patriotismus konnte man nichts weiter erhalten, als Kräfte, welche die Erobe-

rung in die Länge zogen; nicht solche, welche sie verhinderten, noch weit weniger solche, welche die Franzosen aus der Halbinsel verjagten. England hatte im Jahre 1812 seine Macht auf die beinahe unglaubliche Höhe von 807,000 Mann gebracht, versteht sich mit Inbegriff seiner Marine und seiner Milizen; es hatte also den zehnten Mann bewaffnet. Trotz diesen außerordentlichen Anstrengungen, und ob es gleich auf dem festen Lande keinen anderen Feind, als Frankreich, keinen anderen Kriegsschauplatz, als die Halbinsel, hatte, zog es von dem denkwürdigen Feldzuge dieses Jahres keinen anderen Vortheil, als den, daß Andalusien geräumt werden mußte. Die Vortheile und Nachtheile würden sich auf der Halbinsel noch lange gegenseitig ausgeglichen haben, wenn der Feldzug in Rußland nicht die obenerwähnten Resultate herbeigeführt hätte."

„Im Grunde unseres Herzens finden wir das tröstende Zeugniß, daß wir unablässig bemüht gewesen sind, so viel immer an uns war, die Last des Unglücks, das mit einem solchen Kriege unauflöslich verbunden war, zu erleichtern. So oft wir glaubten, die National-Ehre und die politischen Interessen Spaniens seyen verletzt, sah der Kaiser in uns, nicht eine herabwürdigende Gefälligkeit, sondern Festigkeit, Widerstand, mit einem Wort, spanische Ehre. In dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten wird man hinlängliche Beweise für diese Behauptung finden; vorzüglich in den Noten, welche Azanza, in seiner Eigenschaft als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in verschiedenen Epochen, dem Herrn Grafen von Laforest zugestellt hat. Unter

andern führen wir die an, welche übergeben wurde, als Napoleon die Absicht offenbarte, die zwischen dem Ebro und den Pyrenäen gelegenen Provinzen Frankreich einverleiben zu wollen. Er erfuhr denselben Widerstand, so oft er es versuchte, Spanien in eine demüthigende Abhängigkeit von Frankreich zu bringen, oder mit dem Regierungs-System wesentliche Veränderungen vorzunehmen, welche nur das Mißvergnügen der Spanier nach sich ziehen konnten. Navarra und Catalonien gaben mehr als einmal Veranlassung zu einem Widerstande dieser Art, und die Noten, welche Azanza damals übergab, sind ein Beweis von dem Geiste, welcher die übrigen dictirte. Die National-Ehre aufrecht zu erhalten, und die Integrität der Monarchie zu vertheidigen, wurde Azanza im Jahre 1810 nach Paris gesendet. Der Zweck seiner Sendung war also nicht bloß dem Kaiser zu seiner Vermählung mit der Erzherzogin Marie Luise Glück zu wünschen, sondern auch die großen Nachtheile vorzustellen, welche aus den eben eingeführten Militär-Verwaltungen entstehen würden. Während dieser nur kurzen Ambassade kam auch der Minister des Innern, Marquis von Almenara, nach Paris, um die Vorstellungen Azanza's zu unterstützen, und auf den Fall, daß der Kaiser auf die Abtretung einer Provinz oder eines Theiles des Königreichs bestände, die Abdankung des Königs Joseph in dessen Namen zu erklären, womit der freiwillige Abschied der sämmtlichen Minister in Verbindung stand."

„Und wie hätten wir nicht die Würde der Nation behaupten und ihre Rechte vertheidigen sollen, da der

Souverän, dessen Minister wir waren, uns dazu das erste Beispiel durch seine Widersetzung gegen alle Versuche der ehrgeizigen Politik seines Bruders gab, so oft man dieselbe gegen die Wohlfahrt Spaniens und die Ehre seines Throns gerichtet sah? Hätte uns die Erfahrung nicht von der Reinheit seiner Absichten überzeugt: so würden wir unsere Aemter aufgegeben haben. Ohne die Eide zu brechen, welche unsere Ehre und unsere Gewissen fesselten, hätten wir die Zurückgezogenheit und die Dunkelheit eines Privat-Lebens der Ausübung eines Ministeriums vorgezogen, das wir dem Vaterlande nicht länger nützlich machen konnten: dem Vaterlande, welchem wir von Jugend auf unser Daseyn und unsere Dienste geweihet hatten."

„Wir glauben, durch das Gesagte das Gemälde vollendet zu haben, welches wir uns in dieser Denkschrift vorsetzten: das Gemälde von der wirklichen Lage Spaniens in den verschiedenen, von uns bezeichneten, Epochen bis zu dem Augenblick, wo die letzten Begebenheiten des nordischen Krieges, vermöge einer unerwarteten Entwickelung, die Rückkehr unsers rechtmäßigen Königs auf den Thron seiner Väter vorbereiteten und herbeiführten. Wiewohl wir eine so glückliche Entwickelung nicht vorhergesehen hatten: so ist sie deswegen nicht weniger ein Gegenstand unserer Zufriedenheit und Freude gewesen. Der Zweck unserer Parthei war nie, Einen Monarchen durch den anderen zu ersetzen, und dem Interesse Josephs auf Kosten des Königs Ferdinand zu dienen. Wenn man auf die ersten Epochen zurückgehen und sich erinnern will, was wir gethan haben, um alles, was

den Rechten unseres Souveräns schaden konnte, zu hintertreiben: so wird man uns mit der Anklage verschonen, daß wir es darauf angelegt haben, sein Zepter in andere Hände zu bringen, und uns einer neuen Dynastie beizugesellen. Seine Majestät leistete Verzicht auf Ihre Rechte; und dies geschah unter so gebietenden Umständen, daß wir es für unsere Pflicht halten mußten, der Nothwendigkeit nachzugeben. Welche Aehnlichkeit kann man finden zwischen der Aufrichtigkeit unserer Ueberzeugung und unseres Betragens, und der Meineidigkeit und dem Verrathe? Er ist dem Throne zurückgegeben, der Fürst, den man uns entwendet hatte, dessen Verlassung so fühlbar war, und für dessen Erhaltung wir alles gethan hatten, was man von getreuen Unterthanen erwarten kann. Warum sollten wir uns also nicht freuen auf den Tag, wo Se. Majestät von neuem den Tribut unserer Huldigungen, und die Versicherung unserer Treue empfangen wird: wir, die wir uns in unseren Gesinnungen immer gleich geblieben sind, und nur der Nothwendigkeit und der Ueberzeugung, die wir von der Unmöglichkeit des Widerstandes hatten, nachgegeben haben?"

„So tief lagen diese Gesinnungen in unseren Herzen, daß, als wir kaum von der Rückkehr des Königs Ferdinand des Siebenten nach Spanien unterrichtet waren, wir keinen Augenblick verloren, Sr. Mbjestät die Versicherung unserer Liebe und Treue zu erneuern, indem wir uns zu einem so glücklichen Ereigniß gratulirten, und ihm unsere Dienste mit demselben Eifer und derselben Reinheit der Gesinnung anboten, die er sonst an uns

anerkannt hatte. Wir thaten dies in Gemeinschaft mit den Ministern, unseren Collegen, mit Prälaten, Granden, Adelichen und Staatsräthen; und unter der Menge von Personen, welche in den verschiedenen Städten Frankreichs Schutz gegen Volksverfolgungen gesucht haben, wird man schwerlich eine einzige finden, welche, von dem schmeichelhaftesten Instinkt geleitet, nicht den Ausdruck derselben Gefühle zu den Füßen des Thrones niedergelegt hätte. Auch nicht den Schatten einer Divergenz wird man in den Meinungen der Ausgewanderten antreffen: alle denken in dieser Hinsicht, wie wir; und diese vollkommne Uebereinstimmung ist eine Erscheinung, die man nur der Aufrichtigkeit zuschreiben kann, womit wir gehandelt haben."

„Wie sehr haben also die Cortes in ihrem Manifest vom 19 Febr. 1814 diese Wahrheit verkannt, und mit welcher Ungerechtigkeit haben sie die demüthigendsten Beleidigungen auf die spanischen Flüchtlinge ausgespieen? Ein solches Manifest, worin jeder Ausdruck Rache, Blutdurst und Erbitterung athmet, rechtfertigt nur allzusehr die Furcht, oder vielmehr den Schrecken, welcher sich aller der Familien bemächtigte, die, gegen ihren Willen, und unter tausend Entbehrungen und Leiden, in Frankreich ein Asyl gegen die Verfolgungen und Gewaltthaten suchten, wovon sie bedroht waren. Die Cortes werden sich wegen ihres Verfahrens um so weniger rechtfertigen können, da sie die wahre Ursache dieser erzwungenen Auswanderung und die Lage kennen, in welcher sich ihre Brüder und Landsleute befinden. Nur achtend auf das, was ihnen ihr Haß gegen

den Tractat von Valençay einflößte, und nur um das letzte Mittel zur Anfachung des Enthusiasmus der Nation, d. h. den Abscheu vor den Franzosen, als Werkzeugen eines treulosen Angriffs und unendlicher Quälereien, zu benutzen, suchten die Cortes ihre Dolche zu schärfen, und sie gegen diese beträchtliche Zahl ihrer Mitbürger zu richten, als hätten sie irgend einen Antheil an dem Abschluß jenes Tractats gehabt *). Konnte Frankreich in seinen Unterhandlungen vermeiden, sich Derjenigen anzunehmen, deren Existenz seine Politik so sehr verändert hat? und sehen wir es nicht, in diesem Augenblick, die Rechte des Königs von Sachsen vertheidigen, den Napoleon in den Zeiten seines Glücks mit sich fortgerissen hatte? Glücklicherweise hat der gegenwärtige Souverän von Frankreich mehr als irgend Jemand erfahren, was Gewalt und Stärke vermag, und durch sein Beispiel, seine Tugenden und die Weisheit seiner Grundsätze die Uebertreibungen in Vergessenheit gestellt. Unsere unglücklichen Landsleute verdanken seinem Wohlwollen ein schützendes Asyl und Existenz-Mittel; und wenn das Vaterland ihnen seine Arme wieder öffnen

*) Ueber diesen einzigen Punkt mit den ehemaligen Cortes einverstanden, hat der König Ferdinand der Siebente durch einen von dem Ministerium der Gnade und der Gerechtigkeit ausgefertigten Befehl allen General-Capitänen und allen Gränz-Gouvernören geboten, allen Personen den Eintritt in Spanien zu verwehren, die zu einer von den drei Classen gehören würden, welche in dem Befehl bezeichnet sind.

Anm. des Herausg.

wird: so wird die Erkenntlichkeit ihren Herzen tief eingeprägt bleiben, ohne jemals der großmüthigen Gastfreundschaft zu vergessen, die sie bei allen Franzosen gefunden haben.“

Betrachtungen über das herkömmliche Europäische Völkerrecht,

von Georgius.

Erste Betrachtung, betreffend die Requisitionen und den Staatsvertrag, welchen Friedrich der Zweite im Jahre 1785 mit den Nordamerikanischen Freistaaten abschloß *).

Es scheint, daß der Krieg, wenn er nicht seiner Natur und Absicht widersprechen will, sich unumwunden zur Gewaltthätigkeit bekennen müsse; denn seine Rechtlichkeit bestehet im Unrecht.

---

*) Im Fall Verhältnisse es erlauben, wird der Verfasser dieses Aufsatzes mehrere nachfolgen lassen, welche einzelne Gegenstände des herkömmlichen Völkerrechts, z. B. das Eroberungsrecht, die Rechte der Kriegsgefangenen, die verdammliche Seekaperei u. s. w. betreffen. Diese Aufsätze werden lediglich historische Andeutungen enthalten, und das, was dabei als herkömmlich angenommen wird, stammt aus der Zeit vor dem Jahre 1805 ab. Seit diesem Zeitpunkte haben alle Partheien ein neues Völkerrecht zu stiften versucht, das seine Bewährung erst von der Zukunft erlangen muß, weil es sich zum Theil von der Vergangenheit loszureißen sucht, ungeachtet alles positive Bürger-, Staats- und Völkerrecht kaum eines historischen Anhalts entbehren kann, durch welchen neue Geschlechter sich in Demuth an ihre Altvordern anschließen und vor einer träumerischen Selbstgenügsamkeit bewahren.

Jedes Verhüllen dieses Unrechts durch rechtliche Formen — die dem Frieden angehören — macht den Krieg unehrlich und langwierig; jeder lange Krieg ist aber nicht bloß durch verlängertes Unglück, sondern auch dadurch zerstörend, daß er sogar dann, wenn er mit der größten Mäßigung begonnen und einige Zeit lang fortgeführt wird, damit endigen muß, die ihm eigenthümliche, menschenverachtende Gewaltthätigkeit und Grausamkeit immer mehr und mehr, und recht systematisch, auszubilden.

Dies beweisen (gleich dem Trojanischen) der dreißigjährige Krieg, besonders aber die Kriege unserer Zeiten.

Ungeachtet wir demnach, wie jede Kriegsverkürzung, sogar die, welche man durch die zerstörende Wuth eines Vertilgungskrieges zu gewinnen sucht, als ein Glück für die Menschen ansehen müssen: so ist dennoch jedes Bestreben noch viel ehrwürdiger, das den Krieg minder verderblich machen will, indem es ihn bloß auf diejenigen Bürger einzuschränken sucht, welche zur Kriegsführung ausschließend und ehrenvoll bestimmt sind.

Ein solches ruhmwürdiges Bestreben hegte Friedrich der Zweite.

Er wollte das Völker- und das sogenannte Kriegsrecht auf einen Punkt erheben und feststellen, auf welchem — wenn er zu erreichen wäre — nicht bloß eine Milderung, sondern auch zufälligerweise eine wohlthätige Abkürzung jedes Kriegs erlangt werden könnte.

Er schloß mit den Nordamerikanischen Freistaaten einen Staatsvertrag, durch welchen festgesetzt wurde: daß,

wenn es zwischen den letztern und Preußen jemals zum Krieg kommen sollte, die friedlichen Bürger beider Staaten keiner feindlichen Behandlung und keiner Kontribution unterworfen, und daß daher der Krieg nicht gegen das Privateigenthum und dessen Besitzer, sondern bloß gegen Die und zwischen Denen geführt werden sollte, welche den Soldatenstand ausmachen.

Diesen merkwürdigen Vertrag *) kann man aus einem dreifachen Gesichtspunkte betrachten: 1) in sofern

---

*) Er wurde im Haag am 10 Sept. 1785 abgeschlossen, und enthält Art. XXIII folgendes:

S'il survient une guerre entre les Parties Contractantes, les marchands de l'un des deux Etats qui résideront dans l'autre, auront la permission d'y rester encore neuf mois pour recueillir leurs dettes actives et arranger leurs affaires; après quoi ils pourront partir en toute liberté et emporter tous leurs biens, sans être molestés ni empêchés. Les femmes et les enfans, les gens de lettres de toutes les facultés, les cultivateurs, artisans, manufacturiers, et pêcheurs qui ne sont point armés, et qui habitent des villes, villages ou places qui ne sont pas fortifiées, *et en général tous ceux dont la vocation tend à la subsistance et à l'avantage commun du genre humain, auront la liberté de continuer leurs professions respectives, et ne seront point molestés en leurs personnes, ni leurs maisons ou leurs biens incendiés, ou autrement détruits, ni leurs champs ravagés par les armées de l'ennemi, au pouvoir duquel ils pourroient tomber par les évènemens de la guerre; mais si l'on se trouve dans la nécessité de prendre quelque chose de leurs propriétés pour l'usage de l'armée ennemie, la valeur en sera payée à un prix raisonnable.* Tous les vaisseaux marchands et commerçans, employés à l'échange des productions des différens endroits, et par conséquent destinés à faciliter et à *repandre les nécessités, les commodités et les douceurs de la vie, passeront librement et sans être molestés* etc.

er als eine Urkunde des neuen Völkerrechts anzusehen ist; 2) in sofern man die Wirkungen genauer berücksichtiget, welche dessen Vollstreckung — wenn sie erfolgt oder möglich wäre — auf die Manier, Krieg zu führen, hervorbringen müßte; und 3) in sofern man mit einander die Kriegsbegebenheiten vor und nach Errichtung desselben, und die dabei beobachtete Kriegsmanier, vergleicht.

1) In der angeführten ersten Beziehung kann man diesen Staatsvertrag eine moralische und zugleich die höchste Exaltation des Völkerrechts nennen, und be-

---

Art. XXIV. Afin d'adoucir le sort des prisonniers de guerre et de ne les point exposer à être envoyés dans des climats éloignés et rigoureux, ou resserrés dans des habitation étroites et mal-saines, les deux Parties Contractantes s'engagent solemnellement l'une envers l'autre et *à la face de l'univers*, qu'elles n'adopteront aucun de ces usages; que les prisonniers qu'elles pourroient faire l'une sur l'autre ne seront transportés ni aux Indes Orientales, ni dans aucune contrée de l'Asie ou de l'Afrique, mais qu'on leur assignera en Europe ou en Amérique, dans les territoires respectifs des Parties Contractantes, un séjour situé dans un air sain; qu'ils ne seront point confinés dans des cachots, ni dans des prisons, ni dans des vaisseaux de prison; qu'ils ne seront pas mis aux fers, ni garotés, ni autrement privés de l'usage de leurs membres; que les officiers seront relâchés sur leur parole d'honneur dans l'enceinte de certains districts qui leur seront fixés, et qu'on leur accordera des logemens commodes; que les simples soldats seront distribués dans des cantonnemens ouverts assés vastes pour prendre l'air et l'exercice, et qu'ils seront logés dans des barraques aussi spacieuses et aussi commodes que le sont celles des troupes de la Puissance, au pouvoir de laquelle se trouvent les prisonniers etc. Mr. de Martens, Recueil des principaux Traités etc. Tom. II. p. 576 et 577.

haupten, daß mit derselben in der Vor- und Nachzeit Nichts zu vergleichen sey *).

Um diese Aeußerung zu rechtfertigen, ist es nöthig, an die völkerrechtlichen Ideen zu erinnern, welche in dem Zeitpunkte herrschend waren, in welchem derselbe errichtet wurde.

Damals wurde angenommen und gefodert, daß jeder Grundsatz, welcher sich auf die Verhältnisse freier Staaten zu einander beziehet, und der — auch nur Einmal — aufgestellt und ausgeübt wurde, als eine fortdauernde, verbindliche Norm in allen künftigen, ähnlichen Verhältnissen zu betrachten, und von allen Staaten auf Eine und dieselbe Weise zu beobachten sey.

Eine solche gleichgewichtliche Voraussetzung und Foderung mußte, der Natur der Sache gemäß, durch ein stillschweigendes Uebereinkommen entstehen.

Sobald es nämlich mehr, als zwei Staaten giebt, die mit einander in völkerrechtlichen Verhältnissen leben, muß Alles, was Einer in Rücksicht auf

---

*) Man kann diesen Staatsvertrag in Beziehung auf das Völkerrecht ein politisches Testament Friedrichs des Zweiten nennen. Merkwürdig ist, daß ihn von Seiten der Nordamerikanischen Freistaaten Jefferson, Franklin und Adams unterzeichneten. Als im Jahr 1805 die drei Quellenströme des Missouri entdeckt, und dem Einen derselben der Name, Jefferson, den zwei höher gelegenen Quellen, die ihn nähren und verstärken, die Namen Wisdom (Weisheit) und Philanthropie geboren wurden: so war dies eine Huldigung, welche der damalige Nordamerikanische Präsident auch deswegen verdiente, weil er im Jahre 1785 den Staatsvertrag mit Preußen abgeschlossen hatte.

irgend einen Andern thut, so angesehen werden, als ob es in Beziehung auf Alle Staaten geschehen sey, die sich mit einander in wechselseitiger Vergatterung befinden.

Wenn daher Keiner derselben einem neuen, wörtlich ausgesprochenen Grundsatze oder einer Thathandlung sich widersetzt, woraus eine neue völkerrechtliche Norm hervorgehen könnte: so erkennet Jeder stillschweigend und zugleich vertragsweise einen solchen neuen Grundsatz als eine völkerrechtliche Gewohnheit an.

Denn es stehet unter den erwähnten Verhältnissen jedem Staate nicht nur frei, sondern es liegt ihm sogar ob, zu widersprechen, und zwar mittelst der einzigen Weise, welche zwischen unabhängigen Völkern herkömmlich und allein möglich ist, nämlich entweder durch gütliche Unterhandlung, oder, wenn diese fruchtlos bleibt, durch Gewalt und Krieg.

Jedes andere Mittel ist so verwerflich und ungültig, als unwirksam; denn es setzet entweder (z. B. bei einer Protestation) vergeblich einen höhern Richter voraus, oder führt (z. B. bei Mentalreservationen) einen ewigen Kriegszustand herbei.

Ein Staat, welcher sich die letztern erlaubt, wird es immer in der Absicht thun, nachgiebig und friedlich zu scheinen, damit er bei jeder schicklichen Gelegenheit wiederum nach den Waffen greifen könne, um immer von neuem das in Zweifel zu stellen, was eingeräumt worden war.

Wenn daher ein, der menschlichen Natur widersprechender, ewiger Kriegszustand nicht zu befürchten seyn soll:

soll: so muß jeder Staat gerade in dem Augenblicke, in welchem es gilt, entweder ein altes Recht zu erhalten, oder eine neue Norm einzuführen, durch Waffengewalt seinen Widerspruch erklären.

Denn in freien Völkerverhältnissen ist Waffengewalt und richterliche Gewalt Einerlei. Jeder Staat ist sein eigener Richter, weswegen er — wenn Unterhandlungen vergeblich versucht worden sind — Glück und Geschick und Talent zu Schiedsrichtern macht, sobald er die Waffen ergreift und Krieg erklärt.

Das Gelungene hält er dann für Rechtliches; jeden Kampf hält er für ein Gottesgericht.

Gleichwie ein heimlicher Vorbehalt bei Staatsverhandlungen verwerflich, und — weil er einen Untergangskrieg herbeiführen kann — verderblich ist: so sind auch Protestationen verwerflich.

Diese setzen einen höheren Richter voraus, und wollen dennoch das Gottesurtheil, welches die Waffengewalt fällen muß, nicht in dem Augenblick, in welchem eine völkerrechtliche Sache streitig geworden ist, sondern erst alsdann, und erst in einem Zeitpunkte fällen lassen, in welchem von günstigen Umständen eine vortheilhafte Entscheidung zu erwarten ist. Bis dahin ist nicht an einen — ohnedem lächerlich gewordenen — ewigen Frieden, und mithin auch nicht an einen Rechtszustand zu denken.

Denn diesem gemäß wird eben verlangt und muß verlangt werden, daß jeder Friedensschluß für einen ewigen, und überhaupt jeder Staatsvertrag für unverletzlich

auch von der Parthei gehalten werde, welcher er zum Nachtheil gereicht.

Dieser Nachtheil kann so groß seyn, daß dadurch ein Volk sogar des Höchsten, was es besitzt, nämlich seiner politischen oder seiner bürgerlichen Freiheit beraubt wird; weswegen es auch fast kein Volk giebt, welches nicht im Laufe der Jahrhunderte die eine oder die andere, oder beide zugleich, durch Verhandlungen aufgeopfert hätte, die, ungeachtet solcher Aufopferung, nicht für ungültig gehalten wurden. Auf solche Weise sind unabhängige Länder zu unterwürfigen Provinzen benachbarter Staaten geworden; und andere Staaten, z. B. Dänemark, haben eine freie constitutionelle Verfassung gegen eine unumschränkte Regentengewalt vertauschet.

Diese höchsten Opfer, welche Menschen darbringen können, geschahen theils durch ausdrückliche Verträge, theils durch stillschweigende Nachgiebigkeit; und beide wurden von der Macht — die man als gottesrichterlich ansah — dergestalt geheiliget, daß deren Gültigkeit niemand bezweifelte.

Denn alle ausdrückliche oder stillschweigende Völkerverträge sind so lange als unverletzlich anzusehen; oder, mit andern Worten, verpflichten so lange sogar den Einen, dadurch vielleicht aussichtlos bedrückten, Theil, als sie von dem Andern, zu dessen Vortheil sie gereichen, genau beobachtet werden.

Dies muß geschehen, weil die Menschen, bei allen ihren gesellschaftlichen Unternehmungen, sie mögen sich auf das Völker- oder auf das Bürgerrecht beziehen, nichts begründen wollen, als einen fortdauernden Frie-

denszustand. Daher ist als ein überraschendes und als ein recht eigenthümliches Zeichen unserer Unglückszeit die Aeußerung eines neuen Apologisten des Kriegs anzusehen, welcher den Frieden einen Zustand des Rechts, und den Krieg einen Zustand der Freiheit nennt.

Der menschlichen Natur ist ein vorherrschendes Verlangen nach einem ewigen Frieden eben so eigen, als nach einer ewigen Herrschaft des Rechten und Guten. Ungeachtet dieses doppelten unaufhörlichen und unvertilgbaren Begehrens bekriegen doch die Menschen fast täglich einander, so wie sie auch fast täglich nicht bloß Gutes thun. Dabei bleiben sie sich immer ihrer Schuld bewußt, und eingedenk, daß sie die Fehlerhaftigkeit ihrer Natur eben deswegen bekämpfen und zu überwinden suchen müssen, weil sie den ersehnten Friedenszustand für den eigentlichen und wahren Freiheitszustand ansehen.

Auf jenen Friedenszustand beziehen sich alle völkerrechtliche und bürgerliche (ja sogar die sogenannten kriegsrechtlichen) Einrichtungen. Um desselben Willen unterwerfen sich die Menschen der Waffengewalt als einer Gottesgewalt, und jedes Uebereinkommen, welches durch dieselbe erzwungen wird, muß demnach für unverletzlich geachtet werden, so lange es von der Parthei, welcher es zum Vortheil gereicht, ehrlich und genau beobachtet, und so lange der vertragsmäßige Siegsgewinn nicht zur Verspottung der Besiegten angewendet wird, um diesen mehr aufzulegen, als bedungen worden ist.

Durch jede widerrechtliche Ausdehnung, welche der siegreiche Mächtige von dem Inhalte eines, ihm günstigen, Uebereinkommens macht, vernichtet er dessen Gültigkeit *). Denn gerade der Friedenszustand, welcher auf immer festgestellt werden sollte, wird dadurch aufgehoben, weil kein Mensch dessen sicher ist, was der gegenwärtige Augenblick gewährt, und was im nächsten verändert und entrissen werden kann durch Machtgebote eines herrschbegierigen Uebermächtigen, der sich — uneingedenk der allgemeinen Völkervergatterung — durch Separatverträge immer nur Einem Staate, ohne Rücksicht auf die übrigen zu nehmen, gegenüber stellt.

Weil solche, sowohl von veränderlicher Willkühr ausgehende, als dazu verleitende, Machtgebote gleichsam ein ewiges Verschwinden eines rechtmäßig begehrten, ewigen Friedenszustandes hervorbringen: so vernichten sie dadurch jeden Staatsvertrag, auf dessen willkührliche Anwendung sie sich stützen. Durch sie werden alle Menschen zum Widerstand aufgefodert, von denen mehr, als das was vertragsmäßig ist, verlangt, deren Erwartung eines fortdauernden Friedenszustandes dadurch getäuschet wird; ungeachtet die Sehnsucht nach demselben so groß ist, daß die Menschen von ihr angetrieben worden sind, in Rücksicht der bürgerlichen Verhältnisse den positiven Grundsatz aufzustellen, daß ein

*) Der Mindermächtige kann wohl nie in den Fall kommen, einen ihm ungünstigen Vertrag willkührlicherweise auszulegen, anzuwenden, oder unerfüllt zu lassen.

Vertrag auch dann noch für gültig angesehen werden müsse, wenn er, nach dem herkömmlichen Völkerrecht, als nichtig zu betrachten ist; weswegen, wenn er von dem Einen Theile unerfüllt geblieben, nicht dessen Ungültigkeit, sondern nur für den Andern Theil ein Klagerecht auf Erfüllung desselben angenommen wird.

Wie demnach zu einem unaufhörlich begehrten, unverletzlichen Friedenszustand in bürgerlichen Verhältnissen die Aufrechthaltung und Rettung jedes Vertrags: so sollte in völkerrechtlicher Beziehung eben dahin die Furcht führen, daß jede diesseitige Verletzung eines Tractats die jenseitige Verpflichtung zu dessen Erfüllung aufhebe.

Dieser Friedenszustand sollte auch aufrecht erhalten werden durch den Grundsatz: daß Alles, was — in völkerrechtlicher und gleichgewichtlicher Verbindung mehrerer Staaten — auch nur Einmal zwischen zweien derselben, ohne Widerspruch der übrigen, verhandelt worden, als ein Volksgebrauch, als ein herkömmlicher Bestandtheil des positiven Völkerrechts, und bei vorkommenden ähnlichen Fällen als eine, Beispiel gebende und sogar verpflichtende, Norm anzuwenden sey.

In Beziehung auf diese Grundsätze ist der Staatsvertrag Preußens mit den Nordamerikanischen Freistaaten die höchste Exaltation des Völkerrechts genannt worden.

2) Wenn man diesen Vertrag, und wenn man den, mittelst desselben gemachten, Versuch, den Krieg lediglich auf die Soldaten einzuschränken, in Beziehung auf das Militärwesen, betrachtet: so ergeben sich

zweierlei Resultate, wovon sich a) das Eine auf den See-, b) das Andere auf den Landkrieg beziehet.

a) Gleichwie dieser Tractat entstanden ist aus politischer, von Seiten Preußens angestellter, Erwägung der ungleichen Folgen eines Seekriegs für eine, auf den Meeren bewaffnete, neben einer unbewaffneten Nation, welche die Meere nur mit Handelsschiffen befährt: so müßte die Ausführung seiner Vorschriften jedes erdichtete Vorrecht der See-Neutralität, daher auch jede Beschützung feindlicher Handelsgüter mittelst neutraler Flagge in sofern unnöthig machen, als dadurch alles freundliche und feindliche, auf den Meeren befindliche, Privateigenthum unverletzlich gemacht werden würde *).

So wie ferner der Grundsatz, daß der Handel feindlicher Mutterstaaten mit deren Colonieen während eines Seekriegs unterbrochen werden müsse, recht zerstörend feindselig ist: so hätte durch die Vollstreckung des Staatsvertrags, welcher den Anlaß zu den gegenwärtigen Betrachtungen giebt, jene kriegsrechtliche und folgerechte Feindseligkeit vernichtet werden müssen.

Ein ähnlicher Versuch, dies zu thun, wurde nach dem Ausbruch der Französischen Revolution gemacht, indem, während des ersten Enthusiasmus, welchen sie hervorbrachte, eine Abstellung der Seekaperei von Seiten Frankreichs an England deswegen vergeblich vor-

*) S. Handels- und Finanz-Pandora S. 33 f., und: Versuch einer Darstellung der Licenzen-Geschichten von Georgius. Letztere Schrift ist später, als die obigen Worte geschrieben, wozu sie einen Commentar enthält.

geschlagen wurde, weil man die Französischen Demokraten, welche dies thaten, als völkerrechtlos ansah.

Wenn man ferner b) auf den Landkrieg Rücksicht nimmt: so ist zu bemerken, daß durch Vollstreckung des betrachteten Staatsvertrags eine neue Art des Ritterthums, und eine, demselben entsprechende, kriegerische Ehrlichkeit wiedergeboren, daß der Krieg daher zu einem Duell gemacht, und daß deswegen die Duell-Gebräuche zu Kriegsgesetzen erhoben werden müßten.

Könnte man nämlich jede Theilnahme, welche die unbewaffneten Bürger gewöhnlich an den Kriegen durch Thun und Leiden nehmen müssen, abwenden: so würde dadurch eine Verkürzung derselben dergestalt bewirkt werden, daß deren Dauer sich auf eine Einzige Schlacht, d. i. auf ein Duell-Gefecht zweier Armeen, einschränken müßte, um auf eine Weise zu kämpfen, wodurch das Besitzthum der friedlichen Bürger ungefährdet bliebe.

Daher würde vor einer Schlacht (wie bei einem Duell) der Platz sowohl, als die Zeit des Kampfes förmlich bestimmt, und nach dem Treffen würde dem Sieger die Verfolgung des Geschlagenen über das Schlachtfeld hinaus untersagt werden müssen.

Der letztere würde daher an der Gränze des Kampfplatzes entweder die Waffen niederzulegen, oder wenigstens zur Entsagung von deren Gebrauch in Rücksicht des, bis dahin bestehenden, völkerrechtlichen Zwiespaltes zu verpflichten seyn.

Denn jede Parthei, welche nur Einmal besiegt worden wäre, müßte für immer als überwunden angesehen werden.

Wie demnach jeder völkerrechtliche Streit durch den Ausgang einer Einzigen Schlacht (als durch ein Gottesurtheil) entschieden werden würde und müßte: so müßte dies sogar auch dann Statt finden, wenn eine Streitfrage über die unabhängige Existenz eines ganzen Volks oder Staats aufgeworfen wäre.

3) Wenn man ferner den Staatsvertrag Friedrichs des Zweiten mit den Nordamerikanischen Freistaaten in Rücksicht der Kriegsmanier betrachtet, welche vor und nach Errichtung desselben beobachtet wurde: so steht er gerade in der Mitte zwischen der Stiftung und der Ausbildung eines neuen und harten Kriegs-Systems, dessen fortlaufende Anwendung er vergeblich aufzuhalten suchte.

Dieses neue System war und ist besonders darauf berechnet, den Krieg durch die Unterstützung der friedlichen Bürger zu führen, und zu Kriegsmitteln alles Privatvermögen anzuwenden.

Obwohl dieses bei den Landkriegen ursprünglich, d. i. in dem Zeitalter der Barbarei, als eine rechtmäßige Kriegsbeute eben so angesehen wurde, als es noch gegenwärtig bei den Seekriegen mittelst der Kaperei, welche die Kriegs- und Freibeutereischiffe vornehmen, geschieht: so war man doch von dieser ursprünglichen Härte des Landkriegsrechts dadurch abgewichen, daß man die Auslösung des (dem Feinde eigentlich verfallenen) Privatvermögens durch Brandschatzungs-Gelder bewirkte, wodurch man das Plünderungsrecht des Feindes gleichsam auskaufte, und diesen bewog, sich der vollständigen Ausübung seiner Ansprüche gegen den Empfang einer

Abfindungssumme, d. i. gegen die Annahme einer Kriegs-Contribution, zu begeben.

Wie in jener barbarischen Zeit der Krieg (nach dem alten Sprüchworte) immer vom Kriege lebte: so that er dies besonders in der neuesten Zeit; weswegen sich auch Napoleon bewogen fand, in einer Botschaft, wodurch er dem Französischen Senat das Decret von Berlin vom 21 Novbr. 1806 mittheilte, zu erklären: „Es hat uns „Ueberwindung gekostet, das Interesse der Privatperso-„nen von den Streitigkeiten der Könige abhängig zu „machen, und, nach so vielen Jahren der Civilisation, „zu den Grundsätzen zurückzukehren, welche die Barbarei „der ersten Zeitalter der Nationen charakterisiren."

Der Krieg lebte aber fast nie so sehr vom Kriege, als seit dem Zeitpunkte, in welchem man anfing, die Schnelligkeit der Armee-Bewegungen dadurch zu befördern, daß man der Anlegung von Magazinen entsagte.

Zwar wurden, bevor dies geschah, Lieferungen ausgeschrieben; sie machten aber einen Theil der Kriegscontribution aus.

Diese mußte sich vormals nach einer festen, kriegsrechtlichen Norm richten, während die Kriegslieferungen in den neuesten Zeiten einzig und allein nach den, täglich sich erneuernden, Kriegsbedürfnissen abgemessen werden durften.

Daher konnte vormals dem feindlichen Kriegsrechte von den Einwohnern eines eroberten Landes entweder Ein- für allemal, oder, wenn sich der Kriegsbesitz verlängerte, höchstens durch jährlich wiederholte Entrichtung einer Brandschatzung Genüge geschehen, während in

neuerer Zeit die Kriegsbedürfnisse, welche von täglichen Lieferungen ihre Befriedigung verlangten, mittelst der Leichtigkeit einer solchen Befriedigung sogar zunehmen mußten.

So lange sich nämlich eine Kriegspartei im Besitz eines occupirten und gebrandschatzten, feindlichen Landes befand, waren vormals deren Rechte auf das Privateigenthum der Einwohner eigentlich Ein- für allemal, d. i. für den ganzen Zeitraum ausgekauft, während dessen der erlangte Kriegsbesitz fortdauerte. Nur mißbrauchsweise und mittelst einer widerrechtlichen Ausdehnung der Kriegsgewalt geschah es zuweilen, daß bei verlängertem Kriegsbesitze in jedem Jahre eine neue Kriegscontribution erhoben wurde.

Dabei blieb dennoch ein Billigkeitsgefühl völkerrechtlich und dergestalt vorherrschend, daß jede wiederholte Brandschatzung auch eine verminderte war.

Wenn in einzelnen Fällen Ausnahmen von dieser völkerrechtlichen Gewohnheit Statt fanden: so wurden sie doch nicht aus dem Kriegsrechte abgeleitet, sondern bloß einer übermüthigen und gemißbilligten Kriegsgewalt zugeschrieben.

Außer den Leistungen, welche diese, rechtmäßiger oder unrechtmäßiger Weise, zu gebieten vermochte, gehörten die Friedenseinkünfte jedes Landes dem Kriegsbesitzer desselben so lange zu, als er sie einzutreiben vermochte; denn das Eroberungsrecht dehnte sich nicht weiter aus, als auf die Zeit und auf den Gegenstand des Kriegsbesitzes. Es entschied nämlich über das Schicksal der Länder nur mittelst eines, durch Waffengewalt errungenen, Friedens-

vertrags. Vor und nach diesem nahm es die Domänen nicht in besondern Anspruch, weil diese einen unzertrennlichen Bestandtheil jedes Staats ausmachten, und deswegen nicht als ein, von diesem abzusonderndes, Besitzthum des Regenten angesehen werden konnten, gleichwie auch eine Identität des letztern mit dem Staate immer vorausgesetzt und nie verläugnet wurde.

Nachdem man aber von diesen billigern Kriegsgewohnheiten abgewichen war; und als man in demselben Verhältnisse, in welchem dieses allmählich geschah, das Privatvermögen der Bürger eines feindlichen Staats immer mehr und mehr in Anspruch nahm: so fing man auch an, den Regenten gleichsam zum ersten Privatmann des Staats, und deswegen die Domänen zu einem besondern und vorbehaltlichen Eigenthume desselben, daher zu einem vorzüglichen Gegenstand der Kriegsgewalt und zu einem ausgezeichneten Artikel der Kriegsbeute zu machen.

Sie wurden nun dem Sieger als heimgefallen erachtet, und blieben sogar vorbehaltener Siegsgewinn desselben auch dann, wenn occupirte Länder entweder ihren angestammten Regenten zurückgegeben oder einem andern Staate einverleibt wurden.

Zu derselben Zeit, in welcher dieses geschah, wurde auch das Requisitionssystem, d. i. jene Kriegsmanier ausgebildet, der gemäß man jeden Speicher und jedes Haus, ja jede Vorrathskammer und Küche jedes Privatmanns zu einem öffentlichen Kriegsmagazine machte.

Alle solche Anstalten führen leichtlich zu

einer Ueberspannung, und dadurch zur Hülflosigkeit.

Denn ein Krieg, der ohne Magazine geführt wird, erschöpft übermüthig und leichtsinnig die Vorräthe jedes einzelnen Districts, in welchem er auch nur kurze Zeit verweilet. Er fliegt mit zerstörender Blitzesschnelligkeit von Land zu Land; seine Bedürfnisse bestehen in verschwenderischen Schwelgereien. Während er viele Länder (mehr als nöthig) erschöpft, erweckt er das Mißbehagen Aller. Um einen solchen Krieg abzuwenden, wird Alles kriegerisch. Dadurch wird er bald genug genöthigt, von dem schnellen Flug über ganze Welttheile zu dem verweilenden Kampfe um einzelne Gegenden zurückzukehren.

Eine Kriegsmanier, bei deren Anwendung der magazinlose Sieger anfangs feindliche Festungen nicht zu achten scheint, und sie als eine sichere Siegesbeute im Rücken liegen läßt, nöthigt zuletzt, vielfältige Befestigungen anzulegen; und dies geschieht auf dieselbe Weise und zu derselben Zeit, womit und in welcher man zur Anlegung von Magazinen genöthigt wird, die man entbehren zu können sich so lange, als möglich, geschmeichelt hatte.

Dies geschieht und muß geschehen, weil keine Kriegsmanier eine Einseitige bleiben kann, und weil jede, welche von der Einen Parthei angenommen wird, im Laufe der Zeit zu einer allgemeinen, mithin zu einer werden muß, welche Jede Parthei zu beobachten hat.

Wenn daher — um zur Erläuterung die schon erwähnten Beispiele nochmals anzuführen — der Eine

Staat seine Landesgränzen durch ein zusammenhangendes Befestigungssystem zu sichern sucht, um zerstreut liegende feindliche Festungen gleichsam als die gewisse Beute eines, in offener Feldschlacht gewonnenen, Sieges zuerst im Rücken liegen zu lassen, und dann zur günstigen Stunde einzunehmen: so wird der Andere Staat zur Einsicht genöthigt, daß er ein gleiches Befestigungssystem annehmen müsse *).

Wenn ferner von der Einen Kriegsparthei die Anlegung von Magazinen verschmähet und der Grundsatz aufgestellt wird, daß ihre Heere von jedem Lande, in welchem der Krieg geführt wird, zu leben berechtigt seyen **): so wird die Andere denselben Grundsatz ebenfalls ausüben müssen.

---

*) Diese Einsicht scheinen die Deutschen Staaten bis jetzt nicht erlangt zu haben. Alle Befestigungen in denselben sind nach allgemeinen Kriegsansichten, daher theils nach dem Lauf der Flüsse, theils nach andern Kriegespositionen, von Alters her, angelegt. Gleichsam als ob Deutschland auf ewig der Kriegsschauplatz für Europa seyn und bleiben müßte, behielt jeder Staat (so groß auch der Länderwechsel war) fast nur die Festungen bei, welche in Beziehung auf allgemeine Kriegsführung vorhanden waren, und dachte fast nie oder höchst selten daran, solche mittelländische Festungen zu zerstören, die einen Staat zum Kriegsschauplatz machen können, und solche Gränzfestungen zu errichten, die den Krieg von dem Herzen des Landes abzuhalten vermögen. Man kann kühn behaupten, daß, so lange dieses mittelländische, herkömmliche, Befestigungssystem in Deutschland fortdauert, an keine Unabhängigkeit dieses zerrissenen Landes zu denken ist.

**) In einem Schreiben vom 27 März 1813, welches der Preußische Gesandte in Paris an den Französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten erließ, sagte Jener unter andern:

Durch jeden Wechsel von Kriegs- und Siegsglück wird dann nicht nur der Reichthum der Länder, die zum Kriegsschauplatze dienen, verschwinden, sondern auch jener Vorrath (oft muthwillig) vergeudet, und mithin geschwind erschöpft werden, welcher für die Nothdurft der Soldaten und der friedlichen Bürger erfoderlich ist. Die Speicher der letztern wird nun oftmals die besiegte Parthei vernichten, gleichwie sie sonst bei einem Rückzuge ihre Magazine zerstörte. Jenes muß aber allezeit so verderblich seyn, als dieses vormals zuweilen sogar auf eine wohlthätige Weise geschah, wenn den Armen einer Stadt oder Gegend, welche eine Armee verlassen mußte, von dieser die aufgespeicherten Vorräthe zur willkührlichen, freudigen und beglückenden, Vertheilung preis gegeben wurden.

Durch einen solchen Gang der Begebenheiten werden alle Kriegspartheien zur Anlegung und Nachführung von Magazinen, mithin zum Zurückkehren der alten Kriegsmanier genöthigt, welcher es gemäß war, für die gesicherte Verpflegung einer Armee dergestalt zu sorgen, daß diese von den, leicht erschöpflichen, Vorräthen einer

---

„Während Preußen (im Jahr 1812) Alles erschöpfte, um in „die Magazine die stipulirten Lebensmittel zu liefern, lebten „die Französischen Armeen auf Kosten der einzelnen „Unterthanen.“ Darauf antwortete der Moniteur im Namen der Französischen Regierung: „Seit wann sollen „die Truppen nicht in (von) einem Lande „leben, welches das Kriegstheater abgeben soll? Diese Nothwendigkeit war der Gegenstand „zweier Conventionen vom 12 Febr. 1812. Man setzte durch „die eine die durch Requisition zu machenden Lieferungen fest, „durch die andere die Errichtung der Magazine.“

einzelnen Gegend unabhängig gemacht wurde, und sie zwar zur Hülfe nehmen konnte, aber nicht in Gefahr des Untergangs gerieth, sobald sie zu mangeln anfingen.

Jeder Krieg belehrt nämlich die Besiegten.

Diese müssen die Kriegsmanier nachahmen, mittelst welcher sie besiegt worden sind.

Dadurch ereignet sich, daß ein gewaltthätiger Krieg von Tag zu Tag gewaltthätiger werden muß, und daß er zugleich — wenn er eine Zeit lang ganze Welttheile schnell überflogen und verheeret hat — genöthigt wird, auf einer kleinen Erdscholle zu verweilen; und, um dies zu vermögen, sowohl für die Nachfuhr von Magazinen, als für die Anlegung von vielfältigen Befestigungen zu sorgen.

Von diesen Bemerkungen kehren wir zur Betrachtung jenes neuen Kriegssystems zurück, von welchem die Requisitionen einen wesentlichen Bestandtheil ausmachen, und durch das (wie schon erwähnt worden) jedes Privateigenthum zu einem öffentlichen Kriegsmittel bestimmt wird.

Inmitten zwischen der Erfindung und zwischen der Ausbildung dieses Kriegsystems wurde der Staatsvertrag Friedrichs des Zweiten mit den Nordamerikanischen Freistaaten im Jahre Eintausend Siebenhundert und Fünf und Achtzig abgeschlossen.

Diesem Vertrage ging die Revolution voraus, wodurch sich Nordamerika von England losriß,

und die zur Stifterin der Requisitionen wurde. Ihm folgte die Revolution nach, welche in Frankreich ausbrach, und die sich schnell genug über ganz Europa ausbreitete, auch das Requisitionssystem dergestalt gewaltthätig ausbildete, daß dessen höchste Vollendung wiederum zur ehemaligen Magazin-Verpflegung zurückführen muß.

Die Requisitionen waren ursprünglich ein bittendes Aufbieten nöthiger Mittel zu einem gemeinschaftlichen Zweck, und namentlich zur Ausführung eines patriotischen Plans.

Diesem Ursprunge gemäß setzten sie auf der Einen Seite das Erheischen einer Aufopferung für eine allgemeine Sache voraus, und auf der Andern eine unverkommende Neigung und Willigkeit zu solcher Aufopferung.

Auf solche Weise wurde zum Erfinder der Sache sowohl, als des Worts — wie beide in neuern Zeiten angewendet wurden — Washington, während er Feldherr der Nordamerikaner in dem Kriege war, welchen sie für ihre Unabhängigkeit führten.

Seine Armee litt an Allem Mangel. Bewaffnung, Bekleidung und Unterhalt fehlte ihr. Er mußte daher täglich befürchten, daß sie ganz auseinander gehen werde, gleichwie sie sich schon mehrmal größtentheils aufgelöset hatte.

Ueberdies herrschte der größte Geldmangel, welcher von einer, täglich zunehmenden, Werthlosigkeit des Papiergeldes begleitet wurde; während man einen Vertheidigungskrieg führen mußte, der selten durch ein gelingendes Unternehmen den leidenschaftlichen partheisüchtigen Enthu-

Enthusiasmus und den Haß der republikanischen Colonisten gegen das Englische Mutterland genugsam befriedigen konnte.

Unter solchen Umständen erließ Washington an die Einwohner der vereinigten Staaten, und besonders an die Bürger des Staates, in welchem sich gerade das von ihm angeführte Heer befand, bittende Foderungen, mittelst welcher er anzeigte: daß er in der größten Verlegenheit sey, weil er diese und jene, namentlich angeführten, Bedürfnisse in bestimmter Menge für seine, mit Auflösung bedrohete, Armee nöthig habe, aber nicht anzuschaffen vermöge; daß er deswegen hoffe, seine patriotischen Mitbürger würden, in einer von ihm vorgeschriebenen Zeitfrist, die zur Erkämpfung der Unabhängigkeit erforderlichen Mittel freiwillig aufbringen und darreichen. Sollte er sich aber (setzte er hinzu) in seinem Vertrauen auf den Patriotismus seiner Mitbürger irren; und sollte sein an diese gerichtetes Ersuchen unbefriedigt bleiben: so würde er zwar in großes Leidwesen versetzt werden, aber auch den Vorschriften der Noth nachgeben, und Alles, was für das Heer unentbehrlich sey, von diesem selber überall wegnehmen lassen müssen, wo es sich gerade vorfinden würde.

Zur Erläuterung muß angeführt werden, was Marshall im 4ten Theil der Lebensbeschreibung Washingtons folgendermaßen erzählt:

„Zu Anfang des Decembers 1779 war vorgeschla„gen worden, anstatt die Bedürfnisse der Armee, wie es „bis dahin geschehen war, anzukaufen, die verschiedenen „Artikel, woraus sie bestanden, zum Theil von den ein-

„zelnen Staaten zu requiriren. Um die Ausübung die„ses Systems vorzubereiten, wurden Commissarien er„nannt, welche einen Ueberschlag der Erfoderniſſe ma„chen und in Rücksicht der Ausgaben alle mögliche Re„formen anordnen sollten.“

„Ueber diese Angelegenheit berathschlagte der Con„greß bis zum 25 Febr. 1780, und faßte dann plötzlich „einen Entschluß, wodurch er die, von den einzelnen „Staaten für den nächsten Feldzug zu liefernden, Bei„träge (Quota's) von Lebensmitteln, Getränken und „Fourage festsetzte, und sie ersuchte, dieselben an be„stimmten Orten zusammen zu schaffen. Der Werth „der verschiedenen verlangten Artikel wurde in baarem „Gelde berechnet, und die Versicherung ertheilt, daß mit „den einzelnen Staaten darüber eine genaue Rechnung „geführt, und der Betrag der Lieferungen in baaren „Spanischen Thalern bezahlt werden sollte.“

„Die hierauf zum ersten Mal für das Jahr 1780 „ausgeschriebenen Requisitionen gingen zu langsam „ein;“ woran eine ungleiche Austheilung derselben, die allzu geringen Preise, welche man für die aufgebotenen Waaren festgesetzt hatte, und der Mangel an Metallgeld, so wie der Ueberfluß von dem werthlosen Papiergelde (Banknoten), auch die Verfassung der Freistaaten, Schuld waren.

Als deswegen die republikanische Armee in die größte Verlegenheit gerieth, „sah sich Washington (so erzählt Marshall) in die traurige Lage versetzt, 1) den „Patriotismus der Bürger, 2) unter der Bedro-

„hung mit militärischem Zwang, 3) zu freiwilligen „Beiträgen aufzufodern.“

„Die Lage eines Befehlshabers (sagt ferner Mar„shall), der sich genöthigt sieht, auf eine gewaltsa„me Weise von den Bürgern die Mittel zu einer, sogar „nur prakären Subsistenz einzutreiben, ist zwar zu jeder „Zeit sehr bedenklich; aber sie kann es nirgend in ei„nem höheren Grade seyn, als da, wo die kleinste Ver„letzung des Rechts gefühlt wird und Unwillen erregt; „wo die verschiedenen Partheien wetteifernd nach der „Volksgunst streben; und wo die Regierung selbst sich „gedrungen fühlt, dieser Gunst durch populäre Maßre„geln zu schmeicheln.“

„Nur ein hohes und enthusiastisches Vertrauen auf „den Charakter des Heerführers, und nur die völlige „Ueberzeugung, daß seine Requisitionen als die Folgen „der äußersten Nothwendigkeit angesehen werden müß„ten, konnten die Staaten bewegen, sich diese Foderun„gen gefallen zu lassen.“

Dies geschah aber (sogar zuweilen widerwillig), weil die Achtung, die man gegen Washington hegte, so groß war, als die republikanische Bescheidenheit, welche diesen General beseelte, und der gemäß er den Kriegsbefehl nach erkämpfter Unabhängigkeit niederzulegen, für ehrwürdiger und rühmlicher hielt, als die Erlangung ungebundener Herrschaft; ungeachtet nach dieser leichtlich und mit Glück ein Feldherr zu streben versucht werden kann, welcher auf den Dank seiner Mitbürger deswegen Anspruch zu machen hat, weil sie von ihm ausländischer Herrschaft entzogen worden sind.

Weil aber Washington die gemeine Sache höher hielt, als die Befriedigung eigener Herrschsucht: so legte er freiwillig und freudig das Commando der Armee nieder; weswegen er, nachdem die Friedenspräliminarien zwischen den Nordamerikanischen Freistaaten und England unterzeichnet und ein Waffenstillstand proclamirt worden war, am 18 April 1783 den Tagesbefehl, welchen er an seine Armee erließ, mit folgenden Worten endigte:

„Da bei der Gerechtigkeit unserer Sache, und ver„möge der edlen Anstrengungen, womit ein schwaches „Volk, das frei zu seyn sich entschloß, einer mächti„gen Nation, die es unterdrücken wollte, Widerstand „leistete, das ruhmvolle Werk, wofür wir zuerst die Waf„fen ergriffen, vollendet, die völlige Anerkennung unserer „Freiheit bewirkt, und unsere Unabhängigkeit durch die „Gunst des Himmels gänzlich gesichert ist; da alle Die„jenigen, welche, unter dem äußersten Ungemach, unter „allen Leiden und Gefahren, bei der Verfolgung ihres „schönen Berufs beharrten, durch den herrlichen Namen „der patriotischen Armee unsterblich gemacht wor„den sind: so ist uns, als den handelnden Personen in „dem großen Schauspiele, jetzt nichts übrig, als den „letzten Akt hindurch eine völlig unwandelbare Festigkeit „des Charakters zu behaupten, und mit dem nämlichen „Beifall von Menschen und höheren Wesen, der bis „dahin unser Betragen krönte, von der Kriegsbühne „abzutreten."

Nur einem Mann, welcher nicht bloß also sprach, sondern so dachte und so handelte, konnte es gelingen,

ohne Vorwurf zum Erfinder des Requisitions-Systems zu werden.

Requisitionen sind also, der Wortbedeutung nach — gleich den Steuern, die ursprünglich Beeden waren — Bitten und Gesuche, welchen eine, von der Noth verhängte, und von dem Vertrauen auf Patriotismus vorgeschriebene, Drohung beigefügt wird, des Inhalts: daß die erbetenen Darreichungen durch Waffengewalt erzwungen werden müßten, wenn sie von dem patriotischen freien Willen nicht bewerkstelligt werden würden.

Daher erklärte der General Washington, daß seine Armee die Bedürfnisse, um deren Lieferung er nachzusuchen genöthigt sey, überall an sich nehmen und sich zueignen müsse, wo sie solche vorfinden werde, im Fall seine Bitten nicht erfüllt würden. Dies, fügte er hinzu, würde den einzelnen Bürgern drückender, als nöthig und billig sey, werden, weil dann eine gleichheitliche Darreichung der requirirten Bedürfnisse unmöglich seyn würde: diese aber Statt finden könne, wenn der allgemeine Patriotismus den Requisitionen, zuvorkommend, zu entsprechen suche.

Viele Franzosen, die aus Kriegslust und Freiheitsliebe für die Unabhängigkeit der Nordamerikanischen Freistaaten gefochten hatten, kämpften nach dem Ausbruch der Französischen Revolution mit vergrößertem Freiheits-Enthusiasmus gegen jene fremden Mächte, die beschuldigt wurden, sich mit gebietender Eroberungssucht in die innern Angelegenheiten Frankreichs einmischen zu wollen.

Diese Männer ahmten die Nordamerikanische Requisitions-Manier nach, als es Frankreich an Geld und an Credit fehlte, und als der Werth der Assignate sich von Tag zu Tag verminderte. Nun wurden auch die Bedürfnisse der neu-errichteten, Mangel leidenden, Armee immer theuerer, mithin auch von Tag zu Tag weniger käuflich *).

Weil die spätere, patriotische und zugleich gewaltthätige, Exaltation in Frankreich noch größer war, als die frühere Nordamerikanische, die zu jener das Beispiel gegeben hatte: so wurde bei den Requisitionen, welche die Französischen Revolutionskriege nöthig machten, fast minder die Nordamerikanische, gleichsam überredende, Form beobachtet, als der Patriotismus mittelst der gewaltigen Foderung aufgeboten, daß jeder Bürger zur Erreichung des allgemeinen Zwecks, d. i. zur Behauptung der Unabhängigkeit, und zur Ausbreitung der Freiheit und Gleichheit, alle, namentlich angedeutete, Bedürfnisse herbeischaffen müsse.

Auf solche Weise wurden die ersten Requisitionen

*) In Frankreich wiederholte sich, was in Nordamerika geschehen war. Marshall erzählt folgendes: „Es war die Aus„gebung einer großen Quantität von Banknoten in einem Zeit„punkte unvermeidlich, in welchem noch nicht eine regelmäßige, „mit hinreichender Macht ausgerüstete, Civil-Regierung vorhan„den war, welche Steuern auszuschreiben und zur Einlösung der „Credit-Billets einen Fonds auszumitteln vermochte. Dies ge„schah in einem Zeitpunkte, in welchem die Europäischen Mächte „noch nicht das gehörige Vertrauen entweder in die Gerechtig„keit der vereinigten Staaten, oder in den guten Ausgang ihres „Streites setzten, welches sie bewegen konnte, ihnen Credit zu „geben und Hülfe zu leisten.“

in Frankreich ausgeschrieben, als dasselbe von den benachbarten Mächten auf seinem eigenen Gebiete bekämpft wurde.

Der Versuch, es auf solche Weise zu besiegen, war so kurz, als unglücklich, weil er gelingende Eroberungskriege veranlaßte.

Durch diese sollten Anfangs die benachbarten, in Kriegsbesitz genommenen, Länder einer republikanischen Freiheit und Gleichheit zugewendet werden; weswegen von ihnen Alles, was sie wegen eines solchen — wie man sagte — gemeinschaftlichen, menschlichen und völkerrechtlichen Zwecks aufzubringen hatten, unter dem Namen von Requisitionen gebieterisch verlangt wurde.

Als man hierauf in Europa wiederum eine feste Ordnung der Dinge bilden wollte: so suchte man eine Selbstständigkeit dieses Welttheils auf den Untergang Englands zu begründen, welches der Monopliensucht angeklagt wurde, und dessen Handelsherrschaft gebrochen werden sollte.

Daher wurde es auch beschuldigt, daß es einen innern Krieg auf dem Continente zu verewigen suche, um die Gesammtmacht desselben von dem verkündigten, großen Unternehmen, die Freiheit der Meere zu erkämpfen, entweder auf immer oder wenigstens von Zeit zu Zeit abzulenken, und zugleich unablässig die Versuche zur Wiederherstellung des alten, untergegangenen Gleichgewichts-Systems zu erneuern.

Diese Versuche dienten auch dazu, Großbritannien als einen einflußreichen Bestandtheil Europa's wieder

geltend zu machen, für welchen man es angesehen hatte, so lange noch von dem System des Europäischen Gleichgewichts die Rede war, und von welchem es ausgeschlossen werden mußte, seitdem der Continent sich von England absonderte und sich diesem feindlich gegenüber stellte, und seitdem man diesen Zustand mit dem Namen des Continental-Systems bezeichnete.

Bei allen Kriegen, die gegen Frankreich, seit dem Ausbruch der Revolution, und besonders seit Errichtung der Kaiserlichen Regierung geführt wurden, handelten daher die Europäischen Mächte, welche dasselbe zu überwinden suchten, entweder auf Antrieb Englands, oder sie wurden von diesem unterstützt, sobald sie einen Kampf gegen das Französische Reich beginnen wollten. Denn Jedem, der feindselig gegen dieses gesinnt war, hielt England für seinen Freund, wie umgekehrt Frankreich Den für einen Feind des Continents ansah, der sich England geneigt bezeigte. Daher war jeder Krieg, welchen das Erste auf dem Continente führen mußte, auch ein Kampf gegen das Letztere. Jeder solcher Krieg wurde zugleich für das Continental-System geführt, das sich schnell und gewaltthätig auszubilden suchte, und von dessen Vollendung alle Staaten und Einwohner Europa's gleiche Vortheile hoffen sollten und zu erwarten hatten.

Daher waren sie auch verpflichtet, die Mittel (unabläßig) herbeizuschaffen, welche zur Erreichung eines so großen Zwecks erfoderlich waren. Sie waren verbunden, sich die Opfer gefallen zu lassen, welche von so großen Revolutionen unzertrennlich sind.

Von nun an wurden Requisitionen in dreierlei Rücksicht angewendet, wobei (bis zu Anfang des Jahres 1813) fortdauernd eine Beziehung auf England bei allen Kriegen vorhanden blieb, welche auf dem festen Lande geführt, und die als Zwischenspiele in den großen und langen Continental-Krieg eingemischt wurden.

1) Die Erfahrung hatte gelehrt, daß die — sowohl aus Noth erfundenen, als aus Noth nachgeahmten — Requisitionen, wodurch man sich die Kriegsbedürfnisse am geschwindesten verschaffen konnte, ganz besonders geeignet seyen, jene Schnelligkeit der Kriegsunternehmungen möglich zu machen und zu unterstützen, deren gewöhnliche Gefährten Glück und Sieg sind. Daher wurde es als eine allgemeine Kriegsmanier eingeführt, Alles, was Freunde und Feinde an Kriegsbedürfnissen herbeizuschaffen hatten, durch Requisitionen zu erheben.

2) Wenn sonst in eigenen oder befreundeten Ländern Steuern ausgeschrieben wurden, um davon die Kriegskosten zu bestreiten: so that man dies in den neuesten Zeiten zwar auch, aber größtentheils mittelbarer Weise, indem man die Lieferung der zur Kriegsführung nöthigen Sachen auf Abschlag dessen verlangte, was als Kriegssteuer bezahlt werden mußte.

3) Wenn man sonst den feindlichen Ländern Brandschatzungen *) und Magazinlieferungen auflegte: so ver-

*) Welche Merkmale barbarischer Härte sind in den Sprachgebrauch übergegangen, ohne daß man sich dessen oder der ursprünglichen Bedeutung vieler Ausdrücke mehr bewußt ist! So verhält es sich mit dem Wort: Brandschatzung, das eine Abschätzung des Werths aller Gebäude und Habseligkeiten andeu-

wandelte man nun jene in Foderungen aller Art von Kriegsbedürfnissen (wovon das Geld Eine war). Sie wurden, sobald man ein solches Land in Besitz genommen hatte, augenblicklich verlangt, und deren Betrag von den, später angesagten (manchmal von den schwelgerischen Bedürfnissen oder von dem gewaltigen Siegesgefühle ins Ungeheure getriebenen), Summen der Kriegs-Contribution abgezogen.

Wo eine solche Ueberrechnung vorgenommen wurde, da wurden, nach Vollendung requirirter Lieferungen, die Preise der herbeigeschaften Sachen bestimmt, und der Betrag derselben in freundlichen Ländern der Bundesgenossen von den Kriegssteuern, in feindlichen von der Brandschatzung oder auch von den Auslösungsgeldern eroberter, und dem Besiegten wiederum zurückgegebener, Domänen abgerechnet.

---

tet, welche die Kriegsgewalt zum Nutzen und fast zur Lust zerstören darf. Dies zu thun, wird ihr ein Recht eingeräumt, welches sie ausübt, indem sie eine Besteuerung, anstatt des Anzündens und Plünderns, vornimmt.

So erzählte man ferner in den Kriegs- und Siegsberichten, welche in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erstattet wurden, von Hunderten und Tausenden der Feinde, die ins Gras beißen mußten. Nicht die gräßliche und fast erhabene Art, womit dieser Ausdruck die letzte Todesnoth der auf dem Schlachtfelde sterbenden Krieger schilderte, brachte ihn nach und nach außer Gebrauch, sondern die Meinung, daß er gemein, pöbelhaft, und sogar durch eine, mit lachendem Spott auf besiegte Feinde geschehene Anwendung, komisch geworden sey. So deutet das Wort: verheeren, ursprünglich weiter nichts an, als mit einem Kriegsheere durch ein Land ziehen. Erst durch die gewöhnlichen, gleichsam gebilligten Folgen eines solchen Heerzuges empfing das Wort seine jetzige Bedeutung.

Die Requisitionen wurden überhaupt am häufigsten in feindlichen Ländern, und zwar vermöge des Eroberungsrechts angewendet, das dem glücklichen Krieger zusteht, und welches von Tag zu Tag folgerechter ausgebildet, und dabei sogar auf Beispiele Rücksicht genommen wurde, welche eine, für barbarisch geachtete, Vorzeit gegeben hatte *).

Weil außerdem in vielen Staaten der Geldmangel und die Armuth zunahm: so wurden von den Regierungen derselben gegen die eigenen Unterthanen Requisitionen vorgenommen, wenn nöthige Kriegsrüstungen gemacht oder beschleunigt werden mußten.

Diese Requisitionen mußten in solchem Falle als gebieterische Herausfoderungen zu patriotischen Opfern angesehen werden, die jeder Bürger des Continents zur Unterstützung der gemeinen Sache darzubringen hatte, deren Aufrechthaltung als zur allgemeinen Ehre und zum gemeinschaftlichen Glück gereichend, angesehen werden mußte.

So geschah es, daß z. B. Preußen zu Anfang des Jahres 1812 eine Vermögenssteuer ausschrieb, die in drei Terminen zu entrichten war, und wovon der erste in baarem Gelde bezahlt werden sollte; von dem zweiten aber der Betrag gelieferter Sachen abgezogen werden durfte, welche requirirt worden waren, um die Bedürfnisse schleunig herbeizuschaffen, die zum Krieg gegen

*) In einer Französischen Preisfrage über die Geschichte Theodorichs wurde eine besondere Erörterung in Rücksicht der Grundsätze des Eroberungsrechts verlangt, welches er ausübte.

Rußland nöthig waren, an welchem Preußen Antheil nahm.

Als aber, mit dem Beginn des Jahres 1813, eine mächtige Verbindung gegen Frankreich entstand, erhielten die Requisitionen auf der einen Seite eine erweiterte Anwendung zu einem neuen Zweck, während man sie auf der andern Seite zum Vortheil des Continental-Systems fortdauernd geltend zu machen suchte.

Gegen dieses System war eine, von der allgemeinen Volksstimmung vieler Länder ausgehende, Empörung ausgebrochen. Der erbitterte Krieg, welcher dadurch veranlaßt wurde, fand die nöthigen Hülfsmittel in fast erschöpften, aber von einem glühenden patriotischen Enthusiasmus, und von einem eben so großen Haß gegen ausländische Herrschaft beseelten Ländern mittelst Requisitionen.

Diese nahmen nun von neuem den Charakter wieder an, welchen sie ursprünglich in Nordamerika gehabt hatten.

Sie waren daher aus einer dreifachen Ursache von ungemeinem Erfolg. Zuerst und hauptsächlich verlangten die Menschen der Europäischen Welt nach Ruhe, weil sie der Kriegsübel müde waren, welche sie auch in Friedenszeiten erdulden mußten durch die Verpflegung großer, hin und her ziehender, fremder Armeen, für die man ganze Länder zu Kriegslagern machte. Dadurch hatten sie den Glauben an das große Glück verloren, welches ihnen zugesichert worden war als Preis des langen Kampfes für das Continental-System.

Daher verlangten sie nach der Rückkehr der alten Ordnung der Dinge, weil sie sich erinnerten, daß sie während derselben zufriedener und ruhiger gelebt hatten, als sie nach Aufhebung derselben zu seyn vermochten.

Sie begannen daher einen Kampf für ihre eigene Unabhängigkeit, um sich dem — wie sie wähnten — aufgedrungenen, fremden für die vorgebliche Freiheit der Meere zu entziehen.

Dies geschah, weil die Einwohner des Continents sich unfrei, gedrückt und leidend fühlten; und weil sie verarmten und allen Handel verloren, während ein Krieg für die gewinnbegierige Handlung geführt wurde: ein Krieg, welcher nur Reichthum, als Siegsgewinn, versprechen, und der also die Menschen von allem andern höherm Bestreben ablenken, und leichtlich zur Lust am Reichthum und zur Geldbegierde verlocken konnte und sollte.

Je mehr man sich durch eine Aussicht getäuscht sah, auf welche eine niedrige Gewinnsucht täglich von neuem hingewiesen wurde; je mehr diese Aussicht immer in die weite Ferne zu entweichen schien: desto mehr kam man von dem Verlangen nach Aenderungen und nach einer neuen Ordnung der Dinge zurück, welches man vor der langen Unglückszeit, oftmals leichtfertigerweise, in sich getragen und geäußert hatte. Man verwarf nun jedes solche neuerungssüchtige Verbesserungs-Begehren, indem man sich fast anklagte, daß man vormals dasselbe allzu gerne gehegt hatte. Daher war man auch zu allen Aufopferungen geneigt, welche erfodert wur-

den, um den vorigen Zustand der Ruhe wieder zu gewinnen.

Zu solchen Aufopferungen war man Zweitens um so williger, je mehr die Bürger der meisten Europäischen Staaten durch einen unaufhörlichen Kriegszustand an Leiden, an Verlust, und an Entbehrungen gewohnt, und zu einer, mit innerlichem Ingrimm verbundenen, Unterwerfung verpflichtet waren. Eine solche Unterwerfung war durchaus unvermeidlich, sobald die Europäischen Bürger wähnten, daß gegen sie das Requisitions-System zu Zwecken angewendet werde, die ihnen fremd und sogar unerreichbar, seyen. Durch lange Leiden waren sie zu einer Lebensverachtung gelangt, die sich auf eine sonderbare Weise mit jener Hochachtung des Reichthums und der Glücksgüter paarte, welche als ein charakteristischer Zug des Zeitgeistes anzusehen ist. Sie waren geneigt, das Leben aufzuopfern, um den Ueberrest ihres Vermögens und dessen ruhigen Genuß zu retten; und sie boten den letztern dar, um jenes zu sichern.

Unter solchen Umständen geschah es Drittens, daß ein Enthusiasmus entstand, der sich zur Darbringung eines jedes Opfers bereitwillig zeigte, und von welchem daher Requisitionen freudig aufgenommen und befriedigt wurden; indem man diese wiederum, nach der ursprünglichen Nordamerikanischen Weise, weniger gebietend, als bittend, vornahm, und dabei den Patriotismus als eine unerschöpfliche Hülfsquelle anzusehn berechtigt war.

Ueberall wurde daher zu dem großen Kampf gegen Frankreich bittweise das Erfoderliche täglich mit einer

Zuversicht verlangt, welche nie widerlegt werden zu können schien. Es bedurfte nun kaum einer Hindeutung auf Zwangsmittel, durch welche das eingetrieben werden müßte, was nicht freiwillig dargebracht werden würde. Auf solche Weise wurde von den Bürgern nicht nur die Lieferung von Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Waffen und vielfältigen Geldbeiträgen *), sondern auch eine allgemeine Bewaffnung, mithin die willige Aufopferung Leibes und Lebens, gefodert und freudig bewerkstelligt. Dies geschah, weil man die Sache der Europäischen Bürger, die sich den Einflüssen Frankreichs und des Continental-Systems entziehen wollten, für die Sache der Menschheit ansah. Dies geschah, weil man theils eine ungemeine Erbitterung, theils den Glauben auszudrücken suchte, daß einheimische Fehler und Belästigungen leichter zu erdulden sind, als ausländische Herrschaft, die alles Selbstgefühl tödtet.

*) Z. B. Vermögenssteuern, freiwillige Gaben, gezwungene und freiwillige Anlehen, Kriegssteuern u. s. w.

Ueber den Zusammenhang der Brittischen Staats-Haushaltung mit der Brittischen Verfassung.

Wir haben uns in dem September-Heft dieses Journals anheischig gemacht, den Zusammenhang der brittischen Staatshaushaltung mit der brittischen Verfassung nachzuweisen.

Wie schwierig ein solches Unternehmen auch seyn möge: so unterziehen wir uns demselben doch, weil nichts lehrreicher seyn kann, als die Lösung eines Problems, in welchem gewissermaßen alle Probleme der gegenwärtigen Zeit enthalten sind. Allerdings werden wir, wenn unser Vorsatz gelingt, Vieles von dem, was der großen Mehrheit an Großbritannien bisher bewundernswürdig und unerklärlich erschien, in einem Lichte darstellen, wo es begreiflicher wird: aber gerade hierauf beruht, wie es uns scheint, die ganze Verdienstlichkeit unserer Arbeit. Sind wir nicht im Stande, zu überzeugen: so wird es weniger unsere Schuld, als die Schuld Derjenigen seyn, die, wenn sie einmal eine Meinung angenommen haben, von derselben nicht zurückzubringen sind. Uebrigens ist es keineswegs unsere Absicht, Großbritannien in seiner Eigenthümlichkeit herabzusetzen; es gelte, was es mit derselben gelten kann: nur gebe man endlich den Gedanken auf, eine Gesetzgebung, die sich

unter

unter besonderen, nur dem brittischen Staatsleben eigenthümlichen Umständen gebildet hat, als eine verpflanzen zu wollen, welche allgemein zu werden verdient. Zur Sache!

Den meisten Personen, welche über Erscheinungen im großbritannischen Reiche urtheilen, erscheint dasselbe, als wäre es zu allen Zeiten gewesen, was es gegenwärtig ist, und als werde dasselbe in seiner jetzigen Eigenthümlichkeit eine Ewigkeit durchleben. Ist Jenes nicht der Fall gewesen, ist die gegenwärtige Eigenthümlichkeit das Produkt einer Entwickelung, welche sich durch Jahrhunderte hinzieht: so ist wahrlich sehr wenig darauf zu rechnen, daß diese Eigenthümlichkeit von ewiger Dauer seyn werde, da die Natur sich mit keinem Stillstande verträgt. Jenes ist aber wirklich nicht der Fall gewesen. Was hat jenes Britannien, welches von Cäsar zum Theil erobert wurde, und in späterer Zeit gänzlich unter römische Botmäßigkeit gerieth, mit dem gegenwärtigen Britannien gemein? Wer die Kette der Begebenheiten durchläuft, welche die Regierung der Königin Budicea an die Regierung Georgs des Dritten und des gegenwärtigen Prinz-Regenten knüpfen: der muß eingestehen, daß Großbritannien, seitdem es in der Geschichte lebt, die größte Mannichfaltigkeit von gesellschaftlichen Zuständen in sich geschlossen hat: Zustände, welche kaum die entfernteste Aehnlichkeit mit demjenigen haben, der ihm gegenwärtig eigen ist. Gab es nicht eine Zeit, wo Könige von England, um einige tausend Mark Silbers zu bekommen, Juden auf die Folter spannen oder ihnen die Zähne ausreißen ließen? Gab es nicht eine Zeit, wo sich dieselben Könige, um ihre Ent-

würfe durchzuführen, des Woll-Ertrags vom ganzen Lande bemächtigten, und denselben um jeden Preis in den Niederlanden verkauften? Haben nicht die abscheulichsten Bürgerkriege, zur Zeit der großen Barone, England verheert? Und was war, nach den Kämpfen der weißen und der rothen Rose, das Schicksal der Könige aus dem Hause Stuart; und worin war dieses Schicksal gegründet?

Man hat die Frage aufgeworfen: ob Großbritannien seinen gegenwärtigen Wohlstand mehr seiner Insular-Lage oder mehr seiner Gesetzgebung verdanke? Diese Frage, welche sehr schwierig scheint, ist durchaus leicht, sobald man die Geschichte nicht bloß der brittischen Inseln, sondern auch anderer Staaten zu Rathe zieht. Die geographische Lage eines Staats ist gerade so gut oder so schlecht, als die Bürger desselben sie machen. Worin lagen die Vortheile, welche Rom durch seine Lage seinen Bewohnern darbot; und doch wie viel machten diese aus eben dieser Lage, indem sie Rom nach und nach zum Mittelpunkt eines ungeheuren Reichs constituirten? Englands Lage ist in allen Zeiten dieselbe gewesen; aber sie ist viele Jahrhunderte hindurch unbenutzt geblieben, weil es seinen Bewohnern an allem fehlte, was erforderlich war, um sich mit der Welt in diejenige Verbindung zu setzen, welche gegenwärtig ihren Stolz ausmacht. Also nicht die Lage Großbritanniens ist in einen sonderlichen Anschlag zu bringen, wenn von dessen gegenwärtigem Wohlstande die Rede ist, wohl aber Großbritanniens Gesetzgebung, welche die Verwerthung dieser Lage bewirkt hat. Mit allen Vortheilen, welche diese Lage

gewähnt, kann Großbritannien, wenn seine Gesetzgebung jemals aufhören sollte, zu einem so elenden Zustande herabsinken, wie derjenige war, in welchem es sich zu Cäsars Zeiten befand, wo es kaum einen Gegenstand der Eroberung abgab.

Wenn nun von der Gesetzgebung die Rede ist, welche Großbritannien in dem gegenwärtigen Augenblick auszeichnet: so muß man bis auf die Zeiten zurückgehen, wo Wilhelm der Eroberer auf dieser Insel erschien, und in der Schlacht bei Hastings über Harald siegte. Es ist in der That keinem Zweifel unterworfen, daß alle Vorzüge und Mängel dieser Gesetzgebung aus dem strengeren Feudal-System hervorgegangen sind, welches Wilhelm in England einführte. Aus diesem hat sich, so wie in allen übrigen Staaten Europa's, auch in England zu einer Zeit, wo die Staatswirthschaft keine Geld-, wohl aber eine Produkten-Wirthschaft war, die gegenwirkende Kraft entwickelt, welche wir gegenwärtig unter der Benennung des Ober- und Unterhauses des brittischen Parliaments kennen. Nicht daß diese Entwickelung jemals berechnet gewesen wäre; sie lag vielmehr so außerhalb des Calculs, daß, wenn sie zu hintertreiben gewesen wäre, Wilhelm und dessen nächste Nachfolger alles für diesen Endzweck gethan haben würden: denn diese Könige hatten keinen Begriff von der Nothwendigkeit der Beschränkung, und wollten auf dem einfachsten Wege, den es giebt, d. h. auf dem Wege der Willkühr, absolut seyn. Aber nichts stand ihnen für ihren Zweck so sehr im Wege, als der doppelte Umstand: einmal, daß die großen Barone, in welchen sie ihre Werkzeuge sehen

wollten, vermöge ihrer Ausstattung mit Land und Leuten ein so bestimmtes Interesse hatten, sich dem Königlichen Dienste, der ihnen nur unvortheilhaft war, zu entziehen; zweitens daß England, als Reich genommen, nicht den Umfang von Spanien, Frankreich und Deutschland hatte. Besonders entschied der letztere Umstand für die Bildung eines solchen Regierungs-Systemes, wie wir es gegenwärtig in Großbritannien kennen. Denn indem der Spielraum, in welchem sich die moralischen Kräfte bewegten, in England weit kleiner war, als in den übrigen europäischen Reichen des Mittelalters: so konnte es nicht fehlen, daß die Reibungen dort weit heftiger wurden, als hier; und eben deswegen mußte das Resultat desselben ein anderes seyn, als in den übrigen Reichen. In England zuerst sahen die, von den großen Baronen verlassenen, Könige sich genöthigt, einen Stützpunkt in den sogenannten Gemeinen zu suchen; und indem sie nicht umhin konnten, diesen Gemeinen auf Kosten der Großen politische Rechte zu bewilligen, erhielten sie schon im vierzehnten Jahrhunderte zu der Gesellschaft eine Stellung, welche sie von allen übrigen Königen unterschied. Die Grundlage der brittischen Staatsverfassung ist bekanntlich die magna charta, welche der König Johann ohne Land gab; sie erschien im Jahre 1215, und ihr Inhalt beweiset, daß sie einen ganz anderen Zweck hatte, als z. B. die goldene Bulle Carls des Vierten, Kaisers der Deutschen. Funfzig Jahre später erfolgte die Zulassung der Gemeinen in das Parliament von England; und von diesem Augenblick an gab es ein National-Interesse, das sich nicht mehr mit irgend einer

Willkühr bestimmen ließ. Von den Kämpfen der weißen und rothen Rose läßt sich behaupten, daß sie die Elemente, welche der Volksentwickelung hinderlich waren, am wirksamsten entfernten; und als Heinrich der Siebente, nach der Schlacht bei Bosworth, mit großer Ueberlegung die Wiederentstehung mächtiger Besitzungen verhinderte, indem er die Güter der während des Kampfes gefallenen Barone zerschlug, gab er dem englischen Staate eine festere Unterlage, als derselbe bis dahin gehabt hatte. Von jetzt an, eine immer glänzendere Entwickelung mit sehr wenig Widersprüchen: Losreißung von der päbstlichen Autorität unter Heinrich dem Achten; große Handelsunternehmungen unter Elisabeth; Colonial-System während der Unruhen, welche Carls des Ersten Regierung nach sich zog; und hoher Aufschwung unter allen den Hemmnissen, welche die Verwaltung der beiden letzten Könige aus dem Hause Stuart entgegen stellte: denn wenn einmal die gegenwirkende Kraft ins Leben getreten ist, läßt sie sich nicht wieder vertilgen.

Von den Stuarts läßt sich behaupten, daß sie die Opfer ihrer Unfähigkeit geworden sind, dem brittischen Staate die Entwickelung zu geben, welche der seit Jahrhunderten vorbereitete Uebergang von der Produkten-Wirthschaft zu einer vollendeteren Geldwirthschaft forderte. Sie hatten in dieser Hinsicht ein und dasselbe Schicksal mit den Bourbons von Frankreich; nur mit dem Unterschiede, daß das der letzteren ein Jahrhundert später eintrat, und als noch nicht vollendet betrachtet werden kann. Hume erzählt in seinen Versuchen von Jacob dem Zweiten: er habe einen Geistlichen gefragt,

„ob er nicht glaube, daß alles Geld der Engländer ihm, als König, gehöre?“ und nach Hume war die Antwort des Geistlichen: „er verstehe sich nicht auf solche politische Probleme.“ Frage und Antwort zeigen, daß Jacob der Zweite über die Natur des Geldes eben so schlecht belehrt war, als sein geistlicher Vertrauter; denn wenn dies nicht der Fall gewesen wäre: so hätte der Geistliche, Englands Zukunft anticipirend, antworten müssen: „nicht bloß alles in England vorräthige Geld (Silber und Gold darunter verstanden) gehört Ewr. Majestät, sondern die sechs- bis achtfach größere Summe dieses Geldes, und das alle Jahre, die Gott werden läßt; vorausgesetzt nur, daß Sie die Kunst verstehen, es Sich anzueignen, und nichts wollen, was dem National-Interesse entgegen sey, über welches Sie niemals Herr werden können und sollen.“ Wie seltsam dies auch klingen mag: so reicht es doch bei weitem nicht an das Factum, daß dieselbe Regierung, welche unter den Königen des Hauses Stuart den ganzen Staatsdienst mit zwei, höchstens drei Millionen Pfund Sterling bestritt, im Jahre 1813 zu demselben Zwecke nicht mehr und nicht weniger als hundert und zwölf Millionen gebrauchte, ohne von Seiten der Nation und ihrer Repräsentanten auch nur den geringsten Widerspruch zu erfahren.

Auf welche Weise ist dies vermittelt worden?

Eins hat die englische Nation vor allen neu-europäischen Nationen ausgezeichnet; nämlich die Entschlossenheit, womit sie in den letzten fünf Jahrhunderten unserer Zeitrechnung den obersten Grundsatz des späteren römischen Staatsrechts: quod principi placuit, legis

habet vigorem, verworfen hat. Die ganze brittische Verfassung, so wie sie gegenwärtig ist, verdankt ihre Entstehung der Furcht vor dem Despotismus der Könige. Ohne diese Furcht hätte man in England nie auf den Einfall gerathen können, Repräsentation und Administration von einander zu trennen, und dem Parliamente die Initiative, dem Könige die Sanction der Gesetze beizulegen. Die Theorie, aus welcher diese Anordnung hervorgegangen ist, verdient bei weitem nicht den Beifall, den sie gefunden hat; aber es läßt sich nicht läugnen, daß, trotz einer fehlerhaften Theorie, etwas Ausgezeichnetes in England entstanden ist. Die Fehlerhaftigkeit der Theorie lag besonders darin, daß man, Gesetz und Gewalt nicht gehörig sondernd, dieselbe Beschränkung, welche in Hinsicht des ersteren nothwendig war, auch auf die letztere ausdehnen wollte. Indem man nämlich den Grundsatz aufstellte: „die beiden Kammern, welche das Parliament bilden, haben, zusammenwirkend und ausschließend, den Vorschlag der Gesetze, und zusammenwirkend auch das Recht, ihre respectiven Beschlüsse anzunehmen oder zu verwerfen; aber wenn die beiden Kammern sich in der Annahme eines Beschlusses geeinigt haben: so hat der König noch das Recht, ihn durch sein Veto zu vernichten, oder ihm durch Bewilligung seiner Sanction Gesetzeskraft zu geben" — indem man, sag' ich, diesen Grundsatz aufstellte, vernichtete man nicht bloß die Freiheit des königlichen Willens, sondern man machte den König sogar zum Werkzeug eines fremden, von dem seinigen ganz verschiedenen Willens. Wäre es hierbei geblieben: so hätte es in der brittischen Verfas-

sung nie einen König geben können. Doch es blieb nicht bei dem Buchstaben des Gesetzes; es blieb sogar so wenig dabei, daß gerade das Umgekehrte von dem geschah, was das Gesetz verlangte. Die Könige von Großbritannien, seit Wilhelms des Dritten Eintritt in die brittische Regierung, bedienten sich des Kunstgriffs, ihre Minister unter den Gliedern des Parliaments zu wählen, die Gesetzesvorschläge durch sie machen zu lassen, und so die Initiative, welche ihnen durch das Gesetz genommen war, wieder zu erobern. Hierdurch war viel gewonnen.

Bei dem allen waren sie nicht im Stande, zwei Gesetzen auszuweichen, welche mit jenem Grundsatze in der engsten Verbindung standen: nämlich erstlich demjenigen, wodurch verordnet wurde, daß es dem Könige nicht frei stehen sollte, Gelder, unter welcher Benennung es auch seyn möchte, ohne die Einwilligung des Parliaments, zu heben; zweitens demjenigen, das die Preßfreiheit bestätigte. Durch das erstere dieser Gesetze hatte das Parliament seine Autorität sichern wollen, und der Zweck desselben war von Hause aus unstreitig kein anderer, als durch die Entziehung der Vollziehungsmittel die königliche Macht auf das minimum von dem zurückzubringen, was die allgemeine Freiheit stören könnte; durch das letztere wollte man sich auf dem Wege der Oeffentlichkeit in Zusammenhang mit der ganzen Nation erhalten. Um Könige zu seyn und zu bleiben, war den brittischen Monarchen kein anderer Ausweg gelassen, als: die Freiheit, welche ihnen in Beziehung auf das Innere genommen war, durch ihre Behandlung der auswärtigen

Verhältnisse wieder zu gewinnen; denn in Beziehung auf die letzteren war ihnen der freieste Spielraum gelassen. Was thaten sie nun? Die Geschichte des großbritannischen Reichs seit Wilhelm dem Dritten giebt hierüber die besten Aufschlüsse, indem sie uns erzählt, wie viel Friedensjahre England während dieser Periode aufzuweisen hat.

Hier nun schließt sich der brittische Staatshaushalt, so wie wir ihn seit länger als einem Jahrhundert kennen gelernt haben, an die brittische Verfassung an, so daß die Eigenthümlichkeit des ersteren durch die der letzteren bestimmt wird.

Ohne Schatz, ohne Domänen, beschränkt auf eine mäßige Civilliste, angewiesen auf die Erwerbfähigkeit ihrer Unterthanen, und abhängig von den Bewilligungen des Parliaments, befanden sich Großbritanniens Könige nach der Vertreibung der Stuarts wahrlich in keiner vortheilhaften Lage. Diese war vielmehr so unvortheilhaft, daß Wilhelm der Dritte in einer, vor dem versammelten Parliamente gehaltenen Rede, kein Bedenken trug, zu sagen: „er sey nichts mehr und nichts weniger, als eine Statue, und von allen Regierungen sey die eines Königs ohne Schatz die allerschlechteste.“ Nach diesem Bekenntnisse scheint Wilhelm noch nicht gewußt zu haben, welchen unerschöpflichen Schatz er in der brittischen Nation besaß. Wenn die Gesetzgebung eines Volks Eigenthümlichkeiten in sich schließt, durch welche sie sich von den Gesetzgebungen anderer Völker unterscheidet: so kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß der durch diese Gesetzgebung gebildete Volks-Charakter sich unter

allen Umständen vertheidigen und behaupten werde; denn durch eine eigenthümliche Gesetzgebung werden National-Antipathieen geschaffen, und diese sind die Urquelle des National-Stolzes und aller der Leidenschaften, welche zu großen Opfern bereitwillig machen. Auf einem solchen Boden stehend, kam Wilhelm der Dritte sich selbst noch dadurch zu Hülfe, daß er die Anleihe einführte, welche, nach und nach, zu einem förmlichen System ausgebildet, der brittischen Staatswirthschaft ihren gegenwärtigen Charakter gegeben hat: ein System, welches ursprünglich keinen andern Zweck hatte, als die Bewilligungen des Parliaments zu erleichtern. Durch die Wahl solcher Minister, welche zu den Parliamentsgliedern gehörten, war der wesentliche Theil der Gesetzgebung (die Initiative) in die Hände des Königs zurückgekommen; durch die Schöpfung des Anleihe-Systems wurde die Autorität des Königs noch unabhängiger, indem dieses System alle Vollziehung erleichterte.

Indeß muß man sich nicht vorstellen, daß dies mit einem Blicke übersehen worden sey, und daß man folglich ohne alle Zaghaftigkeit zu Werke gegangen wäre. Sehr viel fehlte daran, daß das Anleihe-System bei seiner ersten Entstehung die Vollkommenheit gehabt hätte, die ihm gegenwärtig eigen ist. Seinem ersten Ursprunge nach war es nichts weniger, als ein System. Dem Borgen ging die Idee des Wiederbezahlens zur Seite, und die Friedens-Periode dachte man sich als die Zeit, wo man werde zurückzahlen können; gar nicht daran denkend, daß bei solchen Einrichtungen Ein Krieg sich nothwendig aus dem andern entwickelt. Man war

Anfangs um so mehr zur Vorsichtigkeit genöthigt, weil man nur zu hohen Procenten borgen konnte, alle Vortheile des Anleihens aber bei einem allzu hohen Procent-Satz wegfielen. Die Idee war nämlich, die zum Kriege erforderlichen Kapitalien von begüterten Individuen zu borgen, und die Verzinsung dieser Kapitalien aus den Beiträgen der Nation zu bestreiten: allein diese Idee konnte nicht lange vorhalten: denn wenn fortgesetzt hohe Interessen zu bezahlen waren, so mußte die Nation auf diesem Wege nach kurzer Zeit auf eben den Punkt kommen, worauf sie sich befunden haben würde, wenn sie selbst die zum Kriege erforderlichen Kapitalien hergegeben hätte. Glücklicherweise für das Anleihe-System stellte sich die von Paterson und Godfrey errichtete Bank zwischen der Regierung und der Nation in die Mitte; und indem sie, wie alle Staatsbanken, deren Grundsätze noch nicht verdorben sind, einen niedrigen Procent-Satz bewirkte, machte sie es möglich, daß das Anleihe-System und das mit demselben verbundene Kriegführen mit verminderter Gefahr fortgesetzt werden konnte.

Es kann nicht in der Absicht dieses Aufsatzes liegen, eine vollständige Geschichte des brittischen Anleihe-Systems zu geben; denn diese würde mehr oder weniger eine Geschichte des großbritannischen Reiches werden müssen. Wir beschränken uns, nachdem wir seinen Zusammenhang mit der Staatsgesetzgebung nachgewiesen haben, nur auf einige, dasselbe betreffende Hauptbemerkungen; und zwar zu keinem anderen Zweck, als um aufmerksam zu machen auf die Wirkungen, welche dies

System hervorgebracht hat, und, aller Analogie zufolge, künftig hervorbringen wird.

1) Die ganze englische Staatsschuld, als Produkt von Anleihen, belief sich um die Zeit, wo Wilhelm von Oranien und Marie, die Tochter Jacobs des Zweiten, den brittischen Thron bestiegen, auf 1,054,925 Pfd. Sterling. Von dieser Zeit an ist sie, in dem Zeitraum von 1689 bis 1815, nach Einigen, auf 777,460,000, nach Anderen, auf 906,939,389 Pfd. gestiegen.

2) Was von beiden man auch als wahr annehmen möge: immer folgt daraus, daß an eine Realisirung dieser Staatsschuld, sofern diese nur durch metallische Werthe zu bewirken ist, nicht zu denken sey. Das Ganze der Staatsschuld hat seine Wirklichkeit nur durch die Zinsen, welche dafür bezahlt werden, und selbst die Bezahlung dieser Zinsen beruht auf einem Geld-System, bei welchem von metallischen Werthen nur in sofern die Rede seyn kann, als sie ihre Benennungen hergeben.

3) Annehmen, daß in dieser Staatsschuld alles ideal sey, heißt eine Voraussetzung machen, welche in sich selbst unstatthaft ist. Die Realität derselben ist durch die Zinsen verbürgt, welche dafür bezahlt werden; und diese Realität muß fortdauern, so lange die Bezahlung der Zinsen nicht stockt. Man kann also die gesammte Staatsschuld zu dem Kapital-Vermögen Englands rechnen, und geradezu behaupten, daß sie Geld sey, weil sie von jedem Inhaber eines Staatsschuldscheins dafür genommen werde.

4) Sofern aber jene 777,460,000 oder 906,939,389 Pfd. Sterl. Geld sind, und Großbritannien sich folglich

vor

vor allen Europäischen Staaten durch seinen Geldreichthum auszeichnet — was ist natürlicher, als daß in Großbritannien das Geld den geringsten Werth habe, und daß folglich Alles verhältnißmäßig theurer daselbst sey, als in anderen Reichen? Wäre nun Geldreichthum und Wohlhabenheit eins und dasselbe: so müßte sich auch die meiste Wohlhabenheit in England finden. Dem ist aber nicht also. Der Britte braucht, wenn es auf die Befriedigung seiner Bedürfnisse ankommt, statt Eines Thalers fünf Thaler, ohne daß seinen Genüssen dadurch das Mindeste zuwächst; er würde folglich, wenn das Verhältniß des Geldes zu den genießbaren Dingen zum Vortheil des ersteren wäre, mit Einem Thaler eben so reich seyn, als er gegenwärtig mit fünf Thalern ist.

5) Die Rückwirkung dieses Verhältnisses des Geldes zu genießbaren Sachen kann nicht anders als nachtheilig für alle Diejenigen seyn, welche sich in dem Falle befinden, von dem Ertrage ihrer Kapitalien leben zu müssen; denn wenn diese Kapitalien nicht sehr bedeutend sind: so gewähren sie kein Auskommen, bei welchem man sich auch nur erträglich befinden könnte. Selbst die, welche sich ihren Unterhalt durch irgend eine Arbeit verschaffen, sind sehr übel daran; denn, da bei einem naturgemäßeren Verhältnisse des Geldes zu den genießbaren Sachen, Ein Thaler leichter zu erwerben ist, als fünf: so bleiben sie, trotz aller Anstrengungen, immer hinter dem zurück, was sie zu ihren Bedürfnissen rechnen möchten. Man hat sich also gar nicht darüber zu wundern, daß in Großbritannien die Zahl der Hülfsbedürftigen alljährlich zunimmt; noch weniger darüber,

daß eine große Zahl von Solchen, die mittelmäßig begütert sind, dem Vaterlande den Rücken zuwendet, um im Auslande bequemer zu leben.

6) Die Summe der alljährlich, Behufs der Staatsschuld, zu zahlenden Interessen ist gegenwärtig auf 40 Millionen Pfd. Sterl. anzunehmen. Die brittische Nation hat also durch das Anleihe-System im Verlaufe der Zeit nichts erspart. Ohne dies System würde sie der Kriege weniger gehabt haben; mit demselben ist sie dahin gelangt, daß sie jährlich für die überstandenen Kriege 40 Millionen zahlen muß, indeß der Staatsdienst seinen Gang fortsetzt, und jährlich durch eine nicht geringere Summe gedeckt werden muß. Unstreitig würde Großbritannien, ohne sein Anticipations-System, nicht zu derjenigen Größe und Macht gelangt seyn, die es vor allen Staaten der Welt auszeichnen: allein welchen Werth können diese Größe und diese Macht haben, wenn ihre Aufrechthaltung mit so ausgezeichneten Anstrengungen und Aufopferungen verbunden ist, daß jeder Engländer sie gewiß in seinem Innersten fühlt?

7) Die furchtbarste Wirkung der Anticipationen, genannt Anleihe-System, ist folgende. Man mag die brittische Staatsschuld auf 777,460,000 oder auf 906,939,389 Pfd. Sterl. setzen: so ist diese ungeheure Summe nur unter sehr bestimmten Bedingungen Geld; und die erste dieser Bedingungen ist, daß sie als Geld angelegt werden könne. Da nun der brittische Handel, wie umfassend er auch seyn möge, dazu nicht ausreicht: so hat sich der Krieg an den Handel als ein zweites Mittel anschließen müssen, dem brittischen Kapitals-Ver-

mögen Anwendung zu verschaffen. Man kann also geradezu behaupten, daß die brittische National-Schuld, so wie sie gegenwärtig existirt, zu einer Ursache des Krieges geworden ist. Sie war es nicht, so lange sie sich innerhalb gewisser Gränzen hielt: sie ist es aber geworden, seitdem sie diese Gränzen überschritten hat, und ist es vorzüglich dadurch geworden, daß ihre Realität in eben dem Verhältnisse abgenommen hat, in welchem ihr Umfang gewachsen ist. Denn soll Papier Geld seyn und bleiben: so muß es als Geld wirken; ein solches Wirken aber ist bedingt durch die Mannichfaltigkeit der Veranlassungen, die, wenn sie durch den Handel nicht allein herbeigeführt werden können, den Krieg zu Hülfe rufen müssen. Ohne sich einem Argwohn hinzugeben, kann man behaupten, daß die brittische Regierung, vermöge des Verhältnisses, worein sie durch die National-Schuld mit der Nation getreten ist, den Krieg nicht aussterben lassen kann; und welches auch immer die Zukunft seyn möge, die uns von dieser Seite bevorsteht: so ist daran weder etwas zu verbessern noch zu verschlimmern, so lange die Idee einer ins Unendliche wachsenden National-Schuld in Großbritannien fortdauert, und nicht durch eine sich rächende Natur der Dinge verdrängt wird.

8) Der Gedanke der brittischen Regierung kann kein anderer seyn, als für diese National-Schuld immer mehr freien Spielraum zu gewinnen, welches nur in sofern möglich ist, als der Handel den Krieg, und umgekehrt der Krieg den Handel unterstützt. Eben deswegen sind Vergrößerungen auf Kosten anderer Mächte der britti-

schen Regierung nicht so fremd, als Manche geglaubt haben, und noch jetzt glauben. Wie unendlich vortheilhaft hat sich Großbritannien seine Lage durch den Pariser Frieden und durch den Wiener Congreß zu machen gewußt! Wie noch weit vortheilhafter wird es sich dieselbe machen, wenn die Nachgiebigkeit gegen Großbritannien sich gleich bleibt!

9) Aber, wird man sagen, wenn die brittische Staatswirthschaft so erschöpfend für Großbritannien selbst ist, woher kommt es, daß das Anticipations-System noch immer fortdauert? Die Ursachen dieser Erscheinung sind mannichfaltig. Einmal, wenn Papier Geld geworden ist, so folgt die Vermehrung dieses Geldes denselben Gesetzen, welchen die Vermehrung des Metallgeldes unterliegt. Zweitens kann es in einem System, welches nothwendig mit Eroberungen verbunden ist, nie an Personen fehlen, welche sich schnell bereichern, und, gedrückt von ihrem Reichthume, sich desselben gegen gute Sicherheit, oder was sie dafür halten, entladen. Drittens bereichert der Krieg selbst eine nicht geringe Anzahl von Personen, welche ihr Vermögen nicht besser anzulegen wissen, als in Staats-Effecten. So unterstützt, kann das Anticipations-System noch sehr lange vorhalten. Das einzige Mittel, es zu einem schnellen Stillstande zu bringen, würde dann eintreten, wenn der brittischen Regierung in Hinsicht des Krieges die Hände gebunden würden. Da dies aber nur dadurch geschehen könnte, daß die organische Gesetzgebung von ganz Europa sich verbesserte, und die Staaten dieses Erdtheils in ganz andere Verhältnisse träten, als die bisherigen gewesen

sind: so läßt sich schwerlich der Zeitpunkt bestimmen, wo die Dinge in England eine, dem Frieden von Europa günstige Wendung nehmen werden.

Hat es mit dem bisher Bemerkten seine Richtigkeit: so ist die Entwickelung, welche dem großbritannischen Reiche seit der Regierung Wilhelms des Dritten zu Theil geworden, ganz vorzüglich das Werk der Gesetzgebung dieses Reichs, d. h. einer Gesetzgebung, deren erste Grundsätze einer tieferen Erörterung bedürfen, als sie bisher gefunden haben. Hieraus aber folgt, daß man nie versuchen wolle, das, was Großbritannien eigenthümlich ist, nach anderen Reichen zu verpflanzen; denn ein solches Unternehmen würde immer mißlingen, indem die Wirkungen sich nicht von den Ursachen trennen lassen, diese aber von einer so eigenthümlichen Beschaffenheit sind, daß eine Verpflanzung derselben in das Reich der Unmöglichkeiten gehört. Wollte man zum Beispiel das Anticipations-System von der brittischen Verfassung trennen: so würde der Erfolg nach wenigen Jahren zeigen, wie unthunlich dies gewesen sey. Herr Say bemerkt in seinem Aufsatz über England und die Engländer: „das große Unglück dieses Reichs habe nur Eine Quelle, nämlich die, daß es seit vielen Jahren Verwaltungen gehabt habe, die, indem sie alle mögliche Fehler begangen, nie den Verbindlichkeiten der Regierung ungetreu geworden seyen.“ Man könnte dies den Triumph der brittischen Administration nennen; denn was gereichte einer Administration wohl mehr zur Ehre, als ein ganzes Jahrhundert hindurch ein in sie gesetztes Vertrauen zu rechtfertigen? Indeß liegt Herrn Say's Irrthum darin, daß er sich ein brittisches Ministerium ungefähr eben so denkt, wie das Ministerium des ersten besten Continental-Staats, während es von diesem durch sein Verhältniß zu dem Parliament aufs Wesentlichste verschieden ist. Wollte man die Sache genauer untersu-

chen: so würde sich finden, daß es niemals in der Macht der brittischen Administration stand, den Verbindlichkeiten der Regierung ungetreu zu werden. Die Aufgabe bestand für sie niemals darin, einen anderen, besseren oder schlechteren, Gesellschaftszustand herbeizuführen, sondern den einmal vorhandenen durch alle nur ersinnliche Mittel zu beschützen; und, bei Lösung dieser Aufgabe einerseits durch das Parliament, andererseits durch die ganze Lage Großbritanniens unterstützt, mußte ihnen dieselbe unstreitig leichter werden, als es den Blicken der Continental-Bewohner einleuchtet. An ihrer Stelle würden alle Minister des Continents nicht anders gehandelt haben, so daß die Weisheit und Tugend, die in ihrem Verfahren liegt, in keinen hohen Anschlag gebracht zu werden verdient.

Man hat in unseren Zeiten den Unsinn so weit getrieben, mit gänzlicher Hintansetzung des ursachlichen Zusammenhanges der Erscheinungen, die Eigenthümlichkeit des großbritannischen Reichs als etwas Absolutes zu nehmen, und auf dies Absolute die allerkühnsten staatswirthschaftlichen Maximen zu gründen. Dahin gehört zum Beispiel: daß, da Verbrauch das stärkste Reizmittel der Hervorbringung sey, derselbe nicht zu weit getrieben werden könne. In Großbritannien sind die großen Bedürfnisse der Regierung ganz unstreitig der Haupthebel einer mit den größten Anstrengungen verbundenen Gewerbthätigkeit; aber, wenn man gleich zugeben muß, daß Verbrauch und Hervorbringung in einem Verhältnisse von Ursache und Wirkung stehen, folgt daraus, daß dies Verhältniß so überspannt werden müsse, daß die Hervorbringung dem Verbrauche nur nachzukeichen habe? giebt es hierin, wie in allen menschlichen Dingen, nicht ein gewisses Maß, das nicht überschritten werden darf? und muß, vernünftiger Weise, nicht erst abgewartet werden, wie ein Verfahren endigen wird, vermöge dessen

man nicht einmal dabei stehen bleiben kann, sich des halben Einkommens der Nation zu bemächtigen? „Alles, erwiedert man hierauf, kommt auf die Ausgleichung an, zu welcher das Geld das Mittel ist.“ Gut; aber um diese Ausgleichung zu bewirken, müßt ihr von allem metallischen Werthe des Geldes abstrahiren, und, indem ihr Papier an die Stelle des Metalles setzt, bringt ihr ein Schwanken in alle gesellschaftliche Verhältnisse, und tödtet zuletzt den Gewerbfleiß durch den Mangel an Aufmunterung: das größte Verbrechen, welches an der Gesellschaft begangen werden kann, weil die Arbeit die Grundlage aller Moralität ist, diese aber nur so lange bestehen kann, als es ein reelles Remunerations-Mittel giebt, durch welches man im Stande ist, sich die Productionen der Arbeiten Anderer anzueignen. Weit entfernt, das Papiergeld als absolut schädlich zu verschreien, müssen wir darauf bestehen, daß es nur in sofern einen Werth hat, als es eine Anweisung auf Metallgeld ist, gerade wie dieses immer nur eine Anweisung auf genießbare Dinge seyn soll, und daß von dem Augenblick an, wo es diesen Charakter verliert, die Auflösung aller gesellschaftlichen Bande, und mit ihr alle Verderbtheit eintritt. Nicht von dem, was Großbritannien in diesem Augenblicke ist, kann die Rede seyn, sondern von dem, was sein Staatsleben mit sich bringt, das in keinem Augenblick abgeschlossen ist. Unstreitig wird es nach 25 oder 50 Jahren auf einem ganz anderen Punkt der Entwickelung stehen; und dann wird sich zeigen, wie viel Vertrauen eure Theorieen verdienen.

Fort mit diesen falschen Theorieen, welche auf Voraussetzungen beruhen, die durchaus unstatthaft sind. Welche Bahn das Schicksal dem großbritannischen Reiche gezeichnet habe, mag dahin gestellt bleiben; so viel ist aber gewiß, daß die Entwickelung, die es in dem letzten Jahrhunderte erhalten hat, nicht stille stehen kann. Die

National-Schuld, nachdem sie eine so unermeßliche Höhe erreicht hat, kann nur wachsen; und, indem sich die Bedürfnisse der Regierung in eben dem Maaße vermehren müssen, in welchem jene zunimmt, läßt sich schlechterdings nicht bestimmen, bis zu welchem, alle Freiheit und selbst alle Genußfähigkeit vernichtenden, Grade sich die Regierung der National-Industrie bemächtigen werde. Das gegenwärtige Staatsleben Großbritanniens ist begränzt durch den guten Willen der brittischen Nation, die ihr aufgebürdeten Lasten zu tragen. Ob dieser sich immer gleich bleiben könne, ist eine Frage, die, wenn die ganze Zukunft ins Auge gefaßt wird, sich nur verneinen läßt. Dahin ist es bereits gekommen, daß die Repräsentanten der Nation, selbst abgesehen von jedem Privatinteresse, das sie zur Unterstützung des bisherigen Systemes bestimmen kann, alle Maßregeln der Administration, sofern sie auf Vermehrung der National-Schuld hinauslaufen, blindlings billigen müssen, weil die Größe der National-Schuld selbst dies mit sich bringt. Alles übrige nun kann man ruhig erwarten, als etwas, das sich ganz von selbst findet. Unstreitig werden wir noch sehr interessante Erscheinungen an Großbritannien erleben; aber von welcher Art sie auch seyn mögen, und was auch immer durch den Verstand der Regierung sowohl als der Nation vermittelt werde: immer wird sich zeigen, daß es eine Natur der Dinge giebt, welche nicht ungestraft verletzt werden kann, und daß, wenn die Verletzung ihren höchsten Punkt erreicht hat, keine noch so große Fülle von Genie ausreicht, den Umsturz zu hintertreiben. Dann — und nur dann — wird offenbar werden, was an England nachahmungswürdig war, und was nicht.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITE